












DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.50
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7 —
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.50
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 126 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.–, 1/2 Seite K 36.–, 1/4 Seite K 20 –. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 64 WIEN, ANFANG JÄNNER 1901 II. JAHR

Herrn Koerbers Denkorgan — der Mann heißt Sieghart — ist blamiert. Die Socialdemokratie und der christliche Socialismus sind just dort unterlegen, wo sie nach den Gesetzen der officiösen Logik Erfolge ernten mussten. Unsere politische Entwicklung wird nicht durch die wirtschaftliche bestimmt, die nördlich der Donau zur Ausbreitung der Socialdemokratie, südlich des Stroms zum Erstarken des christlichen Socialismus führen müsste. Nichts geschah bei den Wahlen der fünften Curie, als dass jede Partei der nächstradicaleren einige Mandate abtrat: die Conservativen den Christlichsocialen, diese den Socialdemokraten, die den Radicalnationalen. Besiegt wurde bloß die Politik der Mäßigung, und die mäßigen Politiker, die sie erfunden haben, werden bald nur noch den letzten Schluss aller Regierungsweisheit zu ziehen haben: Zurücktreten!

*

Die Niveau-Unterschiede zwischen den beiden Volksparteien Niederösterreichs sind langsam, aber beharrlich ausgeglichen worden. Die Socialdemokratie kam sittlich und geistig den Christlichsocialen immer näher. Die Schimpfwörter des Pöbels wirken als Argumente im Munde des Herrn Schuhmeier ebenso kräftig wie von den Lippen des Herrn Schneider, und auf ein »Gauner« des ‚Deutschen Volksblatts‘ mit einem »Lumpen« zu antworten, hat sich der ‚Arbeiter-Zeitung‘ allemal als die wirksamste Widerlegung erwiesen. Wenn die Christlichsocialen »das Volk verdummen«:

die Socialdemokraten können es auch und fügen noch den Spott zum Schaden. Die ‚Volkswacht', die billige Ausgabe der ‚Arbeiter-Zeitung', kann dem Volke das Ergebnis der Lottoziehungen, das ihm vom ‚Deutschen Volksblatt' pünktlich verkündet wird, natürlich nicht vorenthalten, höhnt aber die zum Spiel Verführten durch die Aufschrift: »Die Hoffnung der Dummen.«

*

Die Hoffnung auf die Dummen: sie ist der Grundgedanke der Politik unserer Socialdemokraten und Christlichsocialen seit 1897 gewesen. Nun ist die Frage, welcher Socialismus eigentlich der des dummen Kerls von Niederösterreich sei, entschieden worden: beide, der des Gregorig so gut wie der des Schuhmeier. Die Klugen und Unbefangenen konnten es nicht als ihre Aufgabe betrachten, bei solcher Entscheidung mitzuwirken, und enthielten sich der Wahl. So siegte Herr Pernerstorfer in Wiener-Neustadt, obgleich er weniger Stimmen als bei seiner letzten Niederlage errang. Die Wiener Intelligenzler, die Herrn Pernerstorfer vielleicht in der Hoffnung, dass er als Reichsrathsabgeordneter sein Theaterreferat niederlegen werde, ihre Stimmen gegeben hätten, hatten an der Wahl der Genossen, die sich in Wien um Mandate bewarben, kein Interesse. Sollten sie für Herrn Dr. Ellenbogen eintreten, an dessen im Kampfe gegen die Südbahn bewiesener anticorruptionistischer Gesinnung die Börse keinen Anstoß nahm, oder konnten sie die Begeisterung socialdemokratischer Arbeiter für den Genossen Schuhmeier theilen, der doch der »Bruder« der ärgsten ‚Concordia'-Schmöcke ist? Was aber hätte sie bewegen sollen, den christlichsocialen Candidaten ihre Stimmen zu geben? Die Zeit, da der Antisemitismus in Deutschösterreich parteibildend war, ist vorüber, seit der Antisemitismus so sehr Gemeingut aller deutschen Parteien geworden ist, dass ein Noske nirgends mehr Unterschlupf finden kann. Nun fragt man nach dem

politischen und wirtschaftlichen Programm der Partei, deren Männer 1897 als Antisemiten gesiegt haben, und nach den Thaten, die sie verrichteten, und erkennt, ihre sämmtlichen Thaten seien ihre sämmtlichen Reden mit dem geistigen Inhalt: »Hep, Hep!« Wer denkt bei diesem Rufe noch daran, dass er den Anfangsbuchstaben der Worte »Hierosolyma Est Perdita!« seine Entstehung dankt? Nein, Hierosolyma ist nicht verloren; es blüht, gedeiht und jubelt ob des Sieges der Socialdemokraten. Zur Erklärung dieser seltsamen Erscheinung will ich das nächstemal noch einiges sagen.

* * *

‚Neue Freie Presse', 4. Jänner, Seite 1:

»Die unglaubliche Zumuthung, dass ein Wahlkreis, dem die Innere Stadt angehört, einen Bielohlawek wählt, ist endlich zurückgewiesen worden.«

‚Neue Freie Presse', 4. Jänner, Seite 2:

Erster Wahlkreis. Es entfielen auf:

Dr. Wilhelm Ellenbogen . . . 16.317 Stimmen
Hermann Bielohlawek . . . . 15.338 »

Davon in der Inneren Stadt:

auf Bielohlawek 3620 Stimmen
auf Ellenbogen 2757 Stimmen.

Die »unglaubliche Zumuthung« ist also der Inneren Stadt nur durch die Hilfe der Leopoldstadt erspart geblieben, und wäre die Innere Stadt ein eigener Wahlkreis, so wäre die Zumuthung Ereignis geworden. Und einen Tag vor der Wahl hatte die ‚Neue Freie Presse' noch sinnig erklärt: »Sie mögen die Herzen der Wiener erobert haben, das Herz von Wien ist ihnen fremd geblieben.« Damit hatte sie eigentlich freiwillig zugegeben, dass es keine Wiener sind, die im »Herzen von Wien« wohnen. Trotzdem wählten sie am nächsten Tag Herrn Bielohlawek.

* * *

Epilog.

(Im Gasthause »zum goldenen Brunnen«. Die drei Führer der Partei vom »armen Teufel« an einem Tische.)

Der intellectuelle Theaterkritiker (pathetisch): . . . Die Ideen der Freiheit haben also doch den Sieg davongetragen über Roms Clerisei . . .

Der kühle Rechenmeister (trocken): Das heißt, wir haben diesmal etwas mehr Geld gehabt . . .

Der Intellectuelle (unbeirrt): Die Früchte der Volksbildung sind herrlich aufgegangen . . .

Der Rechenmeister: Die Juden haben nämlich diesmal wie ein Mann für uns gestimmt . . .

Der Intellectuelle: Und an Wiens äußersten Gemarken hat sich ein entschiedener Umschwung im Sinne der socialen Ideen vollzogen . . .

Der Rechenmeister: Ja, das war in Favoriten, wo wir 5000 Ziegelarbeiter in die Wählerliste hineinreclamiert haben.

Der Intellectuelle (gekränkt): Aber in meinem Bezirke ist doch diese ideelle Einwirkung ganz unverkennbar . . .

Der Rechenmeister: Die ideelle Einwirkung des gekränkten Herrn Wedral nämlich, der gegen den Steiner intriguiert hat, Du Kind! Frag' nur unsern populären Volksmann, was dem die »großen Ideen« genützt haben!

Der populäre Volksmann (zögernd): Ja, das heißt, was meinen Wahlkreis anb trifft, so haben sich in Odagring die G'schäftsleut gefurchten, dass d'erschlagen werden, wenn's für die Partei vom »braven Bürger« wählen, und . . .

Der Rechenmeister (ergänzend): . . . und in den anderen Bezirken hat man ihnen gesagt, dass sie die Kundschaft verlieren, wenn sie nicht schön zuhause bleiben.

Der Intellectuelle (mit sittlichem Ernst): Ich möchte doch davor warnen, die Imponderabilien zu unterschätzen . . .

Der Rechenmeister: Diese Redewendung kannst Du im Parlament verwerten. Dort wirkt so was großartig . . .

Der Volksmann (einfallend): A net mehr . . .

Der Rechenmeister (fortfahrend): . . . oder in einem ästhetischen Feuilleton . . .

Der Intellectuelle (gereizt): Wenn Dir meine Theaterartikel so heiter vorkommen, warum lässt Du sie mich dann schreiben?

Der Rechenmeister (trocken): Damit Du keine politischen Artikel schreibst.

(Schweigen.)

Der Intellectuelle (nach einer Pause): Es war aber auch schon höchste Zeit . . .

Der Rechenmeister: Was?

Der Intellectuelle: Dass wir endlich einen wenigstens partiellen Erfolg zu verzeichnen haben.

Der Rechenmeister: Pah!

Der Intellectuelle: Es hatte sich schon eine lähmende Unzufriedenheit der Leute bemächtigt. Ist's nicht so, mein lieber populärer Volksmann?

Der Volksmann: Ich kann nur vorbringen, dass mich meine treuesten Anhänger in Odagring geprügelt hätten, wenn wir wieder alle durchgefallen wären.

Der Intellectuelle: Und dieser gewaltige Sieg des Radicalismus in den Sudetenländern. Mir war schon angst und bange vor dem nächsten Parteitag . . .

Der Rechenmeister (geringschätzig lächelnd): Was wollt Ihr denn? Es sind doch immer wieder lauter Parteibeamte dort. Wir werden so wenig jemals ein Misstrauensvotum vom Parteitag erhalten, als ein Ministerium von seinen Beamten eins kriegen wird. Und ein Gegner, der von außen kommt, wird entweder von der Börsenpresse umgebracht . . .

Der Volksmann (ergänzend): Oder, wenn er's Maul durchaus nicht halten will, bekommt er eine Parteianstellung.

Der Rechenmeister (zum Intellectuellen): Dem kannst Du glauben, er spricht aus Erfahrung . . .

(Zur Thüre herein stürmt der hochbegabte und pressrechtlich wohl durchgebildete Redacteur.)

Der Redacteur: Kinder, ich habe eine große Entdeckung gemacht!

Alle: Nun?

Der Redacteur (hastig): Die großen Siege, die wir erfochten haben: Wisst Ihr, wer eigentlich das Verdienst daran hat?

Die Anderen: ?

Der Redacteur: Ich! Speciell die letzte Glosse, die ich vor dem Wahlkampf geschrieben habe, scheint mir entscheidend gewesen zu sein. Ich . . .

Der populäre Volksmann (nimmt den Intellectuellen unter den Arm): Meine Herren, wir haben Eile, das Siegesfest . . . (Im Abgehen leise zum Intellectuellen): Und da soll man kein . . . (sich verbessernd): Und da ist es oft schwer, an der Gleichberechtigung der Confessionen in allen Fällen festzuhalten . . .

(Der Rechenmeister hört und sieht nichts. Er entwirft soeben eine statistische Tabelle mit genauen Daten über den Zuwachs der Wähler durch die neue Steuer in allen Sectionen der zwanzig Bezirke.)

Tertius gaudens.

* * *

Die Wiener Presse hat kürzlich wieder einmal Fortschritt und Bildung gegen die christlichsociale Reaction wacker vertheidigen können, da die ‚Wiener Abendpost‘ einen Erlass des niederösterreichischen Landesschulrathes mittheilte, der die Mittelschüler den Verkehr mit Hochschülern meiden heißt. Vorher hatte die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ mitgetheilt, der Unterrichtsminister habe einen derartigen Erlass herausgegeben. Die »Concordia«-Presse, die liberal die clericalen Anwandlungen des Herrn Hartel duldet, schwieg über diese Nachricht, die ‚Wiener Abendpost‘ dementierte sie. Der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ war nichts daran gelegen, ihre Behauptung aufrecht zu halten. Wenn nicht Herr v. Hartel, sondern Gessmann der Schuldige war, so war 's um so besser für die deutschnationalen Studenten, denen ja ein niederösterreichischer Landesausschuss nichts anhaben kann, um so besser auch für die deutschnationalen Politiker, die aus einem Angriffe gegen die christlichsociale Körperschaft viel mehr Capital schlagen können als aus der Bekämpfung des Unterrichtsministers. Die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ sah also großmüthig Herrn Hartel nach, was er seit Jahren gegen die deutschnationale Gesinnung der

Mittelschullehrer unternommen hat, schwieg von den schwarzen Listen im Unterrichtsministerium, von der Ueberwachung der politischen Bethätigung der Lehrer durch die Landesschulinspectoren und von der Zusammensetzung der staatlichen Vertretung im niederösterreichischen Landesschulrath. Sie erinnerte nicht einmal daran, wie viel ältere Verdienste sich Herr Scheindler im Kampfe gegen die Deutschnationalen erworben hat, als Herr Gessmann. Herr Scheindler, der an einem Provinzgymnasium als Züchter patriotischer Gesinnung unter der Jugend und durch die Anzeige deutschnationaler Umtriebe an die Gerichte vielbeneidete Erfolge errungen hat und zum Dank dafür Landesschulinspector in Wien geworden ist, wird sich aber sein geistiges Miteigenthum an dem Erlasse, der den Umgang mit Hochschülern verbietet, sicherlich nicht zugunsten des Herrn Gessmann bestreiten lassen. Und nicht Herr Gessmann, sondern nur Herr Scheindler ist imstande, die Durchführung des Erlasses an den Wiener Gymnasien, die sämmtlich Staatsgymnasien sind und dem niederösterreichischen Landesausschuss nicht unterstehen, zu erzwingen. Mir war jenes Verbot des Verkehrs mit Hochschülern seit Mitte October bekannt, da es am k. k. Carl Ludwig-Gymnasium in Meidling verlautbart wurde; die Schüler der Anstalt meinten, Herr Director Wastl, dessen bewährter österreichischer Patriotismus bereits durch den päpstlichen Gregororden belohnt worden ist, sei der Urheber der allgemein belächelten Verfügung. Und ein Jurist, der wohl Verwandte oder Schüler am Carl Ludwig-Gymnasium hat, sandte mir damals eine drollige Klage über die Schwierigkeiten zu, die den Schülern dieser Anstalt das Bemühen, dem Erlasse zu gehorchen, verursache. Einige seien fest entschlossen, mit ihrer Familie gänzlich zu brechen, da sie anderenfalls mit deutschnationalen Juristen und Technikern, ihren Brüdern, zu verkehren nicht aufhören könnten. Alle zitterten sie davor, in Gesellschaft

oder an öffentlichen Orten von jungen Männern in ein Gespräch gezogen zu werden, da sie jene doch nicht fragen könnten, ob sie etwa Hochschüler seien, um ihnen, falls die Frage bejaht würde, den Rücken zu kehren. Besonders grüblerische Knaben aber hätten der Frage nachzusinnen begonnen, ob nicht auch der Verkehr mit gewesenen Hochschülern strafbar sei. Einer wollte schon seinem Vater, einem Arzte, erklären, dass er nicht mehr mit ihm umgehen werde, als ihm noch rechtzeitig einfiel, dass ja auch die Mittelschulprofessoren ehemals Hochschüler gewesen sein müssten. Da meinte denn der Junge, wenn der Verkehr mit dem Lehramtscandidaten A bildend sei, während der Verkehr mit dem Studenten der Philologie, der A noch vor einem Jahre war, entsittlichend hätte wirken können, so weise sich hier wiederum, wie die Zeit alle Wunden heilt. Er brauche sich offenbar nicht zu fürchten, mit Hochschülern umzugehen, da er doch den Verkehr auch weiter aufrechthalten wolle, nachdem sie die Hochschule verlassen hätten.

* * *

Non scholae sed vitae! Concordia parvae res crescunt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun! Probieren geht über Studieren! Gut Ding braucht Weile! Hilfreich und wahr! etc. etc. . . . Das sind nicht etwa bloß Trivialitäten, die unsere Schuljungen nach der weisen Ueberzeugung ihrer Erzieher in deutschen Aufsätzen breittreten müssen, um zur Klarheit des Denkens, zu echter Herzensbildung und zum guten deutschen Stile zu gelangen. Nebst anderen gleich tiefgedachten Sätzen füllen jene Sprichwörter ein Heft, das die ‚Wiener medicinische Wochenschrift‘ unter dem Titel »Aphorismen« zur Feier ihres 50jährigen Bestandes kürzlich erscheinen ließ. Berühmte und unberühmte Mitarbeiter sind der Aufforderung des Herausgebers der ‚Wiener medicinischen Wochenschrift‘ gefolgt, in gedrängter Kürze gleichsam die Summe ihrer Welt-

anschauung, ihres Denkens über medicinisches Wissen und Können, über das Verhältnis von Aerzten und Kranken zu ziehen. Da stammeln denn Gelehrte die Sprüchlein, die man sie in der Schule gelehrt. Nur wenige haben in einen solchen Spruch einen persönlichen Inhalt hineingedacht. Wenn der alte Messerheld Weinlechner »Frisch gewagt ist halb gewonnen« als den Grundsatz seines Wirkens bezeichnet, so denkt freilich jeder von den Hunderten, die an seiner Spitalsabtheilung mit Schaudern die Vernachlässigung von Asepsis und Antisepsis gesehen haben, daran, wie Weinlechner seit Jahrzehnten geschickt und mit glücklicher Zuversicht darauf los schneidet. Und mancher Patient Weinlechners lebt auch wirklich noch, um das frische Wagen des Altmeisters der Wiener Chirurgie zu preisen....

Da unsere medicinischen Gelehrten und Praktiker Gedanken äußern sollten, fühlten sie sich zumeist in einer fatalen Klemme. Einige halfen sich mit Witzen heraus. Der Universitätsprofessor für Ohrenheilkunde, Herr Adam Politzer, ein zweiter Moses, der sein: »Höre Israel!« immer wieder an die Tänzer um das goldene Kalb richtet, schreibt: »Gehör will heute jeder sich verschaffen, da Streberthum so üppig in die Halme schießt, doch hören niemand, wenn's andere zu fördern gilt.« Und der Universitätsdocent des gleichen Faches, Dr. Benjamin Gomperz, sagt kurz und sinnlos, aber paradox: »Wer hören will, muss fühlen.« Der Eindruck, dass man eine Kneipzeitung lese, wird vollends befestigt, wenn man zu den ernstgemeinten Aussprüchen gelangt. Die Art, wie der Feuilletonist der ‚Neuen Freien Presse', Dr. Th. Beer, der betrüblichen Wahrheit gegenüber, dass kranke Menschen selten gesund werden, das Paradoxon verficht: »Ein gesunder Mensch wird nicht krank«, mahnt an schöne Bierschwefelzeiten, und wenn dann Professor Kassowitz Zolas »berühmten Spruch«: »Die Wahrheit ist unterwegs!« citiert, fragt man erschreckt, ob man nicht unversehens zu einem Feste

der »Kadimah« gerathen sei. Aber die Anwesenheit des strammantisemitischen Professors Monti verscheucht solche Befürchtungen, und mit Befriedigung vernimmt man von ihm die überraschende Lehre: »Ehrlichkeit, Beharrlichkeit und Talent sind die Grundbedingungen einer erfolgreichen Forschung.«

Die Wissensdurstigen, die aus der Festschrift der ‚Wiener medicinischen Wochenschrift' eine Fülle ähnlicher noch unerprobter Wahrheiten zu schöpfen bereits verschwören wollten, waren schließlich doch um eine Erfahrung reicher: dass in der Medicin unserer Tage die Frage, wie es den Kranken geht, offenbar weit seltener gestellt wird als die, wie es den Aerzten geht. Sie erfuhren: »Human soll nicht bloß der Arzt gegenüber seinen Patienten sein, sondern auch der Patient gegenüber seinem Arzte.« Schönere Zeiten werden kommen: Da wird Kranksein einen humanen Beruf bilden, und das Standesbewusstsein der Patienten wird nicht minder kräftig sich regen, als heute jenes der Aerzte. Und wenn man unter ärztlichem Standesbewusstsein mit den Verfassern der Aphorismen die Forderung möglichst hoher Honorare zu verstehen hat, so wird wohl das Standesbewusstsein der Patienten in der Bereitwilligkeit zur Zahlung solcher Honorare bestehen.



Das Argument, mit dem die kritischen Stuhlrichter am kräftigsten zu wirken meinen, wenn sie eine ungeberdige Kunstjugend in ihre Schranken weisen und einen eben erworbenen Credit untergraben wollen, ist der Vorwurf der »Respectlosigkeit«. Junge Versdichter, die, fern allem programmatischen Kampfe, höchstens noch mit der Versform ringen, werden be-

schuldigt, einen »Sturmlauf gegen Schillers Rhetorik« zu planen — wie einst im Mai des grünenden Jüngstdeutschland. Die Herren Schütz und Thaler wollen sich nicht eher beruhigen, bis eines Abends der diensthabende Regisseur nicht nur den Dank des eben aufgeführten Autors an das Publicum, sondern ausdrücklich auch dessen Ehrerbietung für Schiller ausspricht. Mit den Alltäglichkeiten einer grämlichen Milieukunst haben sich die Herren, die noch vor vier Jahren unter dem Strich über »Schandkomödien« der Hauptmann und Hartleben zeterten, längst abgefunden; aber wenn ein Schriftsteller, wie's neulich Herr v. Hofmannsthal wagte, irgendetwas in Reime zwingen will, was ihrem Vorstellungskreise entrückt ist, so muss er zur Strafe die Ueberlegenheit der kritischen Allumfasser fühlen. Das Problem des Todes berühren und sich nicht vorher mit Herrn Schütz oder Herrn Tann-Bergler besprechen! Es ist klar, dass dies eine Respectwidrigkeit gegen — Schiller bedeutet. Wenn man der ganzen Journalistenclique ferne steht und eigentlich nur mit Herrn Bahr bekannt ist, so wird man zwar von Herrn Bukovics aufgeführt, aber nachher zeigt sich's, dass das für vaterländische Dichter disponible Zeitungslob in dieser Saison schon für Fräulein delle Grazie aufgebraucht ist. Von Zeit zu Zeit fühlen die Herren das Bedürfnis, nicht mehr bloß einen Ring gegen den Tantièmenerwerb Unbefugter, sondern auch eine Art Unsterblichkeits-Trusts zu formieren. Sie reden sich ganz überflüssigerweise ein, dass sie auch die Nachwelt mit ihrer Recensentenweisheit zu irritieren haben werden, und schlagen einen hoheitsvollen Ton an, der Leuten, deren Unterscheidungsvermögen über die Frage, ob das Haus ausverkauft sei, nicht hinausreicht, wahrhaftig schlecht genug ansteht. Ich lasse mir den Pensionsfonds der »Concordia« nicht als Walhalla vortäuschen und halte mich nicht an die Offenbarungen einer dreimal gespaltenen Literaturgeschichte. Unfehlbar sind ja die Herren bekanntlich nicht einmal dann, wenn sie ihr ange-

stammtes Gebiet nicht verlassen, also sich auf die Constatierung, dass das Haus wiederum ausverkauft war, beschränken. Wie oft hat man es schon erlebt, dass das Haus den Zeitungen diesen Gefallen nicht thun wollte. Aber wenn die Oeffentlichkeit allmählich dem Glauben an die Wahrheitsliebe der Reporter abtrünnig zu werden beginnt, vor dem Vertrauen in die Competenz der Beurtheiler kann sie nicht nachdrücklich genug gewarnt werden.

Ueberschätzung des Herrn v. Hofmannsthal kann man mir wahrlich nicht vorwerfen; aber ich halte es für geboten, ihn gegen das Uebermaß von Unverstand und Böswilligkeit in Schutz zu nehmen, das man neulich an sein kleines Versstück »Der Thor und der Tod« verschwendet hat. Die Herren, die sich bei uns die Curatel über den öffentlichen Geschmack anmaßen, wussten leider nicht, dass selbst zur Ablehnung symbolistischer Gedankenspiele mehr kritische Grütze erforderlich ist als zur Begeisterung für Werke wie die »Wienerinnen« und »Onkel Toni«, und sie griffen mit allzu täppischer Hand in das ihnen dargebotene Bouquet, mochte sein Duft nun natürlichen oder »parfumierten Papierblumen« entströmen. Da ist der unvermeidliche Herr vom ‚Extrablatt'. Er hat vor allem ein gewichtiges Bedenken gegen Hofmannsthal: Seine Figuren, meint er, reden wie der Dichter; »sogar der Kammerdiener benimmt sich wie ein gelernter v. Hofmannsthal. Man denke nur, der Kammerdiener sagt von den gespensterhaften Frauen, die er sieht, dass sie ‚wie Kupferstiche angezogen sind'«. Nun, ich weiß nicht, ob man nicht mit Recht einem Kammerdiener des Edelmannes Claudio mehr Cultur und Fähigkeit der bildhaften Sprache zubilligen könnte, als Herrn Julius Bauer, der bekanntlich bei der Orestie von Atridengullasch, bei Oedipus von Vöslauer Ausstich und bei Antonius und Cleopatra von Busenschützern zu schwärmen pflegt. Aber selbst wenn sich die Kammerdiener in alten Adelsfamilien nicht einmal so gebildet wie

die Leser des ‚Extrablatt' ausdrücken, bleibt noch die Frage zu erörtern, ob Shakespeare sich durch die gedankenschwere Sprache, die er einen Stallknecht Richards II. und einen Gärtner des Herzogs von York führen lässt, nicht etwa eines unverzeihlichen Verstoßes gegen den von Herrn Julius Bauer geforderten Verismus schuldig gemacht hat. Wie der Vertreter des ‚Extrablatt' scheint auch sein Antipode vom ‚Deutschen Volksblatt' Herrn v. Hofmannsthal für einen Vorkämpfer des Naturalismus zu halten, der nur plötzlich seinem Programm abtrünnig geworden ist und darum doppelt scharf angepackt werden muss. »Der Thor und der Tod« beweist — ruft er ahnungsvoll —, »wie decadent unsere Modernen sind. Was sie bei anderen verwerfen und perhorrescieren, den Monolog und den gereimten Vers, das mit dem Realen in Widerspruch stehende Uebersinnliche, all das stellen sie in ihren Dienst, wenn es ihnen gerade behagt, ja Hofmannsthal ist uns gestern sogar melodramatisch gekommen.« Welche Charakterlosigkeit: nicht genug, dass sich Herr Hofmannsthal für Goethe hält und einen Sturmlauf gegen Schiller unternimmt, jetzt geht er, der bisher immer gegen den Monolog war und sicherem Vernehmen nach ausschließlich Hinterhausstücke geschrieben hat, jetzt geht er hin und lässt ein Melodram aufführen! Ueber die geheimsten Absichten dieses Mannes zeigt sich aber Herr Bahr informiert. Der fühlt natürlich als Entdecker und angestammter Verderber des Hofmannsthal'schen Talentes die Verpflichtung, im geschmacklosen Lobe mindestens so weit zu gehen, wie die Anderen im verständnislosen Tadel. Und so verkündet er denn, Herr v. Hofmannsthal sei eigentlich weit mehr als ein zierliches, von allen angenehmen Folgen einer ausreichenden Belesenheit unterstütztes Formentalent; er sei — schon seit dem von einem Siebzehnjährigen verfassten Dramolet »Gestern« — ein Moralist, und durch ihn habe »unsere neue Religion, die wir noch kaum aussprechen können, zuerst künstlerische Gestalt

und Form angenommen«. In der That: »schellenlaut und leer« — Herr Bahr ist es, wie der Thor im Stück des Herrn v. Hofmannsthal, der dies Wort zuerst geprägt hat.

»Der Thor und der Tod« ist lange vor den im Burgtheater aufgeführten Dramen »Der Abenteurer« und »Die Hochzeit der Sobeide« entstanden; jenes überragt diese, wie die Darstellung, die den später entstandenen Werken im Burgtheater ward, die Leistung des Deutschen Volkstheaters überragt. Das feinere Stück wurde hier in Grund und Boden geschrieen und von einer Inscenierung, bei der Herr Bahr als Freund des Hauses assistiert haben soll, um jede Wirkung gebracht. Die Eindrücke dieser Vorstellung vermögen an dem, was ich schon im ersten Hefte dieses Blattes über Herrn v. Hofmannsthal gesagt habe, im Guten und im Schlimmen nichts zu ändern. Gegen alle Unbilden einer ungebildeten Kritik möchte ich ihn nach wie vor einen von allen Culturen erzogenen Bildungslyriker nennen. Ein Musset'sches Wort variierend, meinte ich damals, das Glas, aus dem er trinke, sei zwar klein, aber auch nicht sein eigenes Glas. Es sei indes von köstlichem Edelgestein besetzt, und Verdienst genug, wenn all die Pracht den artistisch geschulten Blick immer wieder anzieht. Keiner ist neben ihm, der Dichter so zu lesen vermag, und in seinem Ohr klingt es — jedenfalls weist dies noch »Der Thor und der Tod« — von allen Rhythmen der Classik. Und ich lobte ihn für den »vornehmen Geschmack, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theaterthums an sich herankommen ließ«. Nun hat er, dessen Sobeide im Rampenlicht verblich, sich verleiten lassen, ein zarteres Werk gröberer Darstellung anzuvertrauen. Herr Hofmannsthal schreibt nicht für die Bühnenwirklichkeit, aber er macht ihr die Concession, dass er sich ihr, nachdem er

geschrieben, überlässt. Und so muss er sich's wohl auch gefallen lassen, dass von klobigen Händen ein Maßstab an sein Schaffen gelegt wird, den es nicht verlangt und den es nicht verträgt. Ein Thor, wer sich mit dem Tode in Gegenwart des Volkstheaterpremièrenhaufens unterhält! Der Edelmann, dessen Kammerdiener selbst die Sprache der Cultur spricht, begibt sich nicht ohne üble Erfahrung in so schlechte Gesellschaft. Vom Gelderwerb — seine Begierde noch im Antlitz — ist sie zum Theatergenuss gestürmt, schnauft ihre Katarrhe aus und hört der Beichte über ein ungelebtes Leben mit geringer Theilnahme zu. Und wenn dann das erste Murmeln von einem entfernten Verständnis durch die Parquetreihen geht, so gilt es der Klage des lebensfremden Thoren: »Wo andere nehmen, andere geben, blieb ich beiseit', im Innern stumm geboren!« ... So lebensfremd und solche Thoren sind die Premièrenbesucher des Deutschen Volkstheaters nicht! Und sie zischen.

* * *

NORDAU: LAOKOON oder UEBER DIE GRENZEN DER SCHREIBEREI UND FRECHHEIT.

Wenn ich an den Vorwurf der »Respectlosigkeit« denke, den bejahrte Kritiker den jüngeren Literaturgemeinden immer wieder entgegenschleudern, so möchte ich die Herren fragen, wie sie sich eigentlich mit der Nachbarschaft ihres Feuilletongenossen Max Nordau abgefunden haben. Gibt es einen Eckstein der Literatur- und Kunstentwicklung, an dem dieser saubere Herr nicht schon seine kritische Nothdurft verrichtet hätte? Seht: Er, der dem Umwerter aller Werte aufs Grab zu speien sich erkühnt hat, ist seit Jahren daran, alle Werte zu entwerten. Und die bourgeoise Welt, die in Entsetzen geräth, wenn einer es wagt, aufgestelzte Modegrößen zu verkleinern, sie jubelt, wenn der cholerische Herr aus Paris-Budapest,

verbittert durch den Mangel einer ärztlichen Praxis und durch die Aussichtslosigkeit des Zionismus, im Reiche der Unsterblichkeit herumzuspucken beginnt. Wir anderen müssen wahrlich noch froh sein, wenn er sich damit bescheidet, seine Wuth an lebendigen Großen auszulassen: Ibsen — Faselhans, Zola — Schweinkerl (versteht sich, bloß bis zum J'accuse), Maeterlinck — Trottel u. s. w. Schlimmer wird's, wenn er sich an Denkmälern und frischen Gräbern zu schaffen macht. Aber die Geduld des Stammpublicums der ‚Neuen Freien Presse' ist unermesslich wie die Geschmacklosigkeit der Redacteure, die in Herrn Nordau wohl gar eine »interessante Individualität« gefangen zu haben wähnen. Und wovor man in Wien besonderen Respect hat, das ist die medicinische Tiefgründigkeit, die die künstlerischen Untersuchungen des Herrn Nordau auszeichnet. Er ordiniert wöchentlich einmal im Feuilletontheil der ‚Neuen Freien Presse', schickt die Leute, die seiner Behandlung überliefert sind, ins Spital oder ins Irrenhaus, und bewährt einen klinischen Blick, um den ihn Hofrath Nothnagel beneiden könnte. Neulich hat er sich sogar als Chirurgen versucht. Und wie das kam und mit welchem Erfolge es geschah, will ich im Folgenden erzählen. Nur so viel sei gleich vorweggenommen: Laokoon - Gruppe: Schlangenbiss — Verwundung zweiten Grades. Leichter »örtlicher Schmerz«, kein Fieber. Patient leidet nicht, wie College Lessing meint, und dürfte mit dem Leben davonkommen . . .

Herr Nordau hat eine »Italienische Reise« unternommen. Das hat sich an denen, die daheim blieben, bitter gerächt. Herr Nordau that eine Reise, missdeutete das Sprichwort und fühlte die Verpflichtung, etwas zu erzählen. Vier Feuilletons! Was hat's da alles zum Niederreißen gegeben! Welche Fülle antiker Nichtswürdigkeiten, über die dem Publicum endlich die Augen geöffnet werden müssen! Pompeji fand Herr Nordau, wie er uns berichtet, bereits zerstört vor. So

möchte er es wenigstens wieder aufbauen helfen. »Eins ist mir«, ruft er angesichts dieses Trümmerfeldes, »immer unverständlich geblieben. Da war eine blühende Stadt von etwa 30.000 offenbar meist wohlhabenden Einwohnern. Bei der Zerstörung sind höchstens einige Hundert von ihnen umgekommen. Die übrigen retteten sich. Der Ausbruch des Vesuvs dauerte nur einige Tage; dann war wieder Ruhe und Friede in der Gegend. Die Aschen- und Bimssteindecke war an vielen Orten nur meter-, an den tiefstbegrabenen Stellen höchstens drei Meter dick. Wie kommt es, dass diese dreißigtausend Obdachlosen nicht schon nach vierzehn Tagen den Wunsch hatten, in ihre wohlgebauten, schönen, noch heute erhaltenen, damals mit geringer Mühe wieder herzustellenden Häuser zurückzukehren..?« Zum erstenmal seit neunzehn Jahrhunderten wird in dieser Angelegenheit ein praktischer Gedanke ausgesprochen, und die seit damals kopflosen Einwohner von Pompeji werden ihn schleunigst aufgreifen müssen. Es ist in der That erstaunlich, dass in der langen Zeit auch nicht ein einziger gescheiter Mensch aufgestanden ist, der die Leute darüber aufgeklärt hat, dass sie wenigstens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keine Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe, wie der im kurzen Zeitraum von 16 Jahren wiederholten Heimsuchung, zu erwarten hätten. Wenn die ‚Neue Freie Presse' demnächst ihren Lesern melden wird, dass in italienischen Regierungskreisen der Gedanke »ventiliert« werde, den Vesuv abzutragen, so werden sie es glauben.*) Aber solcher Maßnahmen bedarf's nicht. Der Vesuv ist längst zahm geworden, er speit selbst dann nicht mehr, wenn ein Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' nach Pompeji kommt, und die

---

*) Im ‚Fremdenblatt' war einst wörtlich das folgende, von einem gutgelaunten Mitarbeiter übersandte Telegramm zu lesen: Reichenau. Die hiesige Gemeinde hat den Beschluss gefasst, demnächst die Raxalpe abzutragen, um dem Erzherzog Karl Ludwig den Ausblick von seiner Villa auf die Umgegend zu erleichtern.

Verunreinigung antiker Kunstwerke hat er loyalerweise eben jenem Herrn Max Nordau überlassen, der eine gute Gelegenheit hiezu schon am nächsten Tage fand, als er in der Ewigen Stadt der Laokoon-Gruppe ansichtig wurde.

Vorerst noch ein Kopfzerbrechen darüber, »was mit den Tausenden von Münzen geschieht«, die die Rompilger täglich in die wunderwirkenden Wasser der Fontana Trevi werfen. Sodann ein Feilschen mit einem armen Verkäufer am Corso, der für eine Camée zwölf Francs fordert, aber von Herrn Nordau nur vier erhält; — dann raschen Schrittes zur Aufklärung des Publicums über Laokoon und den Moses des Michelangelo. — — — — — — —

Da gab's einmal einen Herrn Winckelmann, der im Jahre 1751 »von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst« schrieb und also meinte: »So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei den heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des

Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.« Und Lessing sagte, die Bemerkung, dass der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, »welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte«, sei vollkommen richtig. Aber Lessing erkennt einen anderen Grund, warum Laokoons Schmerz sich nicht durch Schreien äußere. Das Schreien könne »bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen«. Und der Ausdruck einer solchen Seele kann nach Lessing nicht Ursache sein, warum der Künstler »in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen« wollte. Virgils Laokoon verdiene den »missbilligenden Seitenblick« Winckelmanns nicht, und Philoktet schreie wirklich. Und dann kommen die vielleicht auch Herrn Nordau bekannten »Grenzen der Malerei und Poesie«. »Wenn der Künstler wohl that, dass er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter ebenso wohl, dass er ihn schreien ließ.« Man weiß, Lessing sucht den nicht schreienden, bloß seufzenden Laokoon ästhetisch zu erklären; den Schmerz leugnet er ebensowenig wie Winckelmann. Aus ästhetischen Gründen hat nach Lessing der Bildner auch die Arme freigelassen; »durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden sie Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben« ... Nach Lessing und Winckelmann haben sich bis zu Nordau noch viele Kunstforscher, Archäologen und Anatomen mit der Mundöffnung Laokoons beschäftigt. Welcker sagt, es lasse sich nicht behaupten, dass der Mund nicht zum Schreien geöffnet sei; Brunn erklärt, dass Laokoon wirkliche Schmerzenslaute ausstoße, wenn es auch kein wildes, maßloses Schreien sei; Overbeck meint, die Mundstellung Laokoons könne als ein Schreien, Jammern oder bloßes Stöhnen aufgefasst werden; und Henke versichert,

der dargestellte Moment sei der Ruhepunkt zwischen Inspiration und Exspiration des Seufzers, die Oeffnung des Mundes sei nicht auf die Tonbildung zu beziehen, sondern diene zur Einziehung und späteren Ausstoßung der Luft; von einem wirklichen Schreien könne keine Rede sein.

Vom Anatomen Henke ist der Weg nicht weit zum praktischen Arzte Dr. Max Nordau. Ein Blick auf den zweitausendjährigen Patienten, und die Diagnose ist gestellt: Laokoon leidet überhaupt nicht. Gewohnheitssimulant! Er mag wohl einen »örtlichen Schmerz« verspüren, aber der will bei einer Natur wie Laokoon nichts bedeuten und kann den Mann höchstens bestimmen, nach dem Halse des Ungeheuers von Tenedos zu fassen. »Im übrigen aber verhält er sich ganz passiv. Er versucht nicht, sich der Umklammerung zu erwehren.« Uebrigens keine Rede von einer Umklammerung! »Die Schlange windet sich nicht um Laokoon, sondern sie streift nur seinen Rücken.« »Sie umschlingt wohl seinen linken Unter- und rechten Oberschenkel, aber so lose, dass er noch nicht unter dem Drucke leiden kann.« Was der Vesuv für Pompeji bedeutet hat, war die Schlange für Laokoon: nichts. Herr Nordau gibt zu, dass man den Laokoon »gewöhnlich so auffasst,« als wäre er im Kampfe mit der Schlange begriffen und schriee vor Schmerz auf: »Es ist mir unbegreiflich, wie diese Auffassung entstehen konnte. Die Gruppe zeigt nämlich nichts von alledem.« Das Gesicht drücke überhaupt keinen physischen Schmerz aus; aber nicht, wie Lessing meine, weil ein schmerzverzerrtes Gesicht unschön ist, und nicht, wie Winckelmann meint, weil große Seelen still dulden, sondern einfach: weil Laokoon »keinen physischen Schmerz empfindet«. Und die freien Arme? Nun, »die Rechte macht keine Bewegung, die Schlange zurückzustoßen, sondern ist thatlos zum Himmel erhoben«. Somit die Deutung des Werkes: Nicht Kampf eines Menschen mit einer Schlange, sondern die »Auf-

lehnung eines Sterblichen gegen die Götter«. Laokoon empört sich gegen die Macht, die der Schlange gebietet. Er braucht die Rechte, um gen Himmel zu drohen. . . . Nun, Herr Nordau mag ja von seinem zionistischen Standpunkte nicht Unrecht haben, wenn er der Meinung ist, dass in allen Lebenslagen und selbst im Momente der Todesgefahr die Hände ausschließlich zum Reden da sind. Aber wenn er sich zur Erklärung der ganzen Gruppe auf die erhobene Rechte Laokoons beruft, so wird ihm jeder Gymnasiast die Blamage nachweisen können. Laokoon als »das Werk eines Freidenkers« hinzustellen und für die liberale Weltanschauung — Laokoon lästert die Gottheit und redet mit den Händen — zu reclamieren, war etwas ungeschickt: Herr Nordau kann in jeder Kunstgeschichte nachlesen, dass die »zum Himmel thatlos erhobene Rechte«, die ihn zu seinem insolenten, alle bisherigen wohldurchdachten und tiefbegründeten Auffassungen umstürzenden Urtheile verführt hat, eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Ergänzung des Armes (in Stuck) vorstellt, die die pyramidale Zuspitzung der Gruppe geradezu stört. So bleibt wohl nichts übrig, als die Schöpfung dem Bereiche freisinnigen Denkens wieder zu entrücken und für specifisch zionistische Zwecke zu verwerten. Dazu reicht die linke Hand vollständig aus, und Laokoon, den die Schlange, wie Herr Nordau versichert, »bloß in die linke Hüfte« gebissen hat, hat kein anderes Gefühl als das dringende Bedürfnis, sich an der Stelle des Bisses zu kratzen . .

Und der Moses des Michelangelo, zu dem sich Herr Nordau befriedigt wandte, scheint ihm auch etwas ganz anderes auszudrücken als allen übrigen Menschen. »Moses sieht auf das Gesindel hinab, das um das goldene Kalb tanzt, kaum dass er den Rücken gewendet hat«; er betrachtet das Treiben dieser Vorläufer des Economisten, aber es ist nicht Zorn, was aus dem Titanenantlitz spricht, eher »Mitleid mit sich selbst, mit dem hohen Genie, das sich für solches Volk opfert«. Er »hat sich an Unwürdige weggeworfen« . . . So muss

auch Max Nordau, der dasselbe Volk aus der Knechtschaft führen wollte, einsehen, dass das Feuilletonschreiben für die ‚Neue Freie Presse' doch ein einträglicheres Geschäft ist. Aber er unterscheidet sich von Moses, indem er nicht nur wie jener »die Tragödie des Bankbruches der Nächstenliebe in einer stolzen, selbstbewussten Seele« erlebt, sondern auch den Bruch der jüdischen Nationalbank.



Ich verzeichne im Folgenden eine ganz sonderbare Nachricht, die mir jüngst aus Paris zugekommen ist, und schicke voraus, dass ich, von der Verlässlichkeit meines Gewährsmannes überzeugt, dennoch eine amtliche Berichtigung erwarte und erhoffe. Ich werde sie, da der Inhalt der Nachricht jeden für das Ansehen dieses Staates im Ausland Besorgten mit Kummer und Scham erfüllen muss, gern zum Abdruck bringen. Ich werde vielleicht auch dann noch dem Gewährsmann mehr glauben als der Berichtigung; aber dass sie erfolgt, wird mir ein erfreulicher Beweis sein, dass man die Verpflichtung zur Scham erkannt hat und bemüht ist, das Aergernis wenigstens vor dem Inlande zu verbergen. Die Nachricht betrifft Herrn Berthold Frischauer, den Pariser Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse', und die Berichtigung wird von unserer Pariser Botschaft oder von dem Ministerium des Aeußern geschickt werden müssen. Herr Frischauer ist — ich habe die Geschichte einmal erzählt — wegen übler Sitten und wegen einer läppischen Intrigue aus Frankreich ausgewiesen worden. Seine Beschimpfungen der Republik, deren Sprache er zwar nicht verstand, deren Politik ihm aber missfiel, haben ihm diese

Strafe sicherlich nicht zugezogen, da den Franzosen die Meinung der ‚Neuen Freien Presse' herzlich gleichgiltig sein dürfte. Aber Thatsache ist, dass Frischauer ausgewiesen wurde. Und Thatsache ist auch, dass er noch heute ausgewiesen ist. Wie das? Er telegraphiert doch eifrig — mit Hilfe eines Herrn Feigelstock, der französisch kann — über Pariser Ereignisse, über das Vermögen der »todten Hand«, kämpft gegen Weihwedel und Säbel und beschimpft wieder die französische Republik? Die Erklärung ist einfach und unglaubhaft. Die Regierung hat dem Ausgewiesenen die Erlaubnis zur Rückkehr keineswegs ertheilt. Er hat sich auch nicht, wie jetzt jeder Leser vermuthen wird, auf eigenes Risico über die Grenze vorgedrängt. Berthold Frischauer, der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', ist ausgewiesen. Berthold Frischauer, die der österr.-ungar. Botschaft attachierte Hilfskraft, darf auf französischem Boden weilen und wirken. Die österreichisch-ungarische Botschaft hat den Herrn unter ihre Fittige genommen, Graf Wolkenstein protegiert ihn persönlich, und als einem der Botschaft attachierten Journalisten darf ihm kein Haar gekrümmt werden. Die Person des Herrn Frischauer ist jetzt sozusagen sacrosanct; exterritorial war sie ja in gewissem Sinne schon früher. Frischauer lungert den ganzen Tag im Hôtel der Botschaft herum und repräsentiert vor Frankreich nicht mehr bloß, wie einst, das Ansehen der ‚Neuen Freien Presse', sondern auch das Ansehen Oesterreich-Ungarns. Und die liberale französische Regierung hat gegen diesen modus vivendi mit Frankreich, den Herr Frischauer gefunden hat, nichts einzuwenden, auch wenn sie etwas dagegen einzuwenden haben dürfte. Sie braucht nicht feinfühliger zu sein als unser Graf Wolkenstein, der ihr einen der Republik feindlichen und ausgewiesenen Reporter als Diplomaten aufdrängt.

* * *

Herr Mauthner, der Handelskammerpräsident, hat jüngst im Kreise von Gesinnungsgenossen ein großes Wort gelassen ausgesprochen Er werde »nicht eher ruhen«, als bis die Herren Weil und Weiß v. Wellenstein zu Laienrichtern und kaiserlichen Räthen ernannt sind. Und es ist Thatsache, dass der Act, der diese längst erwartete Reverenz der Regierung vor den Börsenmächten einbegleitet, bereits dem Fachminister zur Erledigung vorgelegt ist. Wenn die Regierung sich von Herrn Mauthner die einer Ehrung würdigen Männer dieses Landes vorschlagen lässt, so hat sie sich jedenfalls bezüglich der Person des Herrn Weiß an den Unrichtigen gewendet. Ich habe nichts dagegen, dass sie im vorliegenden Falle ihre Informationen aus Börsenkreisen bezieht; aber weit eher als Herr Mauthner dürfte der Börsenrath Steinhübel ein fachmännisches Urtheil über die Eignung des Herrn Weiß v. Wellenstein zum Laienrichter abgeben können; mindestens wird er darüber Auskunft zu ertheilen in der Lage sein, warum er, der Compagnon des Herrn Weiß sen., auf dem Austritt des jungen Weiß aus der Firma bestanden hat . . . Sollte sich aber die Regierung auch dann nicht davon abhalten lassen, den verlangten Kniefall vor den wahren Mächten dieses Staatswesens zu thun, so wird das neue Parlament, und mag es sich noch so träge und arbeitsunfähig geberden, dieses originelle Resultat der Terminhandels-Enquête zu würdigen wissen und in der Antwort auf die Zumuthung einig sein, dass es Terminspeculanten zu Richtern avancieren sehe.

* * *

In ihrer Nummer 326, der letzten des vorigen Jahres, veröffentlichte die zum Leibblatte des Herrn Taussig avancierte ‚Zeit‘ einen heftigen Angriff auf die Landesregierung der Bukowina, die der »Chropiner Zuckerfabriks-Actiengesellschaft« bei der Errichtung einer Zuckerfabrik im Lande unerhörte Schwierigkeiten in den Weg gelegt habe, während sie Mittel des Landes an eine galizische

Gesellschaft verschleuderte, die ein gleiches Unternehmen errichten wollte. Der Artikel, der mit der Chiffre des Volkswirtschaftlers der ‚Zeit‘ gezeichnet war, erregte meine Aufmerksamkeit, weil er mich abermals einen Blick in die Hintergründe der in diesem Blatte gepredigten Socialpolitik thun ließ. Im Verwaltungsrathe der »Chropiner Zuckerfabriks-Actiengesellschaft«, deren sich die ‚Zeit‘ so warm annahm, sitzen zwei Verwandte des Herrn Taussig. Der eine, ein Herr Redlich, bedarf übrigens nicht erst des Generaldirectors der Bodencreditanstalt als Vermittlers, um sich die ‚Zeit‘ gefügig zu machen, sondern kann durch einen Vetter, der Mitarbeiter und stiller Gesellschafter des Professors Isidor Singer ist, einen gewissermaßen legitimen Einfluss auf das Blatt ausüben. Auf seinen Wunsch und nicht, wie Uneingeweihte glaubten, nach den Informationen eines der Gewährsmänner im Osten, mit denen der von dort hinten herum stammende Herr Kanner so gute Beziehungen unterhält, wurde denn auch wohl jene Notiz in der ‚Zeit‘ geschrieben. Die Sache schien wirklich crass, erregte Aufsehen, und die Auftraggeber waren höchlich zufrieden. Aber die Freude war kurz. Am 8. Jänner veröffentlichte Hofrath Prof. Friedrich Kleinwächter in Czernowitz, der hervorragende Nationalökonom und älteste Bekämpfer der Cartellschäden in Oesterreich, eine Erwiderung in der ‚Deutschen Zeitung‘, aus der hervorgeht, dass es sich der Bukowinaer Regierung um die Vereitlung unlauterer Umtriebe des Zuckercartells gehandelt hat. Man begriff, dass die Chropiner Herren über das Scheitern ihres schlauen Planes aus dem Häuschen gerathen waren. »Eine Frechheit aber ist es«, schreibt Hofrath Kleinwächter, »wenn solche Leute von einem Theile der Presse nicht nur unterstützt, sondern sogar noch als unschuldig Verfolgte hingestellt werden . . . Die Bukowina ist genügend ausgebeutet worden, und es ist nur mit Freuden zu begrüßen, wenn man einmal gar zu kühnen Leuten auf die Kappe geht. Der Herr von der ‚Zeit‘ aber mag künftighin schweigen oder nicht mit gar zu offenkundigen Lügen hervortreten.« Ja, er mag! Aber er will nicht. Denn, wenn es die Aufgabe des Hofrathes Kleinwächter ist, die Moral des Westens — er kam aus Innsbruck nach Czernowitz — im Osten zu verbreiten, so tragen dafür die Männer unserer ‚Zeit‘ die herrenlose Moral des Ostens fein unsäuberlich nach Wien.

* *
*

Eine Revolution.

In der Zeit vom 10. December bis zum 6. Januar hat unserer Bevölkerung eine Gefahr gedroht, von deren Größe sich wohl nur Wenige eine richtige Vorstellung machen können. Sie ist heute — wer weiß, auf wie lange — glücklich abgewendet. Nun soll die Oeffentlichkeit doch wenigstens erfahren, worin sie bestand.

Am 10. December hatte sich beim Director der österreichischen Nordwestbahn, dem Sectionschef i. P. Dr. Zehetner, eine Deputation eingefunden, die ihm einige in einer Versammlung am 2. December formulierte Wünsche der Bediensteten vorzutragen gedachte. Sie ward nicht empfangen. Die Verwaltung der Nordwestbahn, d. h. Herr Taussig und ein paar von ihm dirigierte Hampelmänner, erklärte jene Forderungen, wiewohl sie zum Theil bei anderen Bahnen bereits erfüllt sind, für »so maßlos, dass in ihre Discussion nicht eingegangen werden könne«. Die Deputierten beriethen darauf in heftiger Erregung, was zu thun sei; die Besonneneren dachten an einen Generalstrike oder etwas ähnliches, die Hitzköpfe wollten sofort zum Aeußersten schreiten. Mit schwerer Mühe setzten die Gemäßigten endlich durch, dass die Vertrauensmänner von einem selbständigen Beschlusse absahen und für den 6. Jänner eine Versammlung der Beamten, Diener und Arbeiter der Bahn einberiefen, die endgiltig entscheiden sollte. Die Weihnachts- und Neujahrsstimmung mag inzwischen die Erbitterung ein wenig gemildert haben: Der radicale Vorschlag wurde am Dreikönigstage — vorläufig wenigstens — verworfen.

Nichts anderes als eine Revolution hatten die Hitzköpfe im Sinne gehabt: Sie hatten vorgeschlagen, »es sei als Antwort auf den Nichtempfang der Deputation sofort mit dem instructionsmäßigen Fahren zu beginnen«. Jeder Eisenbahner weiß, was das bedeutet; wenige Stunden nach Ausführung dieses Beschlusses würde namenlose Verwirrung auf der

Strecke herrschen, und in kürzester Zeit müsste die gänzliche Einstellung des Verkehrs erfolgen. Nur Verzweiflung und wüthende Rachgier können einen österreichischen Eisenbahner auf den Gedanken bringen, sich an die Dienstvorschriften zu halten; dass nach ihnen nicht gefahren werden kann, dass Millionen aufgewendet, das Stations- und Fahrpersonal vermehrt, Geleiseanlagen geschaffen werden müssten, damit die Dienstvorschriften befolgt werden können, ist jenen, die das zu thun beschworen haben, so gut bekannt wie der Hüterin des Gesetzes, der k. k. General-Inspection der österreichischen Eisenbahnen. In den Fachblättern sind ja diese Zustände, die natürlich nicht bloß bei der Nordwestbahn, sondern bei allen Bahnen und auch bei den k. k. Staatsbahnen herrschen, oft und oft besprochen worden. Aber der k. k. Aufsichtsbehörde war es stets klar, dass die Dienstvorschriften durchaus nicht zu dem Zwecke erlassen wurden, um gehandhabt zu werden.

Das große Publicum wird sich in seiner Naivetät vielleicht darüber wundern, dass nicht nach bestimmten Vorschriften gefahren wird, und wenn es vernimmt, dass jeder Verkehrsbeamte, jeder Locomotivführer, ja jeder Bahnwächter seinen Dienst, wie es ihm eben am zweckmäßigsten scheint, verrichtet, wird es meinen, dass man dann überhaupt keine Vorschriften brauche. Aber schwerlich wird es auf den Gedanken kommen, dass die Dienstvorschriften eigentlich dazu dienen, die Sicherheit — der leitenden Männer des Bahnunternehmens zu verbürgen. Man beruft sich nämlich nur dann auf das Reglement, wenn ein Eisenbahnunglück erfolgt ist, und vermag mit seiner Hilfe stets eine »sträfliche Unterlassung« festzustellen. Natürlich ist immer jener Bedienstete, der »die Dienstesvorschriften nicht befolgt hat«, »schuldtragend«, und Betriebsdirector und Verwaltungsräthe vermeiden Weiterungen mit dem Strafgericht. Die Dienstvorschriften müssen uns erhalten bleiben; wäre es nicht ein europäischer Scandal

— er müsste sich wenige Monate nach ihrer Aufhebung abspielen —, wenn Herr Chlumecky und Taussig, Hofrath Eger und Sectionschef Zehetner statt einiger Locomotivführer und ähnlichen obscuren Gelichters auf der Anklagebank säßen? Hat doch bei voller Geltung der nie befolgten Dienstesvorschriften einmal ein österreichischer Richter in offener Verhandlung zu sagen gewagt, er könne den armen Teufel, der vor dem Tribunal stand, nicht verurtheilen, weil der hofräthliche Betriebsvorstand nicht mitangeklagt sei und leider nicht mitverurtheilt werden könne. Jener Richter wurde freilich nachher aus dem Senat entfernt, der in Eisenbahnprocessen zu entscheiden hat. . .

* * *

Der Sportredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' scheint mit der übrigen Redaction in Fehde zu liegen und den Kampf um die Inserate von Bicycle- und Automobilfirmen für eine so heilige Sache zu halten, dass er darüber die Rücksicht auf die Inserenten des Hauptblattes vernachlässigen zu dürfen glaubt. Sonst wäre es nicht leicht erklärlich, dass an einem und demselben Tage im ‚Neuen Wiener Tagblatt' eine sicherlich theuer bezahlte Beschreibung und Anpreisung der Damen-Ringkämpfe im Colosseum erscheinen und der Sportsman in seinem Briefkasten sich in nichts weniger als galanter Art über die ringenden Damen auslassen konnte. Der gefällige Localredacteur schildert mit fachmännischem Blick die einzelnen Etappen der Production und erspart uns selbst die Meldung nicht, dass die Wienerin Fräulein Mizzi Beer »in der Bauchlage platt auf dem Boden lag« und dass die »musculöse Moskauerin Rosa Kotowsky nach erschöpfendem Kampf mit völlig offenen Haaren besiegt den Kampfplatz verließ«. Er verkündet, die Namen der einzelnen Kämpferinnen würden bald »populär« werden, und erklärt, »der »ausgezeichnete Erfolg, der schon an den beiden ersten Abenden erzielt wurde«, lasse es »unzweifelhaft erscheinen, dass die Wiener die Damen-Ringkämpfe mit vielem Interesse verfolgen werden«. Die Wiener: Alle — bis auf einen, den unbotmäßigen Sportredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Seine Briefkastenantwort lautet kurz und bündig:

J B. Diese Damen-Ringkämpfe im Colosseum sind Tingl-Tangl-Productionen. Wir scheren uns nicht darum.

* * *

Warum Frau Sorma in Wien durchfallen musste.

Ich durchflog die Erklärung des Herrn Hofraths Uhl (Junius red.) in der ‚Neuen Freien Presse‘, 30. December, und mein Blick blieb an den folgenden Stellen haften:

»... Frau Sorma besticht nicht ... Die Behauptung, dass man gegen nordische Künstler in Wien voreingenommen ist, ist eine Fabel ... die Künstler mussten bestechen ... sie hatte nichts Bestechendes ... Die Wiener Kritik war nicht enthusiastisch ... Frau Sorma wird gut thun, aus der Wiener Episode eine Lehre zu ziehen ...«

* *
*

Lieblingsgewohnheit eines Südbahnzuges.

(Dialog auf dem Perron der Station Baden.)

Passagier: Wann kommt denn endlich der Wiener Zug, der um 9 Uhr 57 Minuten von hier abgehen soll?

Bediensteter: Na, so umra elfe kommt er gern ...

* *
*

Von der Technik

kommt die Meldung, dass eine Demonstration der Studenten für Herrn Hofrath Hauffe — bisher nicht stattgefunden hat.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Neugieriger Leser. Den Fall Thavonat habe ich nicht besprochen, weil er mir kein öffentliches Interesse zu berühren schien. Immerhin hätte anlässlich der Raufscene im Restaurant ein vernünftiger Localredacteur die Unsitte rügen mögen, dass man selbst in besseren Wirtsgeschäften die Gäste überreden will, verdorbene oder doch nicht tadellose Speisen zu genießen, jedenfalls aber Bezahlung von ihnen fordert oder, wie's in unserem Fall geschah, zuerst die Zahlungsweigerung zur Kenntnis nimmt, dann aber, nachdem der »Thatbestand« mit dem Kellner aufgenommen ist, mit Zahlungsansprüchen herausrückt. Ob der Fisch genießbar ist, hat nicht der zu entscheiden, der ihn verkauft, sondern der, der ihn essen soll. In ähnlicher Weise kann auch nur der Restaurateur darüber Auskunft geben, ob er durch den Revolver des Gastes »in Furcht und Unruhe« versetzt war, und nicht der Untersuchungsrichter, und in ähnlicher Weise nur der wehr-

hafte Gast es beurtheilen, ob er als Reserveofficier unter einem »unwiderstehlichen Zwange« gehandelt hat. Aber das nicht ganz einwandfreie Benehmen des Barons Thavonat konnte nur jener gewissen Demokratie, für die der Mensch beim Baron aufhört, die bürgerliche Freiheit zu gefährden scheinen. Und für sie stritten diesmal Seite an Seite die ‚Arbeiter-Zeitung' und Herr Regierungsrath Bachrach, der als Anwalt des Restaurateurs »gleiches Recht für alle« forderte, nachdem er einige Zeit vorher als Beauftragter einer hohen Familienjustiz beim Transport der Prinzessin Coburg aus ihrem Schlafzimmer ins Irrenhaus assistiert hatte. Die Affaire Thavonat war ein Wirtshauskrakehl, der weniger zur Entfaltung liberalen Mannesmuthes als zur Erörterung von Wiener Restaurantsitten Gelegenheit bot. Wenn man selbst zugibt, dass der Wirt sich mit mehr Recht bedroht fühlen konnte als der Gast, und das Auftreten des Barons missbilligt, so wird man diesen — wiewohl er nur Reserveofficier ist — in gewisser Richtung einen Vorkämpfer nennen müssen. Einen Vorkämpfer für die Rechte und die Freiheit des Gasthausbesuchers, die heute noch viel zu sehr eingeschränkt ist und die mir die einzige wirklich bedrohte Freiheit in diesem Falle zu sein scheint. Ich fürchte, dass einseitige Parteinahme gegen den Mann, der diese Rechte ungebürlicherweise mit dem Revolver in der Hand erkämpfen wollte, alle Zumuthungen legitimieren wird, die jetzt mit verdoppelter Zuversicht in manchen Gasthäusern an die Geduld und an den Magen des Besuchers gestellt werden könnten ... Was das Ganze mit militärischen Ehrbegriffen und mit der Duellfrage zu thun haben soll, ist unerfindlich. Die Duellfrage zu erörtern, wenigstens soweit sie den Reserveofficier angeht, gab's ja in letzter Zeit genug passende Gelegenheiten. Freilich werden solche Erörterungen so lang nichts fruchten, als man nicht von militärischer Seite sich entschließt, die peinliche und ungewisse Stellung des Reserveofficiers zu klären. Man müsste es zum offenen Conflict mit entgegenstehenden bürgerlichen Anschauungen treiben, auch auf die Gefahr hin, eine unerwünschte Entscheidung zu erzwingen. Wenn's nur eine Entscheidung ist! Aber das Chaos von Auffassungen ist auf die Dauer unhaltbar. Das Wiener Landesgericht hat neulich einen Reserveofficier, der den unwiderstehlichen Zwang zum Duell für sich geltend machte, verurtheilt; der Staatsanwalt, selbst Reserveofficier, bestritt entschieden die Verpflichtung des Angeklagten, sich zu schlagen. Wäre man in Armeekreisen — wenigstens nach der Affaire Tacoli-Ledochowski — consequent, so müsste diesem Staatsanwalt wegen der von ihm geäußerten, mit dem Officierscharakter unvereinbaren Anschauungen die Charge entzogen werden — so gut wie sie jedem entzogen wird, der sich z. B. zur Socialdemokratie bekennt. Dann hätte das bürgerliche Standesbewusstsein das Wort. Man sollte unbedingt ein solches experimentum crucis auf die Vereinbarkeit unserer gesellschaftlichen Anschauungen mit unseren Gesetzen vornehmen. Die einen oder die anderen müssen dann verändert werden. Dass ich persönlich in dieser Frage ein Gegner der militärischen Forderungen bin, will ich, um Ihre Neugierde voll zu befriedigen, nicht verhehlen. Die

Verpflichtung der activen Officiere zum Duell bedarf meiner Meinung nach einer besonderen Regelung; auch hier scheint mir der bestehende Zustand schwere Mängel zu bedingen.

Abonnent des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Sie klagen, dass die groben Briefe, die Sie nach jedem Feuilleton des Herrn Hermann Bahr an die Redaction senden, überhaupt nicht beachtet werden. Das will ich Ihnen erklären. Der Chefredacteur, Herr Wilhelm Singer, glaubt an Bahrs Sendung und lässt sich von dem Verdacht nicht abbringen, dass alle die einlaufenden Briefe von den Redacteuren des ‚Neuen Wiener Tagblatt', die Herrn Bahr aufsässig sind, verfasst werden. Sie müssen eben, wie Sie's in der Zuschrift an mich thun, mit vollem Namen und Adresse unterzeichnen. Mit Recht geben Sie der Meinung Ausdruck, dass selbst ein ausgesprochenes Bordellblatt wie das der Steyrermühl eine Schweinigelei wie die in der Neujahrsnummer enthaltene — »Der Beruf der Zukunft« von Hermann Bahr — seinem Publicum nicht ungestraft bieten sollte. »Also nicht nur« — fragen Sie — »in den gewissen Annoncen, auch im redactionellen Theil müssen die Sauglocken geläutet werden?« Und dazu ohne Noth, rein aus Lust an der Zote; denn das Feuilleton hätte ganz gut ohne die beiden ersten Absätze erscheinen können. Herr Bahr »plaudert« über Berufswahl. Eine Mutter hat sich an ihn um Rath gewendet. Diese Mutter muss nothwendigerweise eine alte Geliebte sein, an deren »schon damals unbequemen« Sohn er jetzt in unliebsamer Weise erinnert wird. »Er war damals acht Jahre, und oft hätte ich ihn prügeln mögen. Ganz ist die Sache halt niemals in Ordnung. Dafür war der Gatte in diesem Falle musterhaft. Auf ihn konnte man sich unbedingt verlassen: er kam, er gieng genau zur festen Stunde, pünktlich wie eine Uhr; er hat uns nie gestört. Ich denke mit Rührung an ihn. Sie ist mir später ersetzt worden, er nicht... Schade, dass man, wenn man wechselt, nicht den Mann mit hinübernehmen kann. Ihm untreu zu werden, hat mich wirklich viel gekostet. Du Guter, Du Braver, Du Verlässlicher — Du stehst in meiner ganzen Praxis einzig da!« »Dagegen der Bub! — — — Er war einfach schrecklich! Er hatte ein Talent, immer ins Zimmer zu stürmen, wenn es gerade nicht, aber schon absolut nicht nothwendig war.« Und der Ehebrecher Bahr konnte ihn »nur damit entschuldigen«, dass seine Mutter, wenn er so plötzlich die Thür aufriss, schamroth wurde — und das war dann so schön an ihr!«... Sie fragen mit Recht, ob je in einem Blatte, das sich bei jeder Gelegenheit als Volksbildungsmittel anpreist, etwas Gemeineres, Schaleres und in der Gesinnung Niederträchtigeres gedruckt wurde. Aber wagen Sie es nur nicht, im liberalen Wien öffentlich solche Meinung auszusprechen; es könnte sonst heißen, dass Sie die freie Kunst und das freie Wort »knebeln« wollen, und im Namen Goethes würde man dem »Reactionär« antworten, der sich erdreistet hat, an einer Zote Anstoß zu nehmen, die ihm um ihrer selbst willen geschrieben schien, und der es abscheulich finden wollte, dass in einer für weite Volkskreise bestimmten Zeitung zum Jahrhundertbeginn die Sauglocken geläutet wurden.

Marineur. In seiner Bülow-Apologie stellte uns Herr Adolf Wilbrandt bekanntlich ein junges Mädchen vor, das den Ausruf gethan haben soll: »Ich möcht' ein großes Panzerschiff sein, damit ich meinem Vaterlande nützen könnte!« Hiezu vergaß ich neulich zu bemerken, dass es mir keinen unpatriotischeren Wunsch als diesen zu geben scheint. Wäre er der gemeinsame aller jungen Damen im heutigen Deutschen Reich, so brächte seine Erfüllung dem Vaterlande unübersehbaren Schaden: Es hätte nämlich dann wohl eine ansehnliche Panzerflotte, aber — keine Bemannung. Schon Napoleon hat der Madame Staël das Mutterwerden als die beste Art bezeichnet, wie sich die Frau patriotisch bethätigen könne. Herr Wilbrandt hätte der jungen Dame, die durchaus ein Panzerschiff werden wollte, ähnlich und mit der besonderen Erklärung antworten müssen, dass Herr Bülow zwar eine Vermehrung der Flotte, aber keine Verminderung der Marinearmee wünscht.

Genosse. Die ‚Arbeiter-Zeitung' verkündete kürzlich in dem ihr eigenen vollen Glockenton: »Aussprechen das, was ist, das ist immer das oberste Gebot unserer Taktik gewesen.« Na also! Und wie wahr das ist, hat sie vor allem in der Dreyfus-Affaire und Liebknecht gegenüber bewiesen. Sie hat damals redlich »ausgesprochen, was ist«, und ist nicht, wie Böswillige argwöhnten, aus Taktik der Taktik des Herrn Jaurès gefolgt. Taktik! Wie gut, dass sie dies Wort bei dieser Gelegenheit anwendet. Bedeutet es nicht schon an sich das Gegentheil dessen, was man unter dem Gebot, auszusprechen was ist, gemeinhin versteht?

Theaterbesucher. Sie stellen eine unmögliche Forderung. Ich soll »einmal eine Nachmittagsvorstellung im Carl-Theater besuchen und dem Treiben, das sich die Herrschaften auf der Bühne gestatten, zusehen«. Die aufreizenden Extempores des Komikers, der im Tonfalle an die Klabriaspartie erinnert, wirken, so versichern Sie, bloß auf die Lachmuskeln der mitspielenden Damen, und diese sind nicht imstande, ein Wort ihrer Rolle deutlich zu sprechen. Fünfmal in einem Acte wurde neulich von der Bühne »Prosit Neujahr!« ins Haus gerufen, und jener Herr sorgte überdies durch die entsprechende Inschrift auf dem Rückentheile seines Rockes dafür, dass der Genuß dieses neuesten »Schlagers« auch Schwerhörigen zugänglich wurde. Als Milderungsgrund führen Sie an, dass die Herrschaften so ziemlich unter sich waren. Mir aber wollen Sie zumuthen, dass ich ein Spielverderber werde. Man muss sich's nicht in der Nähe besehen, wenn Budapester Komiker und Debrecziner Soubretten auf der einst von Nestroys Geist belebten Stätte Unfug treiben.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 63 ist auf S. 6, Zeile 12 von unten statt »das Unvermeidliche«: *das Unbegreifliche* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
REIS 10 K
WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der Fackel und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr 65 WIEN, MITTE JÄNNER 1901 II. JAHR

»Die Soldaten sind in Bereitschaft, die Thore der Häuser werden geschlossen, in den Wohnungen wird Proviant vorbereitet wie vor einer Belagerung, die Geschäfte sind verödet, Frauen und Kinder wagen sich nicht auf die Gasse, auf allen Gemüthern lastet der Druck einer schweren Sorge ...« Wer würde nicht den Stil des wunderlichen Propheten erkennen, der zornig, wenn sein Volk nicht um das goldene Kalb tanzt, im ‚Economisten' die Curstabellen zerschmettert? Aber niemand ahnt wohl, welchem Anlass die obenstehenden Worte gelten, dieser temperamentvolle Warnungsruf, dieses rabiate »Schließt die Thore zu!«. So sprach er zu den Kindern Israels am 1. Mai des Jahres 1890; die Arbeiter feierten ihren ersten Festtag. Und sie schlossen alle ihr Thor und vergruben ihr Gold in den Truhen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Aber als sie zehn Jahre geharrt hatten und die angekündigte Revolution nicht kam, rissen sie am 3. Jänner des Jahres 1901 auf ein neues Machtwort Moriz Benedikts die Thore wieder auf, giengen hin und wählten socialdemokratisch ...

Denn in den zehn Jahren war Aergeres als die Revolution über sie gekommen: die Reaction. Die Reaction bedroht die Effectenbörse, den Wucher, die Cultur, den Terminhandel, die Bildung und wie sie sonst heißen, die heiligsten Güter der Nation. Und da erkannten sie denn, dass es besser sei, sich mit den Socialdemokraten zu verbinden, die bloß die Gesellschaftsordnung bedrohen. Umso besser, als sich die

Gesellschaftsordnung in der Nähe der Socialdemokraten sehr wohl fühlt. Die »principielle« Gegnerschaft ist nämlich den Herren, die auf der Ringstraße — mit besonderer Berücksichtigung des Schottenrings — hausen, längst nicht mehr unbequem, und die einzelnen Gauner schlafen und verdauen besser, seit unsere Socialdemokratie großmüthig erklärt hat, die öffentlichen Uebelstände seien von dem Grundübel der Gesellschaftsordnung nicht zu trennen, und sich darauf beschränkt, den Besitzstand der Expropriateure bloß durch Einheben von Inseratengebüren für die ‚Arbeiter-Zeitung' zu schmälern ... Bei Verwirklichung der socialdemokratischen Ideen, also »beim Abgang privaten Zahlens und Creditgebens und bei der directen Schöpfung des ordentlichen und außerordentlichen Staatseinkommens aus dem Ertrag der Nationalproduction statt aus dem Privateigenthum und Privatanlehen, entfiele endlich« — so schrieb einst ein socialpolitischer Schriftsteller — »das ganze heutige Bankwesen, jegliche Rubrik des Curszettels, die Börse und die Corruption, die damit verbunden ist, alle Agiotage, die Bestechung von Presse, Parlament und Verwaltung, die schmachvolle Knechtschaft der Staaten gegen die Geldkönige, die Universalherrschaft der Geldmacht, der Marktbetrug, der betrügerische Bankrott, der Betrieb unproductiver und destructiver, also gemeinschädlicher Speculationen. Für alle diese Erscheinungen wäre kein Raum mehr. Der materielle Wert dieser Reinigung und Vereinfachung des socialen Circulationsprocesses von den jetzigen nahezu tödtlichen Entartungen wäre unermesslich, aber doch noch bedeutender wäre ihr sittlicher und politischer Wert.« Der Mann, der diese Worte schrieb, war Herr Schäffle. Er ist diesen Ideen oder dem Wohlwollen für diese Ideen später bekanntlich abtrünnig geworden. Und die Partei, die sie verwirklichen wollte, nicht minder. Wenigstens in Oesterreich. Wie hätte es sonst geschehen können, dass in der »City« von Wien am 3. Jänner des Jahres 1901 ein langer Zug von Bankdieben, liberalen

Pressleuten, Geldprotzen, Marktbetrügern, Bankrotteuren, Wucherern, Faiseuren, Speculanten und Ausbeutern aller Art zur Wahlurne sich bewegte, um für einen Socialdemokraten zu stimmen?

Ich vergesse: es gieng gegen den gemeinsamen Feind. Aber gibt es einen Feind, den Proletarier und Ausbeuter gemeinsam haben könnten? Die ‚Arbeiter-Zeitung' mag sich winden und krümmen, wie sie will, sie mag, der Schmach bewusst, dem liberalen Gelichter, das ihren Leuten in der V. Curie zum Siege half, einen Tag später ins Gesicht spucken — ihre Partei bezieht doch wenigstens das eine große Losungswort aus der Fichtegasse. Es lautet: Die Cultur ist in Gefahr. Aber in Wahrheit ist bloß die Corruption in Gefahr, und der Schreckensruf verräth dem feinen Gehör nur das Bestreben der Geldmächte, die Aufmerksamkeit des Volkes von dem Fischzug, den sie gerade planen, abzulenken. Im Trüben zu fischen, dünkt ihnen zu gefährlich; darum lassen sie es schwarz sein, wenn sie auf Beute ausgehen. Der aufgestellte Popanz der »clericalen Reaction« thut seine Wirkung. Welches freiheitliche Gemüth hätte vor der Wahl, sich die »Bildung« oder die Geldbörse rauben zu lassen, auch nur einen Augenblick gezögert?

Aber wenn wir die christlichsociale Thätigkeit überblicken, will es uns scheinen, dass die Angst, die Bildung und Besitz vor ihr empfanden, in jedem Betrachte überflüssig war. Nicht um die »Cultur« haben sie zittern müssen, aber leider auch nicht um die Corruption. Der Cultur hat bloß Herr Bielohlawek — von dem mir einst mehrere Socialdemokraten versicherten, sie wären froh, wenn sie einen so tüchtigen Agitator in ihren Reihen hätten, und dem vor drei Jahren noch ein Herr, der heute in der Redaction der ‚Arbeiter-Zeitung' sitzt, eine gründliche »Rettung« bereitete — an den Leib rücken wollen. Er sprach sich im Parlament gegen das überflüssige Lesen der Werke von nationalökonomischen Abschreibern aus

und ward seither in der liberalen und socialdemokratischen Presse bald als Ausbund menschlicher Verkommenheit, bald als »dummer August« hingestellt. Sein Misserfolg in der V. Curie wird erlösend wirken: uns von dem blödsinnigen und durch fünf Jahre unaufhörlich fortgesetzten Geschimpfe erlösend, mit dem eine verlogene Taktik immer den einen Menschen als den Urquell alles Bösen hinstellte. Herr Bielohlawek, der der ‚Arbeiter-Zeitung‘ und dem Frischauer'schen ‚Tagblatt‘ eine wirkliche Popularität dankt, zieht dennoch nicht ins neue Parlament ein; die Cultur hat nichts zu befürchten. Und nun zur Frage, ob sich nicht auch die Corruption, die mit der Cultur ein Wahlbündnis eingegangen war, am Ende unnütze Sorgen gemacht hat. Ich glaube, man kann die Frage ehrlich bejahen. Der Jubel, den der Wiener Erfolg der Socialdemokraten bei sämmtlichen Jobbern erweckte, lässt wohl vermuthen, dass diese in den Christlichsocialen einen ernsten Gegner fürchteten und fürchten. Aber die Schlappe der Christlichsocialen beweist, dass ihre Anhänger ihnen eine ernste Gegnerschaft gegen die Jobber nicht mehr recht zutrauen.

Misstrauen gegen die Börse gesäet zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der christlichsocialen Partei. Und wenn die Börse am Abend des 3. Jänner beinahe illuminiert hätte, so beweist dies immerhin, dass sie sich der Wirkung geweckten Misstrauens bewusst ist. Aber sie konnte sich während der ganzen Zeit, da die Christlichsocialen in Wien herrschten, bei dem Gedanken beruhigen, dass sie bloß ihre Worte, nicht ihre Thaten zu fürchten hatte. Es gab Tage der Muße, an denen die Herren, die den Giftbaum am Schottenring zu schütteln gelobt hatten, es vorzogen, sich's in seinem Schatten bequem zu machen. Sie ließen ihre Zeitungen hinter bestimmte Namen ein höhnisches Ausrufungszeichen setzen und beruhigten damit ihr antisemitisches Gewissen. Und selbst darin waren sie nicht consequent; denn hinter den Namen der Taussig, Bauer, Hahn, Rechnitzer, Mauthner und sonstiger

Repräsentanten des jüdischen Großcapitals fehlte sogar das Ausrufungszeichen. Der wirtschaftliche Kampf musste kleinen Plänkeleien mit der Rasse weichen; die Partei hatte einen modus vivendi mit den Mächten der Börse gefunden.

Das Sündenregister der Partei ist nicht unbeträchtlich. Solide Gründungen auf finanziellem und journalistischem Gebiet wären das wirksame Gegenmittel gegen die socialen Gifte gewesen; an seine praktische Anwendung hätte alle politische Macht gesetzt werden sollen. Aber Herr Lueger, der Mann mit reinen Händen, hat oft genug Dinge sehen müssen, deren Möglichkeit er bei Antritt seiner Führerschaft nicht geahnt hatte. Die Achtung vor der Integrität und die Achtung vor der Intelligenz in der eigenen Partei war fast stets zu vermissen; zwischen Ritualmord und der Lösung der Gasfrage vermittelt die Person Ernst Schneiders einen traurigen Zusammenhang. Statt Connivenz gegen unsinnige und engherzige Wünsche gewisser Wählerkreise zu üben, hätte man das gute Verhältnis zu den Lehrern um jeden Preis aufrecht erhalten, Protectionswirtschaft unbedingt fernhalten müssen. Heute dürfen sich die Liberalen, diese schamlosesten Drangsalierer der Lehrerschaft, als deren Beschützer aufspielen, und die gegenwärtige Noth treibt die von der christlichsocialen Partei Beleidigten in das liberale Lager. Man denkt nicht mehr an die Zeit, da Lehrer wegen Beleidigung eines Noske gemaßregelt wurden, vergisst die verächtlichen Worte, die Dittes, den sie heute als einen der ihren ausgeben möchte, zur Charakteristik der ‚Neuen Freien Presse‘ gebraucht hat. Verfehlt war auch — trotz der unleugbaren Cliquenwirtschaft, die auf diesem Gebiete herrscht — die Art des Kampfes gegen Volksbildung und Wissenschaft, die den Liberalen den billigsten Vorwand schuf, sich dem Volke als Hüter der Bildung zu offerieren. Es war vollends verfehlt, die Juden im akademischen Berufe zu zählen, statt zu wägen. Gewogen hat sie

die ‚Fackel' und unter den Christen einige der schwersten entdeckt. Oft genug hat es sich gezeigt, dass die Lueger, Liechtenstein und Pattai über die Verganis und Gregorigs keine Macht hatten. Wäre es sonst erhört, dass die christlichsociale Presse flüchtige und unvollständige Berichte über die Terminhandels-Enquête brachte, weil sie allen Raum für den Hülsner-Process und den Nachweis, dass die Juden Ritualmörder sind, benöthigte? Allerdings: Ein Antisemitismus, der mit dem aberwitzigen Glauben an einen Ritualmord sein geistiges Auskommen findet, kann nie und nimmer zu der Erkenntnis führen, dass der Ritualraub gefährlicher und der Bekämpfung würdiger sei.

Beim Wiedereintritt in die praktische Politik wird die Partei ihre Sünden und Versäumnisse erkennen und der heute schon unerträglichen Zuversicht der liberalen Ochlokratie den Vorwand nehmen müssen. Gewiss, den Christlichsocialen, die vor Antritt ihrer Herrschaft die Pflicht wirtschaftlicher Reformen begriffen, ist es gelungen, da und dort die corrupte Gemüthlichkeit zu stören; aber so manche Häuptlinge der Partei haben allzu rasch der Abschreckungstheorie eine Praxis folgen lassen, die den fortwirkenden Mächten der Börse kein Grauen, sondern Vertrauen einflößte. Trotz allem liberalen Geplärr kann man behaupten, dass Herr Lueger, wenn er auch leider nicht der »Befreier Wiens« geworden, doch die Lage keines einzigen Handwerks »verschlechtert« hat. Nicht einmal jenes Handwerks, dessen Lage zu verschlechtern seine heilige Parteipflicht gewesen wäre, des Handwerks der Börsenausbeuter, dessen goldenen Boden abzugraben er geschworen hatte. Und wenn Herr Benedikt am 13. Jänner zur Privilegiertenwahl mit den Worten ruft: Wo ist eine Familie, welche die ökonomische Bedrängnis nicht fühlt!«, so hat er wohl den Ruhm, wieder einmal einen jener Sätze ausgesprochen zu haben, die mit ihrem pudelnärrischen Pathos die Runde um die Welt machen. Selbst die Verehrer des

Economisten halten sich die Seiten vor Lachen. Und sie sind in der Lage, Herrn Benedikt alle jene Familien zu nennen, in denen es trotz Lueger noch keine »ökonomische Bedrängnis« gibt. Bei Taussigs, Mauthners, Zierers, Gutmanns und Schwitzers — fünf Familien von Tausenden — herrscht keine Noth, und sie gehören doch vor allen zu der Bevölkerung, von der Herr Benedikt klagt, sie sei »gezwungen, sich schlechter zu nähren als früher«. Da Herr Benedikt der Interessenvertreter dieser Familien ist, so kann ich mir nicht gut denken, dass er jenen andern Theil der Bevölkerung gemeint hat, der, von einem wirklichen Drucke getrieben, vor den goldenen Gitterstäben des Ghettos steht und begehrlich hineinsieht. Das ist es ja eben, was man dem christlichsocialen Regiment zum Vorwurf machen muss: In den Familien, um die Herr Benedikt besorgt ist, will sich noch immer nicht die Spur von einer ökonomischen Bedrängnis zeigen ...

Die Anschuldigungen, die die »Vereinigten fortschrittlichen Parteien« gegen den Führer des Wiener Volkes — dass ihn dies Volk Herrn Benedikt vorgezogen hat, ist ein Verhängnis — seit Jahr und Tag erheben, sind zumeist von so aberwitziger Parteiverlogenheit dictiert, dass es wirklich selbst dem ernstesten Tadler der christlichsocialen Praxis schwer fällt, seine Objectivität zu bewahren. Unerhört ist im Munde der freisinnigen Lumpen der Vorwurf des Schranzenthums gegen einen Mann, der als Einziger eine Spur von echtem Widerstand gegen den Militarismus (Votum der Christlichsocialen gegen das Landsturmgesetz; Duellfrage) gezeigt, als Erster seit 50 Jahren — und mögen ihre positiven Erfolge noch so zweifelhaft sein — eine wirkliche Volksbewegung entfesselt hat. Was Herrn Lueger fehlt und was man ihm wünschen möchte, ist mehr Kampfesfreude und Muth gegen den Wurm im eigenen Lager, mehr Energie gegen Börse und Presse. Die verbissene Wuth, mit der um jeden Preis und bei jeder Gelegen-

heit ein »Niedergang Wiens«, ein »Nachlassen des Fremdenverkehrs« festgestellt werden muss, die Frechheit, mit der vor dem Auslande das »aufblühende Budapest« als ein Dorado des Fortschritts gegenüber der österreichischen Hauptstadt angepriesen wird, sie hatten glücklicherweise bisher nur die eine Wirkung: die Fremden ließen sich von dem Besuche Wiens nicht abhalten, fragten neugierig, wann und wo denn hier die durch die liberalen Leitartikel berühmten Judenverfolgungen stattfänden, und kehrten mit der Ueberzeugung zurück, dass die ‚Neue Freie Presse‘ ein über die Langmuth der Wiener Bevölkerung schlecht informiertes Blatt sei. Wie groß muss diese sein, wenn das Blatt es sogar wagen durfte, in zwei mit äußerster Perfidie geschriebenen »Stimmungsbildern« die Theilnehmer am Neujahrsgottesdienst in der Stephanskirche als eine Horde trunkener Excedenten hinzustellen, denen die Versammlung zur Andacht bloß Gelegenheit zu allerlei wüstem Sylvesterulk sei.

Den Trumpf freilich glauben die Herren auszuspielen, wenn sie mit dem echten »Clericalismus« angerückt kommen. Und mit diesem Knalleffect hoffen sie, wenn alle Stricke reißen, auf eine Bevölkerung einzuwirken, die zu 90 Procent aus Katholiken besteht. »Die todte Hand« wird rechtzeitig an die Wand gemalt, wenn das Volk nahe daran ist, endlich die sehr lebendige Hand in seinen Taschen zu spüren.... Und auf diesen manchesterliberalen Zauberspuk fallen Männer hinein, die sich die Aufgabe gestellt haben, die wirtschaftlichen Interessen der Proletarier zu vertreten. In Wels, wo die Conservativen nie fest gewurzelt haben, ist Herr Ebenhoch jetzt geschlagen worden. An seiner statt wurde ein nationaler Antisemit gewählt. Herr Benedikt jubelt; die Welser Bauern haben das »clericale Joch abgeschüttelt«. Herr Dr. Mittler drückt ihnen telegraphisch seine Genugthuung aus, und Herr Benedikt ruft ihnen — im Leitartikel vom 12. Januar — zu: »Recht habt ihr gehabt, einen Feind des deutschen

Volks habt ihr gerichtet, für Bildung und Freiheit habt ihr gekämpft!« Eindringlicher wirkt dieser Zuruf aus der gleichgestimmten Brust eines Deutschen, wenn man statt des Wörtchens »habt« sich überall »habts« denkt. Den Wiener Christlichsocialen aber flucht er also: »Volksthümlich versprachen sie zu bleiben und sind Schranzen geworden ... die Nahrung haben sie ihm (dem Volk) genommen. Die Freiheit haben sie verhöhnt, die Nationalität haben sie preisgegeben, die Religion haben sie missbraucht. Bildung und Nächstenliebe haben sie geschmäht.« Und schließlich zur Krönung des Ganzen der einzig schöne, nicht nur aus deutschem Empfinden, sondern auch aus den Tiefen der deutschen Sprache geschöpfte Satz: »Volksthümlich wollten sie sein, und Protzen sind sie geworden, hochmüthig, dünkelhaft, diese Glückspilze, denen der Erfolg zu Kopf gestiegen ist.« Herr Benedikt aber gibt nicht nach: »Rein wollten sie sein ... Ehrlich wollten sie sein ... Freunde des kleinen Manns wollten sie sein ... —: Reif sind sie zum Falle.« Und nach diesem bittersten Fluche in fortwährender, bohrender Wiederholung die Klage: »Fünfhundert Wähler sind nachträglich geschaffen worden ... Fünfhundert Wähler wurden in die Listen eingezeichnet ... In letzter Stunde sind die Freisinnigen durch Einzeichnung von fünfhundert Wählern überrumpelt worden ... Fünfhundert Stimmen sind nachträglich auf dem Wege der Reclamation in das Verzeichnis aufgenommen worden ... Diese fünfhundert Stimmen werden für die Freisinnigen werben!« Und als die Wahlschlacht endlich geschlagen war und die Liberalen triumphierten, weil sie nicht geprügelt wurden, legt er von Neuem los und verkündet schreiend: »Gebrüstet haben sie sich, dass sie berufen seien, die Ordnung in ganz Oesterreich herzustellen!« In diesem Ton gieng's durch vierzehn Tage, und alles wurde im Namen des »Deutschthums« vorgebracht. Ob sich wohl die Welser Bauern, wenn man

sie vor die Wahl zwischen dem Vertreter eines solchen Jargons und Herrn Ebenhoch stellte, lange besinnen würden? Indes: die antisemitische Journalistik zeigt sich assimilationsfähig, und es ist possierlich zu beobachten, wie am Tage nach der Wahl vom 14. Jänner die ‚Deutsche Zeitung' in dasselbe Jubelgeheul ausbricht wie Herr Benedikt und im gleichen Tonfall also zu sprechen anhebt: »Rache sollte genommen werden an den Antisemiten . . .«

Es war eine Zeit des Ekels, und die unentwegtesten Anhänger des Parlamentarismus mochten es bedauern, so viel Kräfte an seine lärmenden Vorbereitungen verschwendet zu sehen. Das Gebrüll von hüben und drüben, die fast ans Amerikanische streifenden gegenseitigen Beschuldigungen des Wahlbetrugs und aller erdenklichen Verbrechen, die ‚Arbeiter-Zeitung', die den Minister Wittek beschimpft, weil er nicht Herrn Noske gewählt hat, und die »Fortschrittlichen«, die mit Unger protzen, weil er als Präsident des Reichsgerichts die österreichische Socialdemokratie für einen so verlässlichen Hort der bestehenden Ordnung hält, dass er seine Simme Herrn Dr. Ellenbogen geben konnte; die ‚Neue Freie Presse', die einen »liberalen« Feldmarschall-Lieutenant ins Vordertreffen der Wahlschlacht schickt und von »jüngeren Mitgliedern des Hochadels« träumt, die liberal stimmten, — sie denkt wohl an die von Borkenau, auf Wellenstein und ähnliche Jünker — und stolz auf die Fiakerkutscher hinweist, die diese Herrschaften zum Wahllokal »führten« und zum erstenmal nach Jahren — aus ist's mit der Reaction — gegen ein gutes Trinkgeld mannhaft die Annahme der freisinnigen Abzeichen »nicht verweigerten«; und endlich wieder die ‚Arbeiter-Zeitung', die Herrn Hugo v. Hofmannsthal beflegelt, weil ihr Sendling ihn zu Hause beim — man denke nur — Speisen antrifft, während der Dichter der überfeinerten Stimmungen längst socialdemokratisch gewählt haben sollte: In manchem mochte wohl die Ahnung aufge-

dämmert sein, dass der Terrorismus einer Partei sich zur schlimmeren, für die Freiheit bedrohlicheren Gefahr entwickeln könnte als alle Polizeiwillkür ... Und wer sich noch ein Restchen Gefühls für das, was sie jetzt in den Versammlungen »Cultur« nennen, bewahrt hatte, der blieb zu Hause, verschloss sich die Ohren vor dem garstigen, dem politischen Liede, das so disharmonisch von der Straße herauf klang, und wählte — nicht.

Ewige Probleme, des Schweißes und der Lungenkraft der Edlen wert, sind verhandelt worden. Vor allem galt es, endlich die Frage zu lösen, ob der Volksgenius sich mehr einem Manne wie Schuhmeier oder einem Manne wie Bielohlawek verwandt fühle. Dass der Volksgenius von den Vertretern der Börsenjobber nichts mehr wissen will, dünkt mich das einzige wertvolle Ergebnis der bestandenen Prüfung. Cultur und Gesittung sind höchstens durch den Kampf um diese Güter bedroht, durch die Rohheit und Pöbelhaftigkeit, mit der dieser Kampf wie zum Hohn auf seine Absicht hierzulande geführt wird. Nicht dass Herr Bielohlawek gegen die Bildung protestiert, lässt ihn als eine Volksgefahr erscheinen, wohl aber dass er in seiner ‚Christlichen Volkspresse' — hoffentlich arglos — eine regelrechte Börsenrubrik etabliert hat. Die Christlichsocialen mögen sich vorsehen, dass nicht dem Jubel aller Corrupten über den Ausgang der Wahl seine Berechtigung für die Zukunft werde. Es gilt mancherlei zu eliminieren und mancherlei nachzuholen. Eine strenge Actiengesetzgebung, Abschaffung des Terminwuchers und unzählige andere wirtschaftliche Aufgaben harren der Erledigung. Die Partei wird nicht mehr ihr politisches Schwergewicht auf die Beseitigung jüdischer Auscultanten verlegen und die Taussigs in Oesterreich weiter wirtschaften lassen dürfen. Unsere Socialdemokratie, die man längst gewöhnt ist als einen »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« zu betrachten, und die nicht nur die Privilegierten bei der Wahl begünstigt, sondern bereits auch eigene Ver-

treter in die Privilegiertencurie entsendet, hat sich ihrer Gefährlichkeit freiwillig begeben. Es ist eine für ihre Entwicklung bedeutsame Thatsache, dass sich am Abend nach ihrem Wahlsiege sämmtliche Börsengauner, über die Wien zur Zeit verfügt, beglückwünscht haben. Freilich hat die ‚Arbeiter- Zeitung' schon am Tage nach der Wahl erfreuliche Anwandlungen von Undankbarkeit gezeigt. Und so ist Aussicht vorhanden, dass die Socialisten, die in einem arbeitsfähigen Parlament sitzen, ihrer antiliberalen Bestimmung bewusst werden, sich jeder Sentimentalität für Herrn Benedikt, der sie gefördert, und Herrn Scharf, der einen eigenen Wahlaufruf für sie erlassen hat, entäußern und das schmähliche Wahlbündnis schmählich vergessen werden. Sollten die Christlichsocialen sich nicht entschließen können, endlich den Ernst und die Fähigkeit zu sachlicher Arbeit zu beweisen und dem Schlagwort: Socialpolitik ist Antisemitismus, die Parole: Antisemitismus ist Socialpolitik! entgegenzustellen, dann ist einer »Wiedergeburt des Liberalismus« und dem wiederkehrenden Chaos der Corruptionswirtschaft gegenüber die letzte Hoffnung der ehrlichen Leute: Der Undank der Socialdemokratie.



FUSION.

Der »alten, soliden« Niederösterreichischen Escomptegesellschaft pflegte die jobbernde Jugend unserer Finanzwelt mit ehrerbietigem Lächeln zu gedenken: Vornehmheit des Alters, aber auch ein wenig Altersschwäche. Am stillen Altwiener Hause auf der Freiung sah man die Fensterritzen stets sorgfältig verstopft,

damit der Zug der Zeit nicht hineindringe. Drinnen sitze, so vernahm man, der Generaldirector Rechnitzer pflichteifrig tagaus tagein die Bureaustunden ab, um am Schlusse des Jahres ein fürstliches Ruhegehalt einzustreichen. Ein jüngerer Gehilfe, Director Krasny, repräsentierte die Gesellschaft mit Modewesten und bunten Cravatten, etwas parvenumäßig, aber liebenswürdig bescheiden. Man wusste, in der Vergangenheit der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft gibt es einige dunkle Punkte, aber niemand hätte davon sprechen und die alte Dame kränken mögen. Langjährige Actionäre entsinnen sich noch der Generalversammlung vom 26. Februar 1881; da war der Actionär Dr. Josef Scheimpflug, ehemals stellvertretender Director des Unternehmens, als ernster Mahner und Ankläger aufgetreten. Er beklagte die Vernachlässigung des soliden Depositen- und Escomptegeschäftes. Nicht das Sinken des Zinsfußes sei schuld daran, dass man am Escompte so wenig verdiene; denn bei einem viel tieferen Zinsfuß verdienten doch die englischen Banken beträchtliche Dividenden. »Ist der Escompte niedrig, so sind auch die laufenden Gelder billiger. Nicht die absolute Höhe des Escomptes, sondern das Verhältnis zwischen Escompte und der Höhe der Passivzinsen ist nebst dem Umfang des Geschäftes und der Größe des Gewinn gewärtigenden Actiencapitals für die Höhe der Dividende entscheidend.« Aber die Niederösterreichische Escomptegesellschaft war schon damals nicht mehr das, was ihr Name besagt. Im Jahre 1866 hatte sie die Schnapper'sche Wechselstube erworben und arbeitete seither mit einem immer größeren Theil ihres Capitals im Börsengeschäft. Von dem Reinertrag der Wechselstube erhielten deren früherer Besitzer, Herr Schnapper, und ihr Leiter, Herr Adolf Landauer, in den Jahren 1866—1877 vertragsmäßig 50 Procent. Als der Vertrag ablief, überließ man es dem Verwaltungsrathe, mit Herrn Landauer ein neues Uebereinkommen über die Entlohnung seiner weiteren Thätigkeit als Leiters der Wechselstube zu

treffen. Und da Herr Landauer nicht nur Sitz und Stimme, sondern auch zwei Verwandte, die Herren Schnapper und Boschan, im Verwaltungsrath hatte, da auch der Generaldirector der Escomptegesellschaft, Herr Dr. Bunzl, ihm verschwägert war, fiel jenes Uebereinkommen begreiflicherweise nicht zugunsten des Unternehmens aus. Sein Inhalt ward den Actionären verschwiegen, und falls nicht Dr. Bunzl dem jüngst ertheilten Rath und Wunsch Moriz Benedikts folgen und »die Geschichte der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft schreiben« wird, werden sie niemals den Betrag erfahren, um den sie damals geschädigt wurden. Die Darlegung dieser Verhältnisse durch den Actionär Dr. Scheimpflug that keine Wirkung. Man bestrafte den unliebsamen Ankläger mit der Kündigung des Contos, das er bei der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft gehabt hatte, und über die Geschäftsführung herrschte von nun an Stille. Noch einmal ward diese peinlich durch den Knall des Pistolenschusses gestört, mit dem der Director Jauner seinem Leben ein Ende machte. Aber die Actionäre wussten ihre Angelegenheiten in guten Händen, in jenen eines Herrn Pollak nämlich, der sich als Generaldirector große Verdienste — man spricht von fünf Millionen — um die Gesellschaft und schließlich auch das Incognito »v. Borkenau« erworben hat. Aufsehen erregte es dann vor sieben Jahren, dass der Vicedirector Otto Wittelshöfer plötzlich die sitzende Lebensweise im Bureau nicht mehr vertrug und sich zeitweise auf der Ringstraße in Gesellschaft der Herren Doctor Victor Adler und Pernerstorfer, die einen langen Zug socialdemokratischer Arbeiter führten, Bewegung verschaffen zu müssen glaubte. Der Verwaltungsrath missbilligte diese Vergnügungssucht des Vicedirectors und gab ihm nebst einer lebenslänglichen Pension die Freiheit von jeder weiteren Thätigkeit für das Institut, eine Freiheit, die Herr Wittelshöfer in der Folge freilich seltener zu Ringstraßen-Spaziergängen und öfters zur Abfassung von Artikeln für den Economisten benützt hat.

An die Generalversammlung des Jahres 1881 fühlt man sich erinnert, wenn man die Berichte über die außerordentliche Generalversammlung der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft vom 9. Jänner 1901 liest, die den Plan einer Fusion mit der Böhmischen Escomptebank genehmigt hat. Wieder trat ein ehemaliger Director des Unternehmens gegen die Verwaltung auf, und wenn sein Vorgänger vor zwei Decennien »etwas faul im Staate Dänemark« gefunden hatte, sprach Herr Wittelshöfer von »Gestank und russigen Händen«. Nur eines blieb diesmal unklar. Man hat 1881 nach der Rede des Herrn Dr. Scheimpflug den Zusammenhang zwischen der Bilanz der Gesellschaft und den verwandtschaftlichen Gefühlen der Herren Dr. Bunzl, Schnapper und Boschan für Herrn Landauer wohl begriffen; aber man konnte neulich nach Herrn Wittelshöfers Ausführungen zwischen der Neigung einer Speculantengruppe zu einem Griff in die Cassen der Escomptegesellschaft und der Bereitwilligkeit der Herren Rechnitzer und Krasny, diese Cassen zu öffnen, das Bindeglied nicht finden. Herr Wittelshöfer war eben bloß über die bisherigen Beziehungen der Jobber Feilchenfeld und Kestranek zur Böhmischen Escomptebank, nicht aber darüber informiert, wie weit sich auch die Niederösterreichische Escomptegesellschaft bereits mit diesen Herren eingelassen hat. Er wusste nicht, dass ein illegitimes Verhältnis, dessen Folgen jeden Tag eintreten können, jetzt legitimiert werden soll. Die Actien der Böhmischen Escomptebank, die nächstens gegen Actien der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft ausgetauscht werden sollen, liegen längst in deren Cassen; sie wurden jenen Speculanten nebst Tausenden von Montanactien mit Beträgen lombardiert, die alle flüssigen Mittel der Escomptegesellschaft erschöpft haben und die heute durch den Verkauf der Actien, der einen Krach herbeiführen müsste, nicht hereingebracht werden können. Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft hat sich ver-

rannt, und der hilflose Herr Rechnitzer wird Herrn Feilchenfeld, der ihn in die Sackgasse geführt hat, Dank wissen, wenn er ihm wieder heraushilft.

Ob jener Theil der Journalistik, der die Abmachungen zwischen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmischen Escomptebank bekämpfte, wirklich im Auftrag der Rothschild-Gruppe gehandelt hat, wie sonst eingeweihte Leute behaupten, vermag ich nicht zu entscheiden. Bei den kleinen Blättern, die ihre oppositionelle Haltung auch heute noch nicht aufgegeben haben, scheint mir eine plausiblere Erklärung darin zu liegen, dass der »Amerikaner« Wittgenstein stets das Barnum-Princip befolgt hat, nur die Großen zu besolden und sich um kleine Schreier nicht zu kümmern. Nur der Geriebenheit des Herrn Glogau ist es gelungen, der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung‘ die lange schmerzlich entbehrten Pauschalien der Montangruppe zu erobern, und er hofft noch immer, dass sein Antrag, ihr den ganzen finanziellen Theil zu verpachten, schließlich angenommen werden wird. Die großen Blätter aber, die sich anfangs unfreundlich gegen die Niederösterreichische Escomptegesellschaft benahmen, sind durch Erklärungen des Herrn Rechnitzer noch vor der Generalversammlung »voll befriedigt« worden. Director Rechnitzer, den der streng logische Herr Wittelshöfer mit der Erklärung: »Sie haben mich nicht überzeugt!« verließ, scheint bei dem phantasiereichen Moriz Benedikt und einigen seiner Collegen — wohl mit Argumenten ad hominem — besseren Erfolg erzielt zu haben. An der Wiener Börse sah man in letzter Zeit die Directoren der Escomptegesellschaft jeden Augenblick im intimen Gespräch mit irgendeinem Börsenjournalisten, und Eingeweihte behaupteten, der ehrgeizige Herr Krasny wolle Arm in Arm mit dem Regierungsrath Neumann vom ‚Fremdenblatt‘ das eben anbrechende Jahrhundert in den Schranken fordern ... Herr Otto Frischauer aber, der Besitzer des

‚Wiener Tagblatt', der ursprünglich die Herren Wittgenstein, Kestranek und Feilchenfeld »auf die Anklagebank« gewünscht hatte, schwieg plötzlich mit einer Würde, die den Eindruck erwecken musste, die Leiter der Escomptegesellschaft hätten eine viel größere Summe gebüßt als Herr Gregorig, der neulich verurtheilt wurde, weil er Herrn Frischauer »Maul halten!« zugerufen hatte . . .

Aufrichtige Befriedigung hat die Generalversammlung vom 9. Jänner nur in Prag geweckt. Man erfuhr dort mit Staunen, dass die Böhmische Escomptebank das Muster eines vornehmen und liquiden Unternehmens sei. Dass sie an den großen Eisengesellschaften so viel verdient, wie Herr Rechnitzer behauptet, glaubt man dort freilich nicht. Von solchen reichen und mächtigen Kunden haben die Banken noch niemals so viel Gewinn gezogen wie ihre Directoren, die sich die Börsentips zunutze zu machen wissen. Dass sich Herr Feilchenfeld seine Millionen nicht vom Gehalt und den Tantièmen zurückgelegt hat, die er als Director der Böhmischen Escomptebank bezog, hält man in Prag für ausgemacht .... Die Hauptquelle der Gewinne der Böhmischen Escomptebank ist vielmehr das Börsenspiel in ihren Filialen in Aussig, Teplitz, Karlsbad etc. In diesen böhmischen Städten jobbert alles und zahlt Wucherprovisionen. Aber wer weiß, wie nahe der Tag ist, an dem die Provinzkaufleute nebst anderen Culturbotschaften auch die Lehre vom Differenzeinwand vernehmen und ihre Depots zurückfordern werden! Dann wird das halbe Capital der Böhmischen Escomptebank verloren sein, und mit der anderen Hälfte wird man wenig anzufangen wissen. Die böhmischen Feudalherren, denen die Escomptebank leiht — einer allein schuldet ihr etwa eine Million Kronen, also einen hübschen Theil ihres geringen Capitals — sind zwar »gut«; aber in Krisenzeiten vermag auch der reichste Landmagnat große Beträge nicht aufzubringen. Bleibt nur die Hoffnung, dass von dem reichen Agio-

gewinn, der bei der Capitalsvermehrung, wenn alles gut geht, der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft zufließen wird, auch etwas der Böhmischen Escomptebank zugute kommen müsse. Man harrt in Prag mit nicht geringerer Spannung als in Wien der Entscheidung unserer Regierung. Darf man hoffen, dass unsere strenge Staatsaufsicht ihren bei der Länderbank und anderwärts erprobten Scharfblick auch diesmal nicht verleugnen wird? Nur einen Wunsch noch — es ist der Herzenswunsch der leitenden Persönlichkeiten, den ich ausplaudere —: man möge diesen Herren rechtzeitig einen Titel geben, der ihnen verbleibt, wenn Gesundheitsstörungen ihnen die weitere Thätigkeit als Leiter der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft einmal verleiden sollten. Es schaut nicht gut aus, wenn jedesmal die Verleihung des Hofrathstitels später erfolgt als die Entdeckung des Abgangs einiger Millionen . . .

* * *

Bankhaus Wotan & Comp.

Die Deutschnationalen haben auf allen Linien gesiegt, und als tüchtiger Feldherr beschloss K. H. Wolf, dem geschlagenen Feinde keine Zeit zur Sammlung zu gönnen, ihm unverzüglich bis an seine letzte Zufluchtsstätte nachzusetzen. Die Juden mussten ganz vernichtet werden. K. H. Wolfs wilde, verwegene Schar hatte im Sturm die Wahlbezirke der judenfreundlichen Deutschfortschrittlichen in Böhmen erobert, aber der Führer weiß wohl, die stärkste Position der Judenschaft ist die Börse. Nun galt es, sie auch von dort zu vertreiben. Ein Feldzug der Deutschnationalen ward gepredigt: gegen die Börse? Nein, weiter: an die Börse. Am Abend des 8. Jänner verkündet eine Extra-Ausgabe der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ den Getreuen die Siege in den Sudetenländern. Am unteren Rand der Seite steht in fetter Schrift: »Wir bitten die Rückseite zu beachten!« Und wenn der Leser gehorsam das Blatt

wendete, las er in überlebensgroßen Buchstaben: »Das in nationalen Kreisen bestens bekannte Bank- und Wechselhaus Th. J. Plewa & Sohn (gegründet 1856)« wird empfohlen. »Börsenaufträge für alle Börsen werden bestens ausgeführt.« Mächtige Aufregung ergriff das deutschnationale Lager. Wie leicht hätte man über dem Wahlsieg seine Ausnützung vergessen können! Unruhige Fragen schwirrten hin und her: Die Bureaux von Plewa und Sohn sind wohl schon geschlossen? Es ist ja neun Uhr abends. Wenn man nur morgen früh noch zurechtkommt. Werden Creditactien »auf die Wahlen in Böhmen flau« sein? Soll man Rente geben? Mairente oder Kronenrente? Man müsste telephonisch bei der ‚Ostdeutschen' anfragen, wie morgen der Leitartikel sein wird. Wenn Wolf obstructionslustig ist, dann glaubt die Börse nicht mehr an Investitionen. Ich geb' Alpine. Heil Schönerer! Heil Wolf! Heil Plewa! (gegründet 1856). Wir haben den »eisernen Ring« von Czechen, Polen und Römlingen zerschlagen. Jetzt lasst uns den Ring von Gold gewinnen, den Schottenring! Wir fürchten niemanden auf der Welt, auch nicht die Gegnerschaft des Goldes. Ein wackerer deutscher Mann steckt jeden Gegner in die Tasche.

Sicherem Vernehmen nach soll außer dem Jahrestag der Schlacht von Sedan und den Geburtstagen Bismarcks, Schönerers und Wolfs auch der Jahrestag der Gründung der Firma Th. J. Plewa & Sohn (Bank- und Wechselhaus, gegr. 1856) als nationaler Feiertag der Deutschen in der Ostmark erklärt werden. Die Frage aller »Interessenten« aber wird von nun an nicht mehr lauten: Wie ist die Lage der Deutschen in Oesterreich?, sondern: »Wie hoch notiert Ostmark?«

* * *

Alexander von Serbien hat die Session der Skupschtina mit einer Thronrede eröffnet, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, dass sein Vater

endgiltig das Land verlassen hat. An einer solchen Gefühlsäußerung wird kein Mensch in der weiten Welt Anstoß nehmen, und sogar die Besucherinnen des »Wiener Ballhaus« werden es nach den traurigen Erfahrungen, die sie gerade jetzt wieder mit dem königlichen Vater machen, begreifen, dass jeder, der der gefährlichen und kostspieligen Nähe dieses Menschen nicht mehr ausgesetzt ist, ein Gefühl der Erleichterung empfinden muss. Die einzige Horizontale, die nach wie vor auf Milan gut zu sprechen ist, ist die ‚Neue Freie Presse', vielleicht weil sie die einzige ist, die er in seinem reichbewegten Leben nicht um den Schandlohn geprellt hat. Sie beklagt es, dass man ihm in Serbien so übel mitgespielt hat; aber sie tröstet sich mit dem Bewusstsein, dass sie ihn jetzt in ihrer nächsten Nähe habe. Ihr alter Kunde — dass er ein fauler Kunde ist, sieht sie nun und nimmer ein — hat seine Zelte bekanntlich in unserer Mitte aufgeschlagen, von der Johannesgasse in die Fichtegasse ist nur ein Katzensprung, und das zu liberaler Denkungsart erwachte Wien nimmt an den Beziehungen, die da am hellichten Tage gesponnen werden, keinen Anstoß. König Alexander hat sein Land zu der Entfernung Milans beglückwünscht, und Oesterreich betrachtet seine Nähe als eine stolze Errungenschaft. Mindestens jenes officielle Oesterreich, dessen Meinung die Herren Goluchowski und Doczi durch die ‚Neue Freie Presse' vertreten lassen. Und da gab's denn am Sonntag, dem 13. Jänner, eine große Rührscene. »Vater und Sohn« war der Artikel betitelt, und mit den gewissen Sonnenthal-Tönen machte die ‚Neue Freie Presse' für den in Serbien missachteten Vater das Recht auf »Pietät« geltend. Sie erinnert daran, dass das »Ehre Vater und Mutter« auch im Herrscherhause Geltung haben müsse, vergisst aber, dass schon Anzengruber an das vierte Gebot die Bedingung geknüpft hat, dass die Eltern »danach sein müssen«. Sie nennt das Verhältnis, das sich in der Familie

Obrenovich zwischen Vater und Sohn herausgebildet hat, »ein höchst beklagenswertes«, und spricht von einer »peinlichen Missempfindung«, die die Aeußerung des Sohnes über den Vater erregen müsse. Also: Mehr Pietät für Milan! Und wenn der Herzensfonds Alexanders mehr Pietät für Milan nicht aufbringen kann, so soll in Zukunft wenigstens sein Pressfonds mehr Pauschalien für die ‚Neue Freie Presse' aufbringen!

* * *

In Nr. 41 der ‚Fackel' ward der schwunghafte Handel geschildert, der von unserer Corruptionspresse mit Kaiserworten getrieben wird, mit den Worten nämlich, in denen der Monarch beim Rundgang durch eine Ausstellung Industriellen und Gewerbetreibenden seine Anerkennung ausspricht. »Kaum hat der Kaiser« schrieb ich damals, »die Ausstellung verlassen, so stürzt bereits ein Heer der tüchtigsten Erpresser, Reporter und Administrationsbeamte, auf den Aussteller zu: und nun geht das Feilschen los. Wer nichts zahlt, wird nicht erwähnt. Wer aber um jeden Preis erwähnt werden will, kann thatsächlich um jeden Preis erwähnt werden. Bei höherem Preise erhält er mehr Raum im Berichte zugewiesen. Demgemäß müssen natürlich auch die Kaiserworte redigiert werden. Wenn der Kaiser gesagt hat: ‚Das ist schön!', so ist der Bericht verhältnismäßig billig. Will man drucken lassen, dass der Kaiser den Ausspruch that: ‚Das ist schön, wirklich schön!', so muss man etwas draufgeben. Wesentlich theurer ist es schon, wenn zwei verschiedene Adjectiva mitgetheilt werden sollen, z. B. ‚Das ist sehr schön und praktisch!', am theuersten aber, wenn auch die Erwiderung des Ausstellers und eventuell ein zweiter kaiserlicher Ausspruch veröffentlicht wird.«

Der abscheuliche Handel mit Kaiserworten blüht seit damals üppig weiter. Nach der Eröffnung der letzten Intérieur-Ausstellung ist es sogar vorgekommen, dass Ge-

werbetreibende »angesprochen« erschienen, die mangels eines Frackes überhaupt nicht in die Lage gekommen waren, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Sie hatten Bestandtheile einer Wohnungseinrichtung geliefert, deren Schöpfer in Wirklichkeit die Summe des kaiserlichen Lobes erntete, das die Blätter an seine Mitarbeiter geschickt vertheilten. Er hatte die Zumuthung, das ihm gespendete Lob des Kaisers den Zeitungen zu honorieren, zurückgewiesen und wurde deshalb überhaupt nicht genannt. Dafür ließ ein anderer Aussteller ein Kaiserwort mehreremale »einrücken«. Nach dem großen Ausstellungsbericht konnte man in den Blättern, z. B. in der ‚Wiener Allgemeinen' (14. December) noch die nachstehende separate Notiz lesen:

Anlässlich des Besuches des Kaisers in der Weihnachts-Ausstellung des Oesterreichischen Museums wurde der Inhaber der Pelzwarenfirma J. Toch vom Kaiser durch eine Ansprache ausgezeichnet. Der Kaiser, welchem die Größe und Schönheit eines prachtvollen Eisbären auffiel, machte zu Herrn Toch die Bemerkung: »Ja, ja, Ich hätte nie gedacht, dass es Eisbären von solcher Größe gibt.«

Man kann nun die hundert Gulden, die diese Notiz gekostet hat, gegen einen wetten, dass der Kaiser in dieser Form und in diesem nachdenklichen Tonfall die Bemerkung nicht gemacht hat. Auch ist es unmöglich, dass der Monarch die Größe der Eisbären Herrn Toch als ein Verdienst anrechnet. Aber der Pelzhändler war eben generös und legte der günstigsten Redigierung des Kaiserwort kein Hindernis in den Weg . . .

Nicht nur Ausstellungen, auch Bälle eignen sich vortrefflich zur Ausführung von administrativen Raubzügen. Und gar erst ein Hofball! Hier bleibt es vor allem der journalistischen Kunst überlassen, die Reclame möglichst graziös und gelinde mit der Person des Kaisers zu verknüpfen. Da ist z. B. das ‚Neue Wiener Journal' vom 11. Jänner: Ein Hofballbericht mit einer schier unübersehbaren Reihe von hochadeligen Namen. »Als erstes Paar treten Erzherzogin Elisabeth Marie mit dem Garde-Oberlieutenant Grafen Peter Szechenyi

an.« »Die Erzherzogin sah in ihrer duftigen Toilette reizend aus.« Nun glaubt jeder Leser bereits, dass eine Empfehlung des Modesalons kommt, der die Toilette geliefert hat. Weit gefehlt! Der Blick des Reporters schweift nach subtileren Dingen:

In den Tanzpausen wurde im Foyer dem Buffet lebhaft zugesprochen. Bemerkt wurde, dass, während im Vorjahre die Hofküche alles Gebäck geliefert hatte, diesmal, und zwar auf speciellen Wunsch des Kaisers, auch »Ankerbrot« Verwendung fand.

Es steht einem der Puls still. Und ich selbst hätte es nicht für möglich gehalten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gelesen hätte. Den Kaiser lässt man »Ankerbrot« empfehlen, während die jüngeren Erzherzoginnen — wir halten schon bei der zweiten Quadrille — dem Tanze »eifrig huldigen« . . .



HEINRICH IV.

»Im Hofburgtheater werden Montag den 14. Jänner zur Erinnerung an den 279. Geburtstag Molières die beiden Komödien ‚Der Misanthrop' und ‚Der Tartüff' in Ludwig Fuldas deutschen Versen gegeben.«

Diese Meldung hatte vor einiger Zeit Herr Schlenther an die Wiener Zeitungen versendet, und einige druckten sie ab. Man erkannte freudig, dass in dem Director des Hofburgtheaters, den man längst an Koppel-Elfeld und Triesch verloren wähnte, das künstlerische Gewissen mit unverminderter Stärke schlägt. Herr Schlenther trägt literarischen Bedürfnissen und allenthalben auch literarischer Pietät Rechnung und würde sich eher die Hand abhacken lassen, bevor er an dem Tage, an dem ganz Wien sich erinnert, dass vor 279 Jahren Molière geboren wurde, wertlosen modernen Plunder aufführte. Nun könnte man freilich einwenden, solche Ge-

legenheit, den feinfühligen Mann zu spielen, gebe es jeden Tag im Jahre, und wenn Herr Schlenther nur consequent sei, könnte er jeden Tag in einen Tag der Weihe verwandeln. Wenn man bedenkt, dass außer Molière auch noch Shakespeare, Hebbel, Kleist, Goethe, Schiller, Lessing, Racine, Calderon, Gutzkow, Ludwig, Grabbe, Grillparzer, Anzengruber, Raimund, Bauernfeld und viele andere Dramatiker je einmal im Jahre ihren Geburtstag und je einmal im Jahre ihren Todestag haben, so hat ein Theaterdirector, der zu einer interessanten Aufführung erst des pietätvollen Anlasses bedarf, die bequemste Anleitung für ein ernstes und einer Hofbühne würdiges Repertoire. Aber Herr Schlenther fühlt sich nur am 279. Geburtstage Molières in gehobener Stimmung. Und vielleicht schob er auch den nur vor und dachte einzig und allein Herrn Fulda eine Geburtstagsüberraschung zu bereiten. »Heinrich IV.« ließ er in Scene gehen, ohne die Aufführung als »nachträgliche Feier von Shakespeares 336. Geburtstage« auszugeben. Solches hätte ihm auch niemand geglaubt; denn die Reprise schien eher dafür zu sprechen, dass Herr Schlenther sich an das Geburtsdatum Dingelstedts erinnert hatte, für dessen Manen unser Burgtheaterleiter eine seltene Pietät zu erübrigen scheint. Dann hat er jedenfalls einer zweifachen Pietät genügt; ich weiß es nicht, ob es historisch stimmt: aber das Geburtsdatum des Freiherrn von Dingelstedt ist immer noch das Todesdatum Shakespeares gewesen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und so war's auch diesmal wieder. Herr Schlenther glaubt weiß Gott welche dramaturgische That zu verrichten, wenn er die beiden Theile »Heinrichs IV.« in das Repertoire des Burgtheaters, aus dem sie nie hätten verschwinden sollen, »einfügt«, und er hält es für eine Restaurierung, wenn er den Prinzen Johann mit Herrn Frank und den Lord Hastings mit Herrn Paulsen besetzt. Aber anstatt das Dingelstedt'sche Verbrechen am Dichtergeiste, das durch zwei Decennien geduldet war, zu sühnen, lässt er es zum Schrecken aller Leute, die die Königsdramen je gelesen haben, von neuem begehen. Wenn der unerbittliche Literaturrichter Schlenther, der einst in der ‚Vossischen' über Schönthans »Renaissance« den Stab gebrochen hat, jeglichem Lustspieltand und selbst der »Renaissance« zur Aufführung hilft, so mag er sich auf den Pöbelgeschmack ausreden, der solche Opfer erheischt, und man wird, wiewohl ein subventioniertes Hoftheater sich gewiss nicht erniedrigen muss, um leben zu können,

den freiwillig Abhängigen bedauern und entschuldigen. Was aber entschuldigt den thatkräftigen Mann, der endlich so thut, als ob er die Pflichten eines Burgtheaterleiters erkennte, und bei der »Erneuerung des classischen Besitzstandes« die alte Methode kunsttödtender Lässigkeit beibehält? Ein homo illiteratus wie Herr Burckhard musste vor zehn Jahren, da er an die Wiederaufnahme einiger Königsdramen schritt, nicht erkennen, dass der Geist, den sie in der Burgtheaterfassung enthielten, vom Geiste Dingelstedts und nicht shakespearisch war. Herr Burckhard musste nicht wissen, dass König Heinrich nicht auf der Scene unter Glockengebimmel und dem Geheul der Familie und Dienerschaft stirbt, sondern dass er sich in das Jerusalem-Zimmer des Palastes tragen lässt, um dort zu enden. Herr Burckhard brauchte nicht zu ahnen, dass hier Herr Dingelstedt »Stimmung« hinzugeflickt hatte, und konnte wirklich glauben, dass die Musik des alten Sulzer, unter deren Tönen Heinrich IV. verscheidet, unbedingt zu dem Shakespeareschen Libretto gehöre. Und Herr Burckhard durfte auch annehmen, dass das Volksgebrüll »Hoch König Heinrich V.!« am Schlusse der Dichtung ein von Shakespeare beabsichtigter Effect sei. Nicht so Herr Schlenther. Ihm musste dies und jenes auf den Proben widersinnig, plump und geschmacklos scheinen; er konnte sich denken, dass auch Shakespeare das Meisterstückchen zustandegebracht hätte, den mürben Heinrich auf der Scene »sterben« zu lassen, beweint von zahlreichen Freunden und Verwandten, umgeben von den tieftrauernd Hinterbliebenen des Hauses Lancaster. Aber er wollte nicht und hat so sinnige Drapierung geflissentlich dem tragischen Tapezierer Freiherrn von Dingelstedt überlassen. Herr Schlenther durfte auch wissen, dass die Dichtung vorwiegend lyrisch ausklingt, wiewohl es dem Verfasser, der so vieles konnte, gewiss ein Leichtes gewesen wäre, den eben gekrönten fünften Heinrich noch einmal aus der Westminsterabtei herauskommen und das versammelte Volk zu tosenden Hochrufen animieren zu lassen. Er wollte nicht, ließ den Lord Oberrichter und Johann von Lancaster allein auf der Scene und schloss das Drama, indem er diesen zu jenem noch sagen ließ:

> Was wettet Ihr? Wir tragen nun noch heuer
> Das Bürgerschwert und angeboren Feuer
> Bis Frankreich hin: es sang ein Vogel so,
> Des Ton, so schien's, den König machte froh.
> Kommt, wollt Ihr mit?

Das Publicum soll eben, da der junge König in der Krönungskirche verschwunden, Falstaff und Genossen verduftet sind, nichts weiter mehr als die beherzte Ankündigung ruhmreicher Waffenthaten vernehmen. Solche Perspective auf eine ernste Regierung nach einer leichtsinnigen Jugend genügt, und es bedarf nicht des zuversichtlichen Volksgebrülls, in dem der von Herrn Frank tonlos gestöhnte Epilog untergeht... All dies musste Herr Schlenther auf den Proben erkennen, all dies musste sein literarisches Gefühl, wenn er eines hat, beleidigen, und mit raschem Entschluss musste er das unvergleichliche Gedicht von dem geisttödtenden Dingelstedt'schen Pomp erlösen. Aber Herrn Schlenthers Devotion scheint sich eben auch auf verstorbene Hoftheater-Intendanten zu erstrecken; und so wagte er es nicht, an Dingelstedt zu rühren. Es ist aber wahrlich keine Heldenthat, in der Directionsloge zu sitzen, auf die Urkräfte, die dem alten Baumeister-Falstaff die schlechtesten Burgtheaterzeiten nicht verderben konnten, stolz zu sein und sich zu freuen, dass Thimigs Schaal zu einer Humorgestalt allerfeinster Art herangereift ist. Herr Burckhard kann doch wirklich nichts dafür, dass zu seiner Zeit Ernst Hartmann, der Vielgeschmähte, ein unvergleichlicher Heinz war, dessen Sonne noch heute die Stelle bestrahlt, an der sich die neurasthenische Puppe Kainz mit equilibristischen Zungenkünsten aufspreizen darf.

Ich will den heimlichen Zweck eingestehen, den ich im Auge hatte, als ich mich entschloss, die Vorstellung des zweiten Theiles von »Heinrich IV.« zu besuchen. Die That eines kühnen Neuerers und Rüttlers an einer Tradition, die nicht die beste Burgtheatertradition ist, hatte ich von Herrn Schlenther nicht erwartet. Aber ich wollte mich überzeugen, ob er wenigstens gewisse unleidliche Einzelheiten, die vor zehn Jahren gestört hatten, beseitigt haben würde. Ich wollte — um es gleich herauszusagen — vor allem erfahren, ob Herr Sonnenthal als sterbender König in dem Verse »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich«, noch immer mit dröhnender Stimme den V a t e r betont. Und Herr Sonnenthal hat mich nicht enttäuscht. Heinz nimmt die Krone von dem Kissen des schlummernden Königs und stammelt, da der todtkranke Vater erwacht, die Worte: »Ich d a c h t e nicht, euch noch einmal zu hören.« Der König aber wirft ihm den schon in weiteren Kreisen bekannten W u n s c h (ihn nicht mehr zu hören) vor. Herr Sonnenthal glaubt die bessere Wirkung seiner

Thränenstimme zu finden, wenn er entgegen dem klaren Sinn des Wortes den Nachdruck auf den Vater legt. Heute wie vor zehn Jahren; unter Schlenther wie unter Burckhard.

Herrn Sonnenthals Instinct, der seit jeher weniger dem Inhalt als der Klangfarbe eines Dichterwortes zustrebte, mag Recht behalten, und es könnte, da kein Hörer verstimmt wird und alle weinen, zu recht trüben Betrachtungen über Theaterwirkung im Allgemeinen und über die Bühnenmöglichkeit Shakespeare'scher Gedanken verleiten. Goethe hat gemeint, dass der Brite »durchaus an unsern innern Sinn spricht: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen . . .« Betrachte man die Shakespeare'schen Stücke genau, »so enthalten sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er lässt geschehen, was sich leicht imaginieren lässt, ja, was besser imaginiert als gesehen wird«. Der Spieler Shakespeares befördert die Imagination nicht; aber er darf sie nicht hemmen wollen. Goethe meint, dass es »kein Unglück wäre«, wenn Shakespeare ganz von der deutschen Bühne verdrängt würde; »denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden«. Die Romantiker bekämpften diese Ansicht, wollten von Shakespeare kein Jota missen und griffen Goethe wegen seiner Empfehlung der Schröder'schen Bearbeitung an, die sich bloß an das Wirksame hielt und den Dichter so für das Theater jener Zeit rettete. Respectlosigkeit gegenüber Shakespeare konnte Goethen, der von ihm sagt, er »geselle sich zum Weltgeist«, auch der überhitzteste Schlegelianer nicht vorwerfen. Und Goethe, der Schröders Lear-Verstümmlung pries, hätte den Freiherrn von Dingelstedt für seine Vermessenheit sicherlich getadelt, die die Königsdramen zu einem Schaugepränge erniedrigt und »Antonius und Cleopatra« zum Ausstattungsballett mit Musik von Sulzer gemacht hat. »Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet als er«, sagt Goethe; »er kennt recht gut das innere Menschencostüm, und hier gleichen sich Alle« . . .

Wo Herr Sonnenthal väterliche Herzens- und Schmerzenslaute ertönen lassen darf, ist er vortrefflich. Einige Lear-Scenen wird man ihm nie vergessen. Aber der Charakter wird nur zu oft von den Thränen aufgeweicht. Das ist bei Bolingbroke mehr als sonst fühlbar. In »Richard II.« vermag er den starren Streber überhaupt nicht zu

fassen, im ersten Theil von »Heinrich IV.« ist er farblos, im zweiten spielt er einen zermürbten Greis, dessen physisches Leiden und zärtliche Sorge um seine Nachkommen Mitleid heischen. Heinrich siecht unter der Last einer usurpierten Krone dahin und war nie, wie einer seiner heutigen Kritiker wähnt, ein »Gewaltiger«. »Als die Todtenglocken ertönten«, hatte Herr Kalbeck »das Gefühl, dass die zürnenden Mächte des Schicksals ihre Versöhnung mit ihm feierten.« Es gibt also noch Leute, denen Herr Dingelstedt etwas zu sagen wußte; eine so mächtige Symbolik hat sich Shakespeare entgehen lassen und es vorgezogen, das Ableben eines ränkevollen Emporkömmlings klanglos hinter die Scene zu verlegen. Herr Sonnenthal freilich kommt weder Shakespeare noch den Herren Kalbeck und Dingelstedt nahe. Heinrich IV. weint nicht nur, leidet nicht nur, sondern spricht auch die Worte:

»— — — Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege
Ich diese Kron' erlangt; — — —
— — — An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzuhalten,
Dass ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergießen schuf.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
All diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte.«

Herr Sonnenthal lässt höchstens die bürgerlichen Gewissensqualen eines morschen Mannes ahnen, der vielleicht einmal Bankdirector war, als solcher nicht eine, sondern sechzehn Millionen Kronen stahl und von da an ein Leben führte, das täglich von Furcht und journalistischen Erpressern bedroht war — denn viele lebten noch, ihm vorzuhalten u. s. w. —, bis er endlich zusammenbricht und dem Sohne den Raub als sichere Erbschaft hinterlässt:

»— — — denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim.«

Noch da und dort ladet in Heinrich IV. der Allumfasser zu actuellen Betrachtungen. »Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen.« Er hat für alle Verhältnisse vorahnend Beispiele geschaffen. Seine Römer hat Goethe eingefleischte Engländer genannt, die aber freilich Menschen

seien, Menschen von Grund aus, »und denen passt wohl auch die römische Toga«. Sie könnten auch Oesterreicher sein. Und wenn Goethe die Anachronismen Shakespeares »höchst lobenswürdig« nennt und findet, dass gerade seine Verstöße gegen das äußere Costüm seine Werke so lebendig machen, könnte man ihn dann nicht auch als vorwärtsschauenden Anachronisten gelten lassen? Kann sich die ewige Scene zwischen Falstaff und dem neugekrönten König, der sich stolz von einer in Saus verbrachten Jugend wendet, nicht immer wieder begeben? »Ich kenn' dich, Alter, nicht; an dein Gebet!« Was sind ihm heute seine Schwächen, die noch immer Falstaffs Stärke bedeuten? Das Verhältnis gab's immer; nur schade, dass man nicht immer seine Lösung erlebt hat, dass manchmal die Hoffnung eines Reiches begraben wurde, bevor es zu so entscheidender Auseinandersetzung wie zwischen Heinrich und Falstaff kam, und dass man bloß das betrüblichere Schauspiel genoss, wie unwürdige Gesellen, die eine theure Jugend überlebten, hergiengen und mit Kronprinzenbriefen Erpressung trieben. Das hätte Falstaff in seinen schlimmsten Geldnöthen nicht gethan ...

* * *

Zwei Kritiker.*)

,Neues Wiener Tagblatt', 13. Jan.:

Deutsches Volkstheater. Der neue Schwank von Gustav Kadelburg, »Das Bärenfell«, geht von einem eigentlich recht heiklen und hässlichen Thema aus. — — — Aber Kadelburg weiß mit lustigen Einfällen alles so geschickt ins Harmlose zu wenden, dass das Publicum gar nicht bemerkt, wie schlecht er im Grunde von den Menschen denkt. Es kommt eben schließlich alles immer nur auf die Technik an; Kadelburg könnte einem gewiss auch den »Lear« ganz amusant machen, weil er es eben versteht,

,Neue Freie Presse', 13. Jan.:

Deutsches Volkstheater. Die Novitäten kommen und gehen wieder sehr rasch an dieser Bühne. »Der Thor und der Tod« und »Die Pariserin« wurden nach wenigen Tagen abgesetzt, und auch der heutige Schwank, »Das Bärenfell« von Kadelburg, hat keine Aussicht lang zu leben. — — — Ein ehrwürdiger Stoff, der nie roher angefasst wurde, als nun durch Gustav Kadelburg. Dieser Autor erschien in letzter Zeit auch in Gemeinschaft mit Blumenthal vielen nicht sehr willkommen, allein und ohne dessen Aufsicht

*) Siehe Nr. 58 und 59.

worauf man im Theater so viel Wert legt: niemals peinlich zu werden. Kaum will sich jemand besinnen, brennt er schon wieder einen Spass ab. Dieser ist nicht immer ganz neu, aber man lacht; er führt ihn manchmal recht gewaltsam herbei, aber man lacht; er lässt ihn dann auch auf einmal wieder achtlos fallen — —, aber man hat gelacht. Und den meisten Leuten scheint das eben doch das Wichtigste, ja der eigentliche Zweck der dramatischen Kunst zu sein: sie wollen lachen, dazu ist ihnen jedes Mittel recht. Das Stück hat ihnen denn auch sehr gefallen, wozu freilich die angenehme Darstellung — — sehr viel that.

ist er völlig ungenießbar. Alle Darsteller — — gaben ihr Bestes; sie waren kaum weniger beklagenswert als das Publicum, dem man das zottige »Bärenfell« vorgesetzt.

*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann Bahr.

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich Schütz.

* * *

Bei der Feuerwehr-Centrale kann jeder, der sich dafür interessiert, die folgende Thatsache erfahren: Am Freitag, 11. Jänner, brach in den ersten Nachmittagsstunden in Herrn Gabor Steiners Freudenhaus (Danzers Orpheum) unterhalb der Bühne ein Feuer aus, dessen Bewältigung die Löschmannschaft drei Stunden schwerer Arbeit kostete, und das, wenn es sich während der Vorstellung in Danzers Fuchsbau ereignet hätte, unsägliches Unheil hätte anrichten können.

Erinnert sich jemand, über dieses immerhin nicht unbeträchtliche Ereignis in einem einzigen Wiener Blatte auch nur eine Zeile gelesen zu haben?

Die Pauschalien sind vom Brande unversehrt geblieben. Das sagt alles. Herr Gabor Steiner ist Inserent und somit, wenn auch nicht vor Feuersgefahr, so doch vor dem Umsichgreifen einer Feuer-

meldung gesichert. Den Brand gelang es erst nach dreistündiger angestrengter Arbeit zu unterdrücken; mit der Notiz gieng das viel rascher.

Nun werden sich gewiss viele Leser sagen: Schmach genug, dass Journale, die mit einem Millionenbudget arbeiten, nicht Selbstachtung genug besitzen, um dem Director eines Tingl-Tangls lieber sein Inserat vor die Füße zu werfen, als die primitivste Pflicht dem Publicum gegenüber zu verletzen. Brandartikel nach Scharf'schem Muster erwartet man ja in solchen Fällen ohnehin nur dann, wenn das Inserat verweigert wurde. Aber das mindeste, was man verlangen könnte, wäre, dass die Presse eine einfache objective Registrierung der Thatsache dem Publicum nicht vorenthalte.

Wer so spricht, vergisst, dass die Erfindung Gutenbergs der modernen Publicistik den besten Nutzen dann bringt, wenn sie nicht angewendet wird. Als Controlapparat der Oeffentlichkeit hat die Presse längst versagt. Sie gleicht eher einem Automaten: Gegen Einwurf der entsprechenden Münze gibt sie nichts heraus.

* * *

Liebe Fackel!

Herr Hofrath Staberl hat am Sonntag, dem 13. Jänner, als er über den Hofball plauderte, die jungen Damen unserer Aristokratie nicht nur gelangweilt, sondern auch in ihrer Ehre tief gekränkt. Er schrieb: »Heute noch junge Mädchen, und in wenigen Jahren wird man in den der vornehmen Gesellschaft gewidmeten Blättern rührende Familiengruppen finden, welche diese oder jene der im letzten Fasching Bräute gewordenen Gräfinnen als glückliche Mutter, umgeben von einer reizenden kleinen Kinderschar, darstellen.«

Eine Beleidigte.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Criminalist. Sie fragen, was Herr Stukart bei der Verhaftung des Raubmörders Wanyek eigentlich zu thun hatte. Nun, ich glaube, er hatte nicht so sehr bei, als nach der Verhaftung nichts zu thun. Immerhin, er kam im Fiaker vorgefahren, repräsentierte »Chef der

Criminalpolizei« und nahm alles selbst »in die Hand«. Auch der Specialzeichner des ‚Extrablatt‘ — dieses Schandblatt feierte wieder wahre Orgien des Blutrausches — war alsbald zur Stelle und nahm die historisch denkwürdige Scene auf: »Der Raubmörder Wanyek wird von dem kais. Rath Stukart verhört.« In der That: Der Raubmörder stand vor Stukart. Oder stand Stukart vor dem Raubmörder? Wer von beiden hatte in dem Moment sozusagen das stärkere »photographische Gefühl«? Ich glaube, Herr Stukart hat das Historische des Augenblicks intensiver empfunden; mindestens soll er, als der Porträtist des ‚Extrablatt‘ kam, »ein freundliches Gesicht« gemacht haben. Minder freundlich dürfte das Gesicht seiner Vorgesetzten gewesen sein, als sie das anmuthige Reclamebildchen im ‚Extrablatt‘ gewahrten . . .

Panama . . . . . . l. Selbstverständlich. Ich bitte, mich zu besuchen.

Leser der ‚Zeit‘. Die gebürende Antwort muss nebst vielen anderen Notizen Raummangels halber für die nächste Nummer zurückbleiben.

Musiker. Herr Hofrath Hanslick schreibt über Webers »Overtura Chinesa«, die die Philharmoniker jüngst zur Aufführung bringen sollten: »Passionierte Zeitungsleser hätten da leibhaftig unsere Truppen in Peking einrücken gesehen, an ihrer Spitze hoch zu Ross den Grafen Waldersee. Sein grüner Federbusch war ja nicht zu verkennen.« Oh doch! Graf Waldersee trägt in China eine Uniform, die ihm der Kaiser eigens verliehen hat, und sonst trägt die preußische Generalität Rosshaarbüsche von weißer Farbe zur Parade Die Uniform eines österreichischen Generals hat aber der Graf Waldersee gewiss noch nicht getragen.

Artifex. Herr Servaes übertrifft sich selbst. Wüstensand für Schnee, einen Sessel für eine Druckerpresse anzusehen, wäre ihm glücklich gelungen. Aber er beruhigt sich nicht bei diesen Erfolgen. Jetzt hat er einen Nachruf für Böcklin geschrieben, die »Todteninsel« gewürdigt und dabei von einem »weißen, ernsten Priester« gesprochen, den der Fährmann zur Ruhe führt. Er hält also die weiße Gestalt, die im Nachen zur Todteninsel geführt wird, für einen geistlichen Herrn im weißen Talar und erkennt nicht, dass der Künstler offenbar die ruhebedürftige Seele im weißen Faltengewande veranschaulichen wollte. Dafür scheint er aber Böcklin mit einem Leinenfabrikanten zu verwechseln; denn er spricht von der Leinwand, die Böcklin »von sich gegeben« habe.

Aengstlicher Actionär der Escomptegesellschaft. Ja, es ist derselbe Dr. Max Strauß, der seinerzeit mit dem berüchtigten Strousberg die Unionbank zur Financierung des Baues der Nordostbahn veranlasst hat, den sie mit einem Verluste von zehn Millionen bezahlte.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 66 Wien, Ende Jänner 1901 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig,	portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig,	»	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig,	»	. . . M.	7.—
» » » » halbjährig	»	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig,	portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig,	»	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h — 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1282*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermässigung ein.

DIE FACKEL

NR. 66 WIEN, ENDE JÄNNER 1901 II. JAHR

Die französische Sprache hat wie die russische die Eigenthümlichkeit, höflicher zu sein als die deutsche. Das führt, wenn aus Paris oder Petersburg ein der Aufzeichnung würdiger Ausspruch des Präsidenten oder Czaren gemeldet wird, immer wieder zu Missverständnissen. Unsere Publicistik schrotet diese Aussprüche je nach ihrer Parteirichtung aus und bietet dem Publicum — sei es mit Absicht, sei es, weil sie den Geist der fremden Sprachen so wenig erfasst wie den der eigenen — eine wörtliche Uebersetzung, wo es doch am Platze wäre, romanischen Ueberschwang oder slavische Sentimentalität auf das im Inland übliche und erträgliche Maß zu mindern. So kommt es, dass uns immer wieder — und erst jüngst in einem Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' — das politische Ammenmärchen aufgetischt wird, der Czar habe einmal den Fürsten von Montenegro seinen »einzigen Freund« geheißen. Dass der Czar hier eine in der russischen Umgangssprache übliche Phrase gebraucht hat, scheinen die Herren nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen; sie wollen nichts als eine hochpolitische und für die »Lage« wichtige Betheuerung heraushören. Aber im Russischen bedeutet die Versicherung des Redners, dass einer sein einziger Freund sei, etwa so viel wie bei uns die Anrede: »Lieber Freund«, und die Uebung internationaler Höflichkeit braucht kein vor dem Panslavismus bangendes deutschliberales Gemüth zu beunruhigen. Widerwärtig ist nur die Beharrlichkeit, mit der der Glaube

an die »einzige Freundschaft« von den Leitern unseres auswärtigen Amtes genährt und stets frisch erhalten wird. Der Czar würde sich ja keinen Moment besinnen, selbst Herrn Goluchowski einen ausgezeichneten Mann oder so etwas ähnliches zu nennen, ohne dass man darin eine »Kundgebung«, etwa für die milanfreundliche Richtung Oesterreichs erblicken müsste. Aber nächstens wird uns als eine für die Intimität des Czaren mit seinem Volk bezeichnende Thatsache mitgetheilt werden, dass in Russland die Leute ihren Kaiser »Väterchen« nennen ...

Auch die Unkenntnis französischer Sprachübung und die Ueberschätzung französischer Höflichkeit hat schon vielfache Missverständnisse gezeitigt und mancherlei Unheil angerichtet. So werden wir beständig in dem Glauben erhalten, der Präsident der französischen Republik sei mit Herrn Wilhelm Singer vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' intim und könne keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich der angenehmen Stunden des Zusammenseins mit dem Chefredacteur des Steyrermühlblattes zu erinnern. Aber wahrlich, eher erblickt noch Nikolaus in Nikita als Loubet in Wilhelm Singer seinen einzigen Freund. Was soll denn der Präsident der Republik thun, wenn Herr Singer ihm zum neuen Jahr ein Beglückwünschungs-Telegramm sendet? Herr Loubet ist nicht unhöflicher als irgendein anderer Zeitgenosse, lässt durch seinen Secretär danken, und dieser kleidet als geborener Franzose die Höflichkeit in eine uns etwas pathetisch anmuthende Form. Wörtlich übersetzt, muss die Antwort den Eindruck erwecken, Herr Loubet hege die dankbaren Gefühle eines Mannes, der in seinem sonst recht trübseligen Leben doch etwas Gutes erlebt hat: »Auf das angenehmste durch Ihre Aufmerksamkeit überrascht, beauftragt mich der Präsident der Republik, Sie zu versichern, dass er die glücklichen Augenblicke nicht vergessen hat, welche ihm durch den Congress der Presse sowie auch durch Ihren liebenswürdigen

Besuch bereitet worden sind.« Ein so liberaler Mann nun Herr Loubet ist, man kann es ihm schwerlich zutrauen, dass ihm die Gesellschaft des Herrn Singer »glückliche« Augenblicke bereitet hat. Aber die »Concordia«-Presse lässt eben Herrn Loubet auf ihre Façon selig werden, und Herr Singer empfindet beiläufig dieselbe Zufriedenheit, die einst Herrn Rudolf Lothar überkam, als ihn Emil Zola in einem Dankbrief an die Stammgäste der Leopoldstädter Kaffeehäuser seinen »cher confrère« nannte.

Die Franzosen sind höflich, solange sie nicht informiert sind, und die guten Beziehungen, die Herr Wilhelm Singer mit der Republik unterhält, währen nur so lange, als nicht von Wien eine gründliche Aufklärung erfolgt. Allgemein war das Erstaunen, da man vor etwa zwei Jahren im ‚Neuen Wiener Tagblatt' einen von Jaurès verfassten und für Herrn Singer geschriebenen »Original-Artikel« fand. Die Verbrüderung von anno Dreyfus machte zwar manches erklärlich, aber Herr Jaurès schien doch immerhin ein Mann, den man vor der unsauberen Gesellschaft, in die er sich begeben, mit gutem Gewissen bewahren durfte. Und so unternahmen es denn einige Wiener Genossen des Herrn Jaurès, ihn brieflich über Wesen und Zweck des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zu unterrichten. Und siehe da, Jaurès bekannte sich unschuldig und gab an, Herr Singer sei ihm von allem Anfang an wenig sympathisch gewesen, und er habe erst auf die eindringliche Versicherung des Mannes, dass sein Organ ein »demokratisches« sei, die Mitarbeit zugesagt; er werde es ganz gewiss nicht wieder thun ... Freilich hat inzwischen, wie man mir aus Paris schreibt, Herr Jaurès in Berthold Frischauer einen Mitkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit schätzen gelernt, und die Wiener Socialdemokraten nehmen an der seltsamen Bettgenossenschaft, die die gemeinsame »reactionäre« Noth schafft, längst keinen Anstoß mehr.

* *

Der Prinz von Wales ist zwar ein Freund des Türken-Hirsch gewesen und hat auch sonst einer Lebensauffassung gehuldigt, die dem Geiste der ‚Neuen Freien Presse' nicht ganz fremd ist, aber er hat, da er als König von England mit den Sitten seines Vorlebens brechen muss, gleich bei seiner Thronbesteigung den Herausgebern der ‚Neuen Freien Presse' keck den Respect verweigert. Sie ließen nämlich am 23. Jänner einen Artikel erscheinen, der in fetten Lettern die Ueberschrift trug: König Albert von England, und er desavouierte sie an eben und demselben Tage. Der Warwick des Economisten befahl, dass der zukünftige Herrscher des Britenreiches Albert I. heiße, aber schon auf der nächsten Seite war der Text eines Telegramms zu lesen, das der Prinz von Wales an den Lord Mayor gerichtet hatte und das »Eduard Albert« unterzeichnet war. Der Leitartikler hätte daraus ersehen müssen, dass Albert Eduard absichtlich seine Vornamen vertauscht und so bereits seinen künftigen Königsnamen bezeichnet hatte. Er ließ sich von seinem Entschlusse, fortan Eduard zu heißen, auch dann nicht abbringen, als man ihm meldete, dass sich Herr Benedikt für »Albert« entschieden hätte. So musste denn die ‚Neue Freie Presse' nachgeben, und schon in ihrem Abendblatte desselben Tages ihren Lesern einen neuen König namens Eduard VII. vorstellen, der nach dem Tode Victorias auf den Eintagskönig Albert I. gefolgt war . . .

* * *

NACHTRÄGLICHES.

Die Parteien jubeln, jede hat gesiegt, jeder ist »nur noch eine kurze Galgenfrist« gegönnt. Und die Veränderungen, die jede erlitten hat? Versuche einmal ein Laie in der Politik aus unseren Tagesblättern die Größe der Parteien im neuen Reichsrathe und die Gewinne oder Verluste zu erfahren, die sie bei den Wahlen erlitten.

Staunend wird er schließlich gestehen, dass in diesem unwahrscheinlichen Oesterreich selbst die Zahlen unzuverlässig geworden sind, und dass hier die Statistik wirklich alles beweisen kann. Was dem einen Zahlenweisen ein durchschlagender Erfolg heißt, das deutet der andere als vernichtende Niederlage. Auch sonst hat wohl nach Schlachten jeder der Gegner das Tedeum angestimmt. Aber im ernsten Kriege muss sich 's schließlich weisen, wem in Wahrheit der Erfolg zutheil ward. Wer Terrain errang, ist Sieger, auch wenn er mehr Männer verlor als der abziehende Gegner. Nach der Wahlschlacht gibt es keine Gewissheit für unsere Zeitungspolitiker. Denn während man ehemals fragte, welcher Partei der Gewählte sich anschließen werde, wird heute die innere Parteinahme zum entscheidenden Kriterium gemacht. Die Christlichsocialen zählten im vorigen Abgeordnetenhause siebenundzwanzig Mann; im neuen werden ihrer fünfundzwanzig sein. Sie haben also zwei Mandate verloren. Die ‚Neue Freie Presse‘ aber thut dar — und die ‚Arbeiter-Zeitung‘ spricht es gläubig nach —, dass sie elf Mandate eingebüßt haben. Einige Mitglieder der Deutschen Volkspartei, die bei den Wahlen durchfielen, haben eben »innerlich« zur christlichsocialen Partei gehört. Dass vier Herren aus Tirol und Vorarlberg ihr äußerlich angehören werden, ficht Herrn Benedikt nicht an. Jene Herren sind dennoch nicht Christlichsociale, wie sie sich nennen, sondern — Clericale. Und Herr Benedikt, der doch sonst die Christlichsocialen Clericale nennt, weiß sich des Unterschiedes zwischen Clericalen und Christlichsocialen, wenn es ihm passt, zu erinnern. Ebenso leicht vergisst er aber den Unterschied zwischen Deutschfortschrittlichen und der von Herrn Noske geplanten »Freisinnigen Volkspartei«, den er tagszuvor festgestellt hat, wenn es am nächsten Tage gilt, die Niederlage der Fortschrittspartei wegzubeweisen. Dann gehören nicht nur die Herren Dr. Kopp und Dr. Vogler, sondern auch die Herren Noske und Wrabetz zur Deutschen Fortschrittspartei, so entschieden diese auch die Aufnahme des Versicherungsagenten und des Photographen in ihren Clubverband ablehnen mag, und Herrn Dr. Ofner nützt es nichts, dass er sich einen Socialpolitiker nennt. Wenn man vollends den Rückgang des Antisemitismus mit Barnumgeschicklichkeit den oberen »zehntausend entzückten« Lesern verkünden will, dann schwinden alle Parteigegensätze, und der Begriff des »Freisinns« stellt eine innere Zusammengehörigkeit von Deutsch-

fortschrittlichen, Freisinniger Volkspartei, Deutscher Volkspartei, Radicalnationalen und Socialdemokraten her. Die Herren Glöckner und Nowak haben sich ausdrücklich als Antisemiten bekannt; schadet nichts, sie gehören doch zur Fortschrittspartei, gegen deren Programm der Antisemitismus verstößt und die, wenn sie die Herren Auspitz und Licht lieber als die Herren Noske und Wrabetz aufnehmen will, doch schwerlich der Meinung ist, dass jene die besseren Christen seien. Die Deutsche Volkspartei und die Radicalnationalen führen den Antisemitismus in ihrem Programme; thut nichts, dieser Antisemitismus ist kein ernster, denn die Herren sind dem Ebenhoch'schen Blatte zufolge — auch clericalen Blättern glaubt man manchmal gerne — von Juden gewählt. Und die Socialdemokraten? Heißen sie im ‚Deutschen Volksblatt' nicht Judensoci? Herr Benedikt zweifelt nicht daran, dass sie sich der Verpflichtung, die ihnen dieser Titel auferlegt, stets bewusst bleiben werden. Und die Leser der ‚Neuen Freien Presse' sind's zufrieden. Mag alles schiefgehen, zum Schlusse kommt doch ein geschickter Statistiker, überblickt die Wahlstatt und sieht, dass alles gut ist. . .

*

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat während des Wahlkampfes endlich herausgebracht, wer an allen Uebeln in Oesterreich schuldträgt. Dass die Liberalen eine schlechte Verfassung geschaffen und jede Reform nach Kräften zu vereiteln gesucht haben, das ist von anderen so oft gesagt worden, dass die ‚Arbeiter-Zeitung' sich — in den Zeiten des Bündnisses mit Noske — nicht in Wiederholungen ergehen wollte. Jedoch über die Rolle, die die Christlichsocialen gespielt haben, hat sie ihre Leser endlich aufgeklärt. Die Christlichsocialen sind die Retter des § 14 gewesen, sie haben am 7. October 1899 gegen seine Aufhebung gestimmt. Und wenn wir den § 14 nicht mehr hätten, dann wären doch offenbar alle Verfügungen, zu denen er seither missbraucht worden ist, unterblieben. Dass österreichische Minister den Muth des Fürsten Hohenlohe und des Grafen Bülow hätten zeigen können, die ohne einen § 14 und ohne Reichstag 150 Millionen ausgaben und nachher um Indemnität baten, ist doch nicht anzunehmen. Und keinesfalls hätte unser Abgeordnetenhaus die Schwäche des Deutschen Reichstages gezeigt, der, weil doch das Geld schon ausgegeben war, die Indemnität bewilligte. In Oester-

reich hätte also, so erklärte die ‚Arbeiter-Zeitung‘ am 31. December 1900, ohne § 14 nicht »die Verfassung weiter gebeugt« werden können. Ein Unbefangener wird freilich hinzufügen müssen, dass ohne den § 14, der es dem Abgeordnetenhause ermöglicht, kaiserliche Verordnungen aufzuheben, auch etwaige Beugungen der Verfassung nicht wieder rückgängig gemacht werden könnten. Und er wird zugestehen, dass wir ohne den § 14, statt eines schlechten provisorischen, längst einen schlechten definitiven Ausgleich mit Ungarn erhalten hätten. In diesem Lande, in dem demokratischer Geist fehlt, scheint der § 14 doch noch die demokratische Form zu wahren.

Denkt aber die ‚Arbeiter-Zeitung‘ demokratisch? Man muss es bezweifeln, seit sie jüngst den Christlichsocialen den Vorwurf gemacht hat, dass sie die Bürgermeister, Stadträthe und Bezirksvorsteher besolden. Der dumme Kerl von Wien mag entrüstet sein, wenn er vernimmt, dass fünfzig Christlichsociale einige tausend Gulden Gehalt beziehen; und wenn es sich später herausstellt, dass unter jenen Fünfzig auch einige Liberale sind, wird er dadurch nicht milder gestimmt werden. Der Demokrat aber wird ihm erwidern, dass alle demokratischen Parteien der Welt die Besoldung öffentlicher Aemter fordern, weil sie auch dem Unbemittelten die Theilnahme am öffentlichen Leben ermöglicht. Und dass jede Partei die Aemter, über die sie verfügt, mit ihren Gesinnungsgenossen besetzt, daran sollte unsere Socialdemokratie, die doch selbst bei den Aerzten der Krankencassen vor allem nach der politischen Gesinnung fragt, am wenigsten mäkeln.

*

Herr Victor Silberer, der sich — glücklicherweise ohne Erfolg — als einen Christlichsocialen empfahl, und Herr Börsenrath Schwitzer sind gleichgestimmte Seelen, und der jüdische Jude mag dem arischen gegenüber mit Stolz darauf hinweisen, dass er in seiner Aussage in der Terminhandels-Enquête die Gedanken des Herrn Silberer vor diesem und mit besserer Logik entwickelt hat. Herr Silberer mag es gefühlt haben, dass sich das Buchmachergewerbe mit christlichsocialer Wirtschaftspolitik eigentlich nicht gut vereinigen lasse, und so war er denn bemüht, etwaigen Anwürfen schleunigst die Spitze abzubrechen. Aber je eifriger er daran war, umso

rascher gelangten die Wähler zur Erkenntnis, dass sie neben Herrn Silberer eigentlich auch Herrn Schwitzer als christlichsocialen Candidaten acceptieren müssten. Gleich jenen Ehrenwortmännern von der Börse, die die »Cavaliersgeschäfte« vermitteln, hat sich der Buchmacher Silberer in seiner Candidatenrede am 23. December mit dem Argument vertheidigt: »Ob die Reichen ihr Geld, das sie zu viel haben, verlieren oder nicht, ist ihre Sache.« Und ganz wie die Börsenleute beruft sich auch der Buchmacher auf die Höhe der Steuern, die er zahlt. Aber es geht über das erlaubte Maß von Dreistigkeit hinaus, wenn er deshalb den Finanzminister seinen »stillen Compagnon« nennt. Denn die Steuern, die der Finanzminister vom Börsen- und Turfspiel erhebt, sind nur ein unzureichendes Mittel zu seiner Eindämmung. Dass solche Steuern unmoralisch sind, ist freilich wahr und oft gesagt worden. Aber ein Staat, der auch den Prostituierten hohe Abgaben auferlegt, kann der weit schlimmeren Unmoral der Börse und des Turfs gegenüber schwerlich zarte Bedenken zeigen. Die unglücklichen prostituierten Frauen, die Herr Silberer sicherlich verachtet und die er aus der Umgebung des »Annahofs« vertrieben hat, mögen angesichts einer polizeilichen Barbarei, die sie zu Thieren entwürdigt, immerhin mit dem Ausspruch des Herrn Silberer sich trösten, ein Geschäft, an dem der Finanzminister in so hohem Grade interessiert ist, könne »kein unanständiges, kein unehrenhaftes« sein. Aber für den Buchmacher werden wir die Feigheit des Staates, der das Differenzen- und Turfspiel nicht zu verbieten wagt, und eine staatliche Unmoral, die ja auch am Lotteriespiel festhält, n i c h t als Entschuldigung gelten lassen!

*

Herr Theodor Herzl ist kein r e l i g i ö s e r Jude, und das wird ihm von frommen Glaubensgenossen just bei Gelegenheiten am meisten verargt, bei denen er sich als n a t i o n a l e r Jude zeigt. Dadurch hat er aber auch während der Wahlbewegung, in der die Wiener zionistische Partei zum erstenmal seit ihrer Trennung von den Wiener Socialpolitikern selbständig hervorzutreten gedachte, so viele Glaubensgenossen abgestoßen, dass schließlich die Aufstellung zionistischer Zählcandidaten unbemerkt blieb, weil die Stimmenzahl Null in den Wahlprotokollen nicht eigens verzeichnet wurde. Die große zionistische Wählerversammlung im Ronachersaale (am 22. November 1900) hat zu nichts geführt als zu einem Brief eines »alten Juden«

an die Wochenschrift des Rabbi Bloch. Auf eine Kritik der politischen Ideale des Herrn Herzl ließ sich der alte Jude weiter nicht ein. Denn schon als Herr Herzl die Rednerbühne bestieg und den Mund aufmachte, war der fromme Hörer starr vor Entrüstung: im Munde des künftigen Königs von Zion sah er deutlich einen halb zerkauten Bissen Fleisch. Der alte Jude, unbekümmert um alles Hofceremoniell, warf nicht etwa die Frage auf, ob es eines Königs würdig sei, noch mitten im Kauen zu sprechen. Das scheint er vielmehr für eine jener Unarten gehalten zu haben, die von der nationalen Art nun einmal nicht zu trennen sind und deren Conservierung den conservativen Orthodoxen gleich sehr wie den zionistischen Fortschrittsjuden Herzenssache ist. Aber man befand sich ja bei Ronacher und nicht bei Tonello oder Theumann. Der Bissen im Munde des Dr. Herzl konnte — proh pudor! — »vielleicht Schweinscarré« sein! Und die Rede des Herrn Herzl dauerte so lang, dass der zürnende Hörer seine Absicht, ihn wegen seiner Stellung zu den jüdischen Speisegesetzen zu befragen, fallen ließ, weggieng und am 14. Jänner keinen Zionisten, sondern die Herren Noske und Wrabetz wählte.

* * *

Goethe und Wahlverwandtschaften.

Die Liberalen:

Festvortrag des Herrn Dr. Max Grunwald, gehalten in einem Hôtel der Leopoldstadt über das Thema: Goethe und die Juden.

Die Socialdemokraten:

Festvortrag des Genossen Dr. Ingwer, gehalten in einer Versammlung des Rudolfsheimer Arbeiterbildungsvereines über das Thema: Goethe und die Arbeiter, mit besonderer Berücksichtigung des Einflusses, den das Judenthum auf Goethes Entwicklung genommen hat. Vom Vater habe Goethe die Statur gehabt, vom Judenthum »das ruhige, sichere, phrasenlose Denken«. Solches hat Herr Ingwer einem Publicum von Lesern der ‚Arbeiter-Zeitung‘ erzählt. Er sprach auch von dem »lieblichen Wohlklang«, den die deutsche Sprache heute besitze ... Aber die Hauptsache war

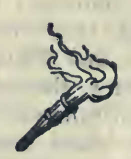
doch der Nachweis, dass Goethe ohne Spinoza und ohne das Judenthum »nicht zu denken« sei. »Noch in einer Beziehung ist uns Socialisten Goethe sehr theuer«, meinte Herr Dr. Ingwer, als er vom Judenthum zu einem andern Capitel übergieng.

*

Zur Lage.

Von besonderer Seite geht mir die Mittheilung zu, dass man sich entschlossen hat, der demnächst zu erwartenden »Wiedergeburt des Liberalismus« »thunlichst« Rechnung zu tragen, und dass man bereits die folgenden Persönlichkeiten für ein zu bildendes neues Cabinet »ins Auge gefasst« hat:

Präsidium:	Chlumecky,
Inneres:	Stukart,
Handelsminister:	Mauthner,
Finanzminister:	Benedikt,
Ackerbauminister:	Schwitzer,
Landesvertheidigung:	Erlanger
Cultus und Unterricht:	Hartel,
Eisenbahnminister:	Jeitteles,
Justiz:	Schweiger (Landesgerichtspräsident i. P. und Verwaltungsrath der Bodencreditanstalt),
Polnischer Landsmannminister:	Rappaport.



Les hommes sont méchants, cependant l'homme est naturellement bon. Liegt in diesen Worten Jean Jacques Rousseaus nicht ein tieferer Sinn, als jener, den er selbst ihnen gegeben — dass die socialen

Einrichtungen die Menschen zum Hasse treiben —: sind nicht die socialen Instincte mit den Bestien-instincten im Menschen aufs engste verbunden? Scheußlicher als je der Egoismus des Individuums spricht sich oft der Egoismus der socialen Gruppe aus, und eine Herzenshärte und Roheit, deren jeder Einzelne unfähig wäre, bestimmt die Parteiurtheile. Da hat ein Cadettenzögling eine unglückselige That verübt, einen »Proletarier«, der ihn gereizt hatte, niedergestochen. Der Knabe war trunken, von Wein halb und halb von Wuth, jähen Temperaments, in seiner früheren Jugend wahrscheinlich schlecht geleitet — denn sein Vater ist Pädagoge — und später in jenen Begriffen militärischer Ehre erzogen, die erst dem reifen Mann verständlich und Leiter zur härtesten und vornehmsten Lebensführung werden. Und man legt bei uns leichtfertig in die Hände von Knaben, die dem Soldatenstand noch nicht angehören und darum keine Soldatenehre zu vertheidigen haben, eine blanke Waffe statt des Symbols der Waffe — des vernagelten Bajonnets —, das ihnen geziemen würde. Die Richter haben wohl begriffen, dass der arme Bursche kein Verbrechen begangen hat, sondern dass ihm ein Unglück zugestoßen ist; aber sie müssen ihm — so will es das Gesetz — den schweren Erfolg seiner That anrechnen und verurtheilen ihn zu achtzehn Monaten Kerkers. Wenn jetzt die Hüter einer vorgeschrittenen Moral, die das Verschulden nicht mehr nach seinen Folgen messen, in dem Wunsche sich vereinigten, dass dem Richterspruch die Begnadigung folge, und wenn vor allen die Träger socialer Ideen die Lehre verkündeten, dass die Gesellschaft neben dem Rechte auf Strafe immer klarer eines ungeschriebenen Rechts auf Gnade sich bewusst wird: nichts wäre menschlicher und begreiflicher. Aber nein, der unglückliche Todtschläger war ja ein Adept des verhassten Militarismus und der Getödtete ein Proletarier. Und wenn man diesen Proletarier, der als Gewohnheitsverbrecher von Kerker zu

Kerker wanderte, bei Lebzeiten verleugnet hätte: sein unverschuldeter Tod, der nach menschlichem Empfinden die Erinnerung an sein verwüstetes Leben tilgt, umwebt ihn für missleitete proletarische Gefühle mit der Gloriole eines Märtyrers, der im Kampf für das Recht des Volkes gegen die Willkür der Armee gefallen ist. Und der Hass gegen ein in den Köpfen der Genossen spukendes Zerrbild des Militarismus entlädt sich auf das Haupt eines Halberwachsenen, der jetzt in der ‚Arbeiter-Zeitung' »Mordbube« heißt und der den Proletariergroll, wenn er ihn schon nicht fühlen wird, doch hören soll. Man ist förmlich befriedigt, endlich auch einen österreichischen »Brüsewitz« gefunden zu haben und beschimpfen zu können, und mag es auch ein Kind sein. In welchem Maße bereits jener Theil der socialdemokratischen Presse, dem immer wieder die seichtesten und primitivsten politischen Ewägungen das Urtheil sowie in künstlerischen, auch in allen moralischen Fragen bestimmen, das öffentliche Gewissen getrübt hat, habe ich seit zwei Wochen mit Erschrecken erfahren. Ich wurde mit Briefen bestürmt, die die Entrüstung ihrer Absender über die »milde« Bestrafung des Cadettenzöglings Lambertz und die die Hoffnung äußern, dass ich in dieser Sache ein »kräftiges Wort« sprechen werde. Ich erfülle den Wunsch der Briefschreiber; das kräftige Wort heißt: Pfui!

*

Nicht verschwiegen soll hier auch die Niedertracht der ‚Neuen Freien Presse' werden, die der socialdemokratischen Parteiverblödung fast einen Freibrief auszustellen schien. Das Blatt hat das Unglücksereignis in Rottenmann als die Folge eines wüsten Arbeiterexcesses dargestellt und die socialdemokratische Arbeiterschaft dabei beschimpft. Dass die übrige der Arbeiterschaft feindliche Presse diese Lügen nicht abdruckte, müsste man der entschiedenen Berichtigung des Bürgermeisters von Rottenmann zu-

schreiben, wenn es sich nicht einfacher daraus erklären ließ, dass die zureichenden Gründe, die die ‚Neue Freie Presse' zu ihrer Stellungnahme bewegen mochten, für mehr als eine Zeitung eben nicht zureichten ...

* * *

Ich erhalte die folgende Belästigung:

Auf Grund § 19 P. G. fordere ich Sie auf, die nachstehende thatsächliche Berichtigung in der ‚Fackel' abzudrucken, und zwar an derselben Stelle und in derselben Schriftgattung, in welcher der zu berichtigende Artikel erschienen ist: Es ist unwahr, dass die Beleuchtung des Rotundenraumes mit Bogenlampen »gar nichts zur Sache thut«. Wahr ist vielmehr, dass die Beleuchtungsart in diesem Falle die Hauptsache bildet. Es ist unwahr, dass »der Rotundenraum hätte auch von Glühlampen beleuchtet sein können«. Wahr ist vielmehr, dass der Rotundenraum mit Glühlampen nicht beleuchtet werden konnte und mit solchen auch thatsächlich nicht beleuchtet ist. Da ich aber ausschließlich Glühlampen erzeuge, so ist dieses Moment eben das Entscheidende in der Sache. Es ist unwahr, dass »die österreichische Generalrepräsentanz der North British in London die Rotunde besichtigt und die Einrichtungen, die Barnum & Bailey machen ließen, überwacht hat«. Wahr ist vielmehr, dass die Oesterreichische Generalrepräsentanz der North British die Rotunde während ihrer Adaptierung weder besichtigt noch die Einrichtungen, die Barnum & Bailey machen ließen, überwacht hat. Es ist unwahr, dass »das Urtheil lautete: die Rotunde sei als erstclassiges Object zur Versicherung zu empfehlen«. Wahr vielmehr ist, dass ein solches Urtheil niemals abgegeben wurde. Es ist unwahr, dass die hiesige Generalrepräsentanz der North British »sich zunächst an das Handelsministerium wandte, dem die Rotundenverwaltung untersteht, um es auf die Gefährlichkeit der Zustände in der

Rotunde aufmerksam zu machen«. Wahr ist vielmehr, dass das Rotundengebäude »zugunsten des k. k. Handelsministeriums« versichert ist, wie der Wortlaut der Versicherungspolizze ausdrücklich besagt. Es ist unwahr, dass »das Circusunternehmen die Centrale der Versicherungsgesellschaft in London angieng, und Herrn Scharfs Forderungen zurückgezogen wurden«. Wahr ist vielmehr, dass diese Forderungen bis heute nicht zurückgezogen wurden. Es ist unwahr, dass »im ersten Vertragsformulare, das ich vorlegte, sich der Name »Scharf« findet«. Wahr ist vielmehr, dass kein erstes Vertragsformular von mir vorgelegt wurde, weil ein solches überhaupt nicht existierte, es konnte daher auch nicht der Name »Scharf« in demselben enthalten sein. Es ist unwahr, dass ich »das Formular des zweiten Vertrages von zwei Herren unterzeichnen ließ, die neben mir das Firmierungsrecht haben«. Wahr ist vielmehr, dass ein zweites Vertragsformular eben so wenig besteht, als ein erstes bestanden hat. Schließlich sind auch alle im »Nachtrag« zu dem von mir heute berichtigten Artikel enthaltenen Behauptungen vollständig unwahr. Es ist speciell unwahr, dass »das Verlangen des Repräsentanten der North British um*) drei Passepartouts von den Herren Barnum & Bailey bewilligt wurde«. Wahr ist vielmehr, dass diese drei Passepartouts bis zur Stunde nicht ausgefertigt sind, es ist daher ebenso unwahr, als unmöglich, dass mit diesen nicht existierenden Passepartouts »die Redacteure der ‚Sonn- und Montags-Zeitung‘ in die Vorstellungen der Rotunde gehen können«.

Alexander Scharf.

*

Der ehrwürdige Patriarch, der an jedem »Sonn- und Montag« den Revolver zum Himmel richtet und Gottes Segen für die glaubensstarken und »über die ganze Welt zerstreuten« Abonnenten seines

---

*) Die hier dreist in Anführungszeichen citierte Behauptung der ‚Fackel‘ war natürlich in deutscher Sprache abgefasst.
Anm. d. Herausgeb.

Blattes erfleht, der Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, der ausschließlich Glühlampen erzeugt und auch noch das Licht der Cultur verbreitet, der Inhaber der Firma »Watt«, der als Inhaber der ‚Sonn- und Montagszeitung' neuestens Angriffe auf Banken wirklich erscheinen lässt und fast alle Versuche, ihn zu bestechen, mit der catonischen Versicherung zurückweist: »Ich hab' schon genug!«, Alexander Scharf, Generalrepräsentant der North British, sandte mir wieder eine Berichtigung. Sie betraf meine Ausführungen in Nr. 62 der ‚Fackel': die Fortsetzung und — wie ich gehofft hatte — den Abschluss des Cyclus »Scharf und Barnum«. Herr Scharf belästigte mich schon am 27. December. Ich unterließ den Abdruck seiner Zuschrift, und er klagte. Am 17. Jänner fand die Gerichtsverhandlung statt, bei der Herr Scharf mit seinem Advocaten erschien. Die sieghafte Erscheinung des Herrn Scharf konnte die Aufnahme der Berichtigung nicht durchsetzen, und das Gericht sprach mich als verantwortlichen Redacteur von der Verpflichtung frei, sie mit allen ihren Zumuthungen an die Geduld des § 19 abzudrucken. Drei Stellen waren als ungesetzlich bezeichnet worden, und Herr Scharf verließ den Gerichtssaal, um eine Erfahrung reicher und um die Processkosten ärmer. Das Umgekehrte wäre ihm lieber gewesen; aber um das Vergnügen, nach Weglassung der drei gesetzwidrigen Stellen neuerdings zu berichtigen, wollte er sich doch nicht bringen lassen. So schrieb er denn die oben abgedruckte Epistel. Den formalen Anforderungen des § 19 — er enthält nur formale — entspricht sie. Immer wieder muss man darauf hinweisen, dass das Berichtigungsgesetz den Wahrheitsbeweis nicht zulässt. Ich erkläre, dass alle von mir behaupteten Thatsachen wahr sind und halte alle aufrecht. Herr Scharf aber darf sie als unwahr bezeichnen, weil es Thatsachen sind, auf die sich seine zweite Berichtigung bezieht. Die Aufnahme von Polemiken gegen Urtheile, die die erste Fassung enthielt, konnte er nicht erzwingen. Wenn ich heute schreibe, dass Herr Scharf Besitzer der ‚Sonn- und Montagszeitung' ist, so kann er diese Behauptung berichtigen; wenn ich aber seine publicistische Wirksamkeit als eine Pestilenz für Wien bezeichne, so kann er dies auf Grund des § 19 nicht ableugnen. Wir haben ein Pressgesetz, das es der Sonne erlaubt, zu berichtigen, dass sie scheint; wie sollte es Herrn Alexander Scharf nicht gestattet sein, zu bestreiten, dass er die Rotunde als »erstclassiges Versicherungs-

object« empfohlen habe? Herr Scharf darf leugnen, dass sich die Generalrepräsentanz der North British »zunächst an das Handelsministerium wandte«, obgleich sein Rechtsvertreter dies bei Gericht ausdrücklich zugab. Und er darf die Erklärung dieses Schrittes durch die Worte, dass »das Rotundengebäude zugunsten des k. k. Handelsministeriums versichert« sei, mit einem: »Wahr ist vielmehr« einleiten, obwohl ich ganz dasselbe mit den Worten gesagt hatte, dass dem Handelsministerium »die Rotundenverwaltung untersteht«. Ich brauchte wohl auch dem oberflächlichsten Leser nicht noch eigens unter die Nase zu reiben, dass ein Gebäude zugunsten seines Besitzers versichert wird. Dass aber das Handelsministerium an den Differenzen zwischen Herrn Scharf und der Unternehmung Barnum & Bailey nicht interessiert war, dass es ihm gleichgiltig sein musste, eine wie hohe Prämie und welche sonstigen Sicherheiten von den Amerikanern der Versicherungsgesellschaft geleistet würden, und dass Herr Scharf einfach eine Denunciation verübte, um Barnum & Bailey zu erschrecken, ist unbestreitbar. Ich verweise den Leser nachdrücklich auf den Artikel in Nr. 62, wo die merkwürdigen Zusammenhänge zwischen den Feuerlärmartikeln des Herrn Scharf gegen Barnum & Bailey und seiner Functiôn als Repräsentanten der Versicherungsgesellschaft North British klargelegt waren. An meinen Ausführungen ändert die Berichtigung des Herrn Scharf, die nach gerichtlicher Hemmung einen lediglich formalen Daseinsanspruch errungen hat, nicht das Geringste. Nur in einem Punkte scheint mir Herr Scharf auch eine innere Wahrheit verfochten zu haben: in dem Punkte der drei nicht bewilligten Passepartouts. Sie sind nämlich wirklich nicht bewilligt worden, und ich wundere mich, dass nicht Barnum & Bailey diese Constatierung im Wege des § 19 von mir verlangt haben. Aber ich wundere mich auch, dass Herr Scharf mir so glatt hereingefallen ist. Er leugnet nicht, dass er die drei Freikarten gefordert hat; ihm ist es nur darum zu thun, dass constatiert werde, er habe sie nicht bekommen. Und den entsagungsvollen Schmerz, den Herr Scharf darob empfindet, will er jetzt nicht nur in seinem eigenen Blatte, sondern auch in der ‚Fackel‘ ausdrücken. Herr Scharf hat — das stelle ich mit Vergnügen fest — die Passepartouts nicht bekommen. Er hat auch die Beleuchtung der Rotunde nicht bekommen. Er hat auch das Inserat nicht bekommen. Herr Scharf ist wirklich unbestochen.

* *

Zur Geschichte der Zuckerfabriken in der Bukowina ein kurzer Nachtrag. Der Autor des in der ‚Fackel' citierten Artikels der ‚Deutschen Zeitung', Herr Friedrich Kleinwächter in Czernowitz, ist nicht der Nationalökonom der Czernowitzer Universität. Also habe ich diesen grundlos gelobt. Da der Artikel »Friedrich Kleinwächter« unterzeichnet, in Czernowitz geschrieben war und die Cartellfrage streifte, konnte als Verfasser ein anderer als der bekannte Hofrath und Professor schwerlich vermuthet werden; nun stellt es sich heraus, dass Friedrich Kleinwächter einen Neffen gleichen Namens hat. Wie naheliegend der Irrthum war, mögen die Leser auch daraus ersehen, dass die ‚Zeit', die mir ihn jetzt vorwirft, aus dem gleichen Anlasse den Hofrath Kleinwächter grundlos beschimpft hat, was einen bedauerlichen, aber bei der ‚Zeit' nicht auffallenden Mangel an journalistischer Gewissenhaftigkeit verräth. Noch eines: Der Mitarbeiter der ‚Zeit', Herr Josef Redlich, ist mit dem Chropiner Verwaltungsrath Redlich nicht verwandt und leugnet auch, stiller Gesellschafter des Herrn Isidor Singer zu sein. Da er, obgleich Interessent des Zuckercartells, demnach keinen »legitimen Einfluss« auf die ‚Zeit' in dessen Angelegenheiten nehmen kann, so könnten Böswillige die zuckercartellfreundliche Haltung des Blattes auf illegitime Einflüsse zurückführen wollen. Ich aber glaube eher, dass hier, wie so oft bei der ‚Zeit', eine scheinbar corrupte Auffassung auf die harmloseste Art von der Welt zu erklären sein dürfte: mit der nationalökonomischen Unwissenheit der Redacteure. Und sie zeigt sich diesmal wieder in hellstem Lichte, da die ‚Zeit' die Bezeichnung des Hofrathes Kleinwächter als des »ältesten Bekämpfers der Cartellschäden in Oesterreich« beanständet und mit den Worten widerlegt, Kleinwächter sei »gar kein Cartellgegner«. Wer heute noch nicht den Unterschied zwischen »Bekämpfer der Cartellschäden« und »Cartellgegner« kennt, niemals davon gehört hat, wie gerade die Regelung der rechtlichen Stellung der Cartelle die Möglichkeit zur Bekämpfung ihrer Schäden bieten soll, dem sind auch sonst manche Begriffsverwechslungen zuzutrauen. Sollte etwa der Börsenreporter der ‚Zeit' die »Bekämpfung der Börsenschäden« deshalb so sorgfältig vermeiden, weil er befürchtet, er könnte sonst für einen »Börsengegner« gehalten werden? Vor solchem Verdacht bleibt er doch ein für allemal gefeit. Herrn Kanner aber, der diesmal sogar das Ministerstürzen gelassen hat, um mit

gewohnter Selbst- und Witzlosigkeit für seinen Collegen einzutreten, würde ich rathen, nie wieder einem Angriff auf mich seine so wichtigen politischen Glossen zu opfern. Der Ministerpräsident könnte zufällig unmittelbar nach einer solchen Ruhepause demissionieren, und Herr Kanner hat dann weder ihn noch mich unmöglich gemacht.

Ueber den pöbelhaften Ton, den die ‚Zeit' gegen mich anschlägt, vermag ich mich nicht allzusehr zu entsetzen: nicht nur, weil man es schlechten Polemikern, deren stumpfer Witz nicht zu verwunden vermag, kaum verargen darf, dass sie zur Grobheit als der einzigen Waffe greifen, die sie zu handhaben wissen; sondern weil mir der Wuthausbruch in der Redaction der ‚Zeit' auch zu beweisen scheint, dass es mir endlich gelungen ist, die moralische Empfindlichkeit der Herren zu wecken und sie vielleicht auf den Weg der Besserung zu führen. Und das ist ja der Zweck, um dessen willen ich ihnen immer wieder Schmerzen verursache, indem ich den bloßliegenden Nerv ihres Unternehmens, das Inseratenwesen, berühre. Herr Isidor Singer hatte sich früher niemals Gedanken über Inserate gemacht; wenn eine Actiengesellschaft geschwindelt hatte und in der ‚Zeit' angegriffen war, tags darauf aber eine Annonce einsandte, strich er die Gebür, die ja sein sonst passives Zeitungsunternehmen eben noch über Wasser hält, seelenruhig ein und konnte es nur in Ordnung finden, dass man Strafe zahlt, wenn man sich vergangen hat. Nie war's ihm in den Sinn gekommen, dass man ihn bestechen wolle. Und so folgten den Angriffen der ‚Zeit' pünktlich die Inserate. Da störte plötzlich die ‚Fackel' diese Gemüthlichkeit, und seither ist ein völliger Umschwung bei der ‚Zeit' eingetreten: jetzt folgen dort den Inseraten pünktlich die Angriffe. Ein Beispiel: Die Generalversammlung der Teppichfabriks-Actiengesellschaft Philipp Haas & Söhne steht bevor und droht stürmisch zu werden, da eine Notiz in der ‚Fackel' kürzlich den Stand des Unternehmens klargelegt hat. Verwaltungsrath und Direction zittern und wollen, wenn schon den Reden der Actionäre nicht Einhalt gethan werden kann, wenigstens des Schweigens der Zeitungen sicher sein. Gleichzeitig mit der Ausschreibung der Generalversammlung werden also auch größere Inseratenaufträge gegeben. Natürlich darf die ‚Zeit' dabei nicht leer ausgehen. Am 3. November 1900 schmückt sie sich zum erstenmal mit einer Ankündigung der Firma Philipp Haas & Söhne, und seither erneuert sie allwöchentlich

diese Reclame, in der freilich die Leser des Blattes, die eher Actien als Teppiche kaufen, höchstens eine Warnung vor dem Ankauf der schlecht notierenden Haas-Actien zu erblicken mögen. Aber da das Inserat anfangs November der ‚Zeit' gegeben wurde, erkannte die Redaction, durch meine Belehrungen gewitzigt, sogleich die Bestechungsabsicht und wies — nicht das Geld zurück, aber doch den Volkswirtschaftler an, sich um die für den 17. November anberaumte Generalversammlung zu kümmern. Und am 24. November erschien denn auch richtig ein scharfer Artikel der ‚Zeit' über die Gesellschaft Philipp Haas & Söhne. Herr Isidor Singer geht seither stolz in Wien herum und glaubt endgiltig bewiesen zu haben, dass die ‚Zeit' von niemandem abhängt als von den Thorheiten der jeweiligen Regierung, die zu bekämpfen ihr Daseinszweck ist. Leider muss ich heute abermals seine Illusionen stören. Schriftstellerhände dürfen das Geld von Actiengesellschaften überhaupt nicht berühren, weder vor noch nach einem Angriff. Und darüber, ob die Ebergassinger Knüpfteppiche der Firma Philipp Haas & Söhne empfehlenswert sind, sollte Herr Professor Muther und nicht der Inseratentheil den Lesern der ‚Zeit', wenn sie's interessiert, Aufschluss geben. Jetzt aber kann die Redaction der ‚Zeit' mit reinen Händen nicht viel Staat machen; sie muss sich einstweilen mit dem Ruhm begnügen, dass sie oftmals, wenn mein »Schmähblättchen« schmäht, reinen Mund zu halten versteht . . .

* * *

Der Erste Allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie scheint jetzt endlich zur Erkenntnis gelangt zu sein, dass jenes »Durch Selbsthilfe«, durch das er die Beamtenschaft bisher zu beglücken verhieß, denn doch nicht die wahre Liebe sei. Darum hat er um Mitte Jänner einen entscheidenden Schritt gethan: er hat die Hilfe der Regierung für die nothleidende Schar der Beamten, die ihm verschuldet sind, erbeten. Dass der Wucherer seinem Schuldner eine Frau mit einer hübschen Mitgift zu verschaffen sucht. ist ja nichts Seltenes. Dabei mag er etwa also zu ihm sprechen: »Thun Sie's doch, damit ich zu meinem Gelde komme; ich brauche es

wirklich nothwendig. Sie glauben, man verdient heute viel mit Geldausleihen, und finden vielleicht gar, dass ich Wucherzinsen verlange? Ich versichere Ihnen, dass ich kaum das Nothwendigste verdiene!« Diesen Gedankengang verfolgt denn auch die Eingabe, die der Beamtenverein dem Ministerpräsidenten übergeben hat, sie legt dar, dass der Verein die mildesten Forderungen stellt und dass, da die Beamten nicht einmal diesen genügen können, nichts anderes übrig bleibe, als dass die Regierung Gelder zur Verfügung stelle. Die Petition ist eine Vertheidigungsschrift, die alle in den Nummern 52, 55 und 57 der ‚Fackel' gegen den Verein erhobenen Vorwürfe zu entkräften trachtet. Aber wie will man leugnen, dass die Darlehenswerber dem Beamtenverein mehr als 15, ja bis zu 30 Procent Zinsen zahlen müssen? Ganz einfach: man erklärt, der Aufwand für die Lebensversicherung, die bei der Darlehensgewährung gefordert wird, dürfe nicht in Anschlag gebracht werden, wenn man die Höhe der Verzinsung berechnet. In früheren Jahren hat das zwar der Verein selbst gethan, und ich habe in Nr. 55 aus der von ihm herausgegebenen Schrift »Die Beamten und ihr Credit« ein Beispiel dafür citiert. Aber seit ich nachwies, dass in jenem Beispiel die entscheidenden Zahlen gefälscht waren, glaubt man die Anklage auf Wucher nicht mehr anders widerlegen zu können, als indem man die Versicherungskosten ignoriert, die sich doch in Wahrheit zu den übrigen Kosten des Darlehens ungefähr so verhalten, wie die 25 Procent Provision, die sich ein Wucherer bedingt, zu den zehnprocentigen Zinsen, von denen der Schuldschein spricht. Der Beamtenverein schweigt davon, dass der weitaus größte Theil der Darlehenswerber lediglich, um das Darlehen zu erhalten, die Lebensversicherung eingeht und sie, sobald die Schuld getilgt ist, wieder auflöst. Natürlich sind die Meisten über den geringen Rückkaufswert der Versicherung erstaunt und entrüstet; schon im Jahre 1888 hat der Verein deshalb eine

Schrift über die Frage veröffentlicht: »Was darf bei Auflösung einer Lebensversicherungs-Polizze an den Versicherten rückgezahlt werden?« Man versuchte die Versicherten auf solche Weise vom Rückkauf abzuhalten; dass er »eine leider häufig vorkommende Erscheinung« sei, ward unumwunden zugegeben, ebenso häufig offenbar, als die Tilgung von Anleihen bei den Consortien des Vereines. Wenn aber die Versicherungsbedingungen des Beamtenvereines mit jenen der solidesten österreichischen Versicherungsgesellschaften verglichen werden, ergibt sich, dass sie ungewöhnlich ungünstige sind. Eine Polizze eines 61jährigen Versicherten auf 1000 fl., auf die im Laufe von zehn Jahren 442·8 fl. eingezahlt wurden, wird vom Verein mit 207·96 fl. rückgekauft oder bei Einstellung weiterer Prämienzahlungen auf 407 fl. reduciert. Eine Polizze desselben Mannes auf 300 fl., auf die im Laufe von zwölf Jahren 142·88 fl. eingezahlt waren, wird mit 69·06 fl. rückgekauft oder auf 135 fl. reduciert.

Aber nicht bloß die Versicherung, sondern auch die kostspielige Regie des Beamtenvereines muss von seinen unglücklichen Schuldnern bezahlt werden. Und alle diese Ursachen der Vertheuerung des Credits liegen, so behauptet die Petition, »so sehr in der Natur der Sache, dass sie gar nicht vermieden werden können«. Es ist deshalb anerkennenswert, dass wenigstens zugegeben wird, der gegenwärtige Zustand sei »noch immer weit entfernt vom Ideal«. Nur eines glaubt der Beamtenverein für sich anführen zu dürfen: dass auch seine Tadler kein Mittel zur Abhilfe vorzuschlagen wüssten. Dieser Trost aber wird dem Verein schwerlich lange verbleiben. Es wird sicherlich kein Kunststück sein, mit Hilfe der Postsparcasse eine Organisation des Credits activer Staatsbeamter etwa in der Art ins Leben zu rufen, dass außer fünf Percent Zinsen noch die Prämie für die Gefahr des Todes des Darlehensnehmers innerhalb der für die Tilgung der Schuld bestimmten Frist gezahlt wird.

* * *

Aus den »Salons« des Freisinns.

Salon Fichtegasse 11.

»Xa Xa.
Er wird hier mit Dir im Hotel sein! Er wird Dich küssen und herzen, wenn's ihm beliebt! Mache es mir leicht — — — —«

*

»Für einen in Oesterreich wohnhaften, jungen, feschen, wohlhabenden und sehr gut dotierten
Rabbiner
wird behufs Verehelichung reiches und hübsches Mädchen gesucht. Discretion selbstverständlich. Anträge unter »Großes Glück Nr. 7676.«

*

»Ballnovize,
modern angehaucht, sucht distinguierte Tänzer zu einem amusanten Kränzchen. Nichtanonymes unter »Nicht blasiert« an das Ank.-Bur. d. Bl.«

*

»Welcher, die
roth-weiße Redoute
(5. Februar) besuchende, elegante, junge Gentleman wäre geneigt, daselbst mit Ebensolchem zusammenzutreffen? Unter »Qui se ressemble s'assemble« an das Ank.-Bur. d. Bl.«

*

»Junger Schriftsteller
modern, mit guten Manieren, Ironiker, aber empfindungsfähig, sucht Anschluss an junge, nicht hässliche Menschen. Briefe unter »Du?« an das Ank.-Bur. d. Bl.«

Salon Steyrermühl.

»19jähr. schönes heiteres Fräulein wünscht die ehrb. Bekanntschaft eines Infanterieofficiers zu machen. Bevorzugt 43. Inft.-Rgmt. Briefe erbeten unter »Lola 100« postlagernd II. Taborstr.«

*

»Freundin sucht junge Frau. Briefe unter »K. R. 78907« an die Exp.«

*

»Junge distinguierte Dame sucht ebensolche Freundin. Unter »Amitié 80732« Hauptpostl.«

* * *

Salon Extrablatt.

»Jeune homme, intelligent, désire correspondre avec Monsieur ou demoiselle aimable. Chiffre: »Venus«, Wien . . .«

* * *

Salon Frischauer.

»Jeune Française distinguée, sympathique et sentimentale, désire faire la connaissance d'une amie effectueuse désintéressée, Française ou Viennoise. Ecrire sous »Solitude« à l'Exped. Nur geg. Schein.«

* * *

Die Reformen bei der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft haben bereits begonnen. Herr Feilchenfeld hat seinen »Operationsraum« bezogen und sich mit Herrn Rechnitzer und dessen allgewaltigem Schwager Herrn Dr. Max Strauß einen Privatsecretär angeschafft. Vorsicht kann nie schaden . . . Im übrigen reformiert man von unten auf. Seit dem 1. Jänner 1901 sind die Gehalte der bei dem Unternehmen angestellten Damen um fünf Kronen gesteigert worden. Die Kronenwährung — hier wie anderwärts in Oesterreich — ein Hebel der Ausbeutung: früher haben fünf Gulden als die kleinste Einheit bei der Lohnbemessung gegolten. Immerhin: die Gehalte der angestellten Damen sind gesteigert worden. Ist es nicht recht und billig, dass nun auch die Tantièmen der Herren Rechnitzer und Krassny eine Erhöhung erfahren?



Das Deutsche Volkstheater, das sich nach Herrn Bahrs Versicherung »immer mit neuer Leidenschaft um neue Ziele bemüht«, hat auch in dieser Saison wertvolle Errungenschaften zu verzeichnen. Die Einführung des Garderobe- und Theaterzettelzwanges hat zwar Herrn Bukovics für das Versagen des diesjährigen Blumenthal & Kadelburg nicht voll entschädigt, und die Mindereinnahmen, die die fünfundzwanzigmal dem Publicum aufgedrängten »Wienerinnen« gebracht haben, werden ihn demnächst zwingen, Herrn Gettke's Beispiel zu folgen und hohe Gebüren von den allein noch stark begehrten Freikarten zu erheben. Aber was fragt der Director des Deutschen Volkstheaters viel nach Geld und Gut, wenn nur sein literarisches Gewissen zufrieden ist! Ohne sich um die Cassenrapporte zu kümmern, fördert Herr Bukovics jeden Donnerstag die Classiker, und während das Burgtheater die bekanntlich längst nicht mehr zureichenden Leistungen Baumeisters, Hartmanns und Lewinskys zu erhöhten Preisen anzubieten wagt, darf man am Weghuberparke bei ermäßigten der »unbeschreiblichen tragischen Anmuth« sich freuen, in

die Herr Kutschera und der stets auf ein Jahr engagierte »zweite jugendliche Liebhaber« Schillers und Goethes Gestalten tauchen. Aber sollen diese Donnerstag-Aufführungen, über deren »edle Wahrheit«, »reine Natur« und »unnachahmlich einfache Noblesse« Herr Bahr jedesmal in Entzücken geräth, bloß den Classikern zu gute kommen? Das Publicum des Deutschen Volkstheaters hat seine eigenen Anschauungen über Kunst: Die Kunst kann nicht Geld und Ehre, sie muss Geld oder Ehre bringen. Je höher man den Theatergenuß literarisch schätzt, desto billiger will man ihn erkaufen. Für die sträfliche Dummheit, die Witze eines Blumenthal oder Bahr zu belachen, mag einer gern vier Kronen Strafe zahlen, der die Erlaubnis, ein Kunstwerk zu bewundern, schon mit drei Kronen zu theuer bezahlt wähnt. Wenn Herr Bukovics nicht darauf verzichten wollte, Kunstwerke zur Aufführung zu bringen, so blieb nichts übrig, als sie auf die Donnerstage zu verweisen; die Kanzlei des Deutschen Volkstheaters theilte also vor einigen Wochen den Zeitungen mit, dass an den »Classikerabenden« in Zukunft auch »moderne Stücke von literarischem Werte« dargestellt werden sollten. Unbescheidene haben damals vielleicht gedacht, dass Herr Bukovics kaum der richtige Mann sei, um zu beurtheilen, welche modernen Stücke etwa literarisch wertvoll seien; aber seit die hundertjährige »Preciosa« und die »Schlagenden Wetter« von delle Grazie an Donnerstagen aufgeführt wurden, haben wohl auch die Misstrauischesten sich dem ästhetischen Urtheile des Herrn Bukovics gebeugt, und das Publicum kargt so wenig wie die Kritik mit Beifall. Die Kritiker hegen die frohe Hoffnung, dass ihre eigenen Stücke im Deutschen Volkstheater, wenn sie nicht mehr »ziehen«, noch als literarisch wertvoll erkannt und an Donnerstagen gespielt werden können, und sind Herrn Bukovics für die Vermehrung der Tantièmen dankbar. Und der Beifall des Publicums ist vollends uneigennützig. Besteht es doch zum guten Theile aus den unglücklichen »Eleven«, die Herr Strakosch neuestens ausbildet und die eine neue Aera des Deutschen Volkstheaters verheißen. Noch hat man nicht gehört, ob diese Eleven gehen, stehen und sprechen können; aber von ihrer manuellen Geschicklichkeit dürfen sich jetzt die Besucher des Deutschen Volkstheaters allabendlich überzeugen. Sie können applaudieren. Nicht zur Mitwirkung auf der Bühne, aber zur Mitarbeit im Zuschauerraume werden diese jüngsten Adepten der Schauspielkunst bereits heran-

gezogen. Sie klatschen Beifall mit einem Eifer und Erfolge, der die alten Claqueure des Deutschen Volkstheaters beschämt und schließlich überflüssig gemacht hat. Herr Bukovics ist eine Künstlernatur und konnte keinen Augenblick zweifeln, dass solch ehrlicher Beifall wertvoller sei als der bezahlte der Claqueure. Er hat die gesammte Claque entlassen, und die ihr früher reservierten Sitze werden jetzt den Eleven zugetheilt.

* * *

Der Pariser ‚Figaro' ist über Wiener Verhältnisse gut informiert. Er hat einen Herrn namens Gottlieb, weil er ein »conseiller imperial« ist, anlässlich seines Besuches der Ausstellung für »einen der angesehensten Staatsmänner Oesterreichs« gehalten und überrascht jetzt mit einem Bericht über eine Wiener Volkstheaterpremière, der uns deutlich zeigt, dass die Pariser für Wiener »Personalien« ein fast noch größeres Interesse haben als die Wiener selbst. Die Wiener haben sich nämlich bei der Aufführung der »Pariserin« im Deutschen Volkstheater bloß gelangweilt, aber gar nicht darum bekümmert, ob sie in Anwesenheit dieses oder jenes Herrn, dessen Name uns bloß bei wichtigen Gelegenheiten von den Zeitungen serviert wird, vonstatten gieng. Und siehe da, der ‚Figaro' lässt sich aus Wien nicht nur telegraphieren, die »Pariserin« sei »*exceptionellement bien jouée par l'excellente troupe que dirige M. Bukovics*«, nein, er fügt auch noch ausdrücklich hinzu: »*Chambrée des plus brillantes*«: *comte et comtesse Kielmansegg, baron et baronne Schenk* (gemeint ist ein Herr vom Wiener Bankverein), *Hermann Bahr etc.*« Dass der letztgenannte Herr bei Premièren des Deutschen Volkstheaters anwesend zu sein pflegt — nicht als Kritiker, aber als besorgter Hausfreund fühlt er sich dazu verpflichtet —, weiß das Wiener Publicum längst, und die Wiener Zeitungen brauchen es darum nicht eigens jedesmal zu melden. Aber der aufhorchenden Pariser Bevölkerung ist solche Nachricht neu und interessant, und da sie die Frage nicht mehr fesselt, ob die Wahrheit noch immer auf dem Marsche ist, so werden sich jetzt die Leute auf den Boulevards öfter den ‚Figaro' aus den Händen reißen, um zu erfahren, ob der berühmte Stammgast des Deutschen Volkstheaters, Herr Hermann Bahr, seinen Freiplatz bezogen hat.

* * *

Die sinnige Erfindung der belletristischen Reclamen ist ausgereift. Während es nämlich bisher dem Leser noch möglich war, aus der versteckten Placierung jener Plaudereien, deren Pointe die Empfehlung eines Warenhauses ist, schon vor der Lectüre auf Tendenz und Inhalt zu schließen, werden uns jetzt auf der Titelseite der Zeitung, unterhalb des Leitartikels, literarische Gaben gespendet werden, die erst in der allerletzten Spalte verrathen lassen, dass es sich um eine bezahlte Reclame handelt. Beispielgebend war diesmal die sonst conservative ‚Reichswehr‘. Sie brachte neulich im Feuilletontheil eine längere psychologische Novelle, »Ein schlagender Beweis« betitelt, die den Leser so lange in Spannung hielt, bis ihm schließlich in fetten Lettern das Wörtchen »Riol« entgegensprang. . . .

* * *

Liebe Fackel!

Herr Schlenther hat den Jahrhundertbeginn verschlafen. Am 22. Jänner prangte auf dem Theaterzettel des Burgtheaters die Versicherung, »Minna von Barnhelm« spiele in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Herr Schlenther weiß gewiss, dass der Hubertusburger Friede in das Jahr 1763 und nicht in das Jahr 1863 fällt. Wenn er wach wird und man ihn nach diesem historischen Datum fragt, so wird er die richtige Auskunft geben. Es ist doch merkwürdig, wie verschieden die Temperamente der Menschen sind. Der eine kann den Jahrhundertbeginn gar nicht erwarten und setzt ihn schon für den 1. Jänner 1900 fest, und Herr Schlenther möchte wieder, dass das neue Jahrhundert erst 1902 beginne. Aber seinetwegen wird — so lautet doch das jetzt so gerne citierte Wort des Herrn Halbe — »die Welt nicht einen Zoll breit aus ihrem Geleise gehen.« Wir bleiben definitiv bei 1901!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Karl Wittgenstein. Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass mir am 27. Jänner ein recommandierter Brief mit dem Poststempel »Hohenberg« zukam, der eine § 19-Berichtigung der Ihre Person betreffenden »unwahren Angaben« in Nr. 65 der ‚Fackel‘ enthielt. Unterzeichnet war der Brief: Karl Wittgen-

stein. Auf dem Briefpapier stand in blauem Aufdruck: »Hochreith, Post Hohenberg, Nied-Oest.« Auf dem Couvert waren rückwärts der Aufgabeort in gleichen Lettern und der geschriebene Name des angeblichen Absenders zu lesen. Ich wusste nicht, was mir die Ehre einer Correspondenz mit Herrn Karl Wittgenstein verschafft hatte, und wäre nicht verpflichtet gewesen, den Brief anzunehmen und zu öffnen. Ich that's aus verzeihlicher Neugierde dennoch und gewahrte eine mit Ihrem Namen signierte Zuschrift auf Grund des § 19. Ich bin nun so gewissenhaft, Sie von dem dreisten Missbrauch zu verständigen, den sich da offenbar irgend ein Spassvogel in Hochreith, Post Hohenberg, mit Ihrem Namen erlaubt hat. Die Berichtigung ist so einfältig, dass ich keinen Moment glaubte, Sie seien thatsächlich der Verfasser. Dieser Glaube wäre die einzige Legalisierung der Berichtigung gewesen. Das Briefpapier, auf dem sie niedergeschrieben ist, hat mir nicht die Sicherheit verschafft, dass die Berichtigung echt ist. Ich will gar nicht davon reden, dass Berichtigungen eigentlich wie Urkunden abgefasst und notariell beglaubigt werden müssten. Aber es fehlt selbst der Geschäftsstempel Ihres Hauses oder die Aufschrift Ihrer Firma auf dem Briefpapier, die mich darüber beruhigen könnten, dass Herr Wittgenstein der Absender ist. Aus dem Lehmann ersehe ich, dass Ihr Wohnsitz in Wien, IV. Alleegasse 16, Ihr Bureau in Wien, I. Kolowratring 8, ist. Wenn sich irgend jemand einen Ulk erlaubt, auf einen Zettel ein paar möglichst dumme Sätze, dazu den § 19 und den Namen Wittgenstein geschrieben hat, und wenn ich darauf hineinfalle und die gefälschte Berichtigung erscheinen lasse, so können Sie mich mit Recht belangen. Der Karl Wittgenstein des Briefes verwahrt sich gegenüber der Behauptung, dass er einen Theil der Journalistik in ihrer Haltung gegenüber den Abmachungen zwischen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmischen Escomptebank beeinflusst, dass er »nur die Großen besoldet und sich um die kleinen Schreier nicht gekümmert« habe. Eine solche Verwahrung hätte ich Ihnen immerhin zugetraut. Ich hatte zwar, wie sich von selbst verstand, nicht sagen wollen, dass Sie persönlich an die Journalistik Pauschalien vertheilen, sondern nur die Montangruppe gemeint, die in ihrem Verkehr mit den Zeitungen das Barnum-Princip Wittgenstein befolge, und ich weiß ganz gut, dass Herr Feilchenfeld auf diesem Felde selbst seinen Mann stellt. Aber Sie ergreifen jetzt eben jede Gelegenheit, öffentlich zu versichern, dass Sie »sich zurückgezogen« haben. Nur die Farbe der neugeborenen Unschuld kann man Ihnen nicht glauben. Wenn es in dem an mich gelangten Schreiben heißt: »Wahr ist vielmehr, dass ich von den Abmachungen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmischen Escomptebank überhaupt erst aus den Zeitungen erfahren habe«, so bin ich überzeugt, dass Sie sich mit dem Urheber solch schaler Frozzelei nicht identificieren werden ... Das Wesentliche aus der Zuschrift des Pseudo-Wittgenstein habe ich hiermit zur Kenntnis meiner Leser gebracht. Der echte wird mir, wenn ihm das Excerpt nicht genügt, die Zuschrift legalisieren müssen und mich zur Erfüllung der gesetzlichen Pflicht bereit finden. Oder er wird mir mit beglaubigter Hand-

schrift eine Verwahrung gegen den plumpen Missbrauch übermitteln, den sich ein Spassvogel in Hochreith mit seinem Namen erlaubt hat, und gegen die Speculation auf meine Leichtgläubigkeit, der ich fast zum Opfer gefallen wäre. Der echte Wittgenstein hat in seinem Leben schon bessere Speculationen ausgeführt.

Ungarischer Patriot. Sie haben also jetzt nicht nur Ihren ungarischen Goethe, Herrn Madách, sondern auch einen übersetzten. Und den verdanken Sie Herrn Doczi, der schon so vieles zur Kräftigung Ihres noch immer unersättlichen Nationalstolzes gethan hat. Und wahrlich, es gelingt ihm eher, den »Faust« ins Ungarische, als ein Exposé des Altmeisters Goluchowski ins Deutsche zu übersetzen. In der Einleitung, die er seinem Goethe vorausschickt, betheuert Herr Doczi, er habe, ehe er ans Niederschreiben gieng, »dieses hohe Lied bis ans Ende gesprochen, ja gesungen«. Welch anmuthige Einlage für das europäische Concert! Das Werk, das Herr Doczi geschaffen hat, war seine »Wonne und qualvoll süße Zerstreuung auf Promenaden, in schlaflosen, auf der Eisenbahn durchwachten Nächten, unter seelischen Schwankungen.« Herr Doczi meint natürlich die Ischler Esplanade, auf der er mit Herrn Julius Bauer promeniert, und die Fahrt von Wien nach Ischl. Immer aber sei »das Gefühl der Inspiration mit dabei« gewesen. Aha! Der Pressleiter des auswärtigen Amtes, der die ‚Neue Freie Presse' zu einem milanfreundlichen Artikel inspiriert, guckt doch immer wieder hervor. Wenn man sich aber zwischen Milan und Goethe bethätigen muss, so gibt das freilich »seelische Schwankungen«. Herr Doczi muss dann selbst zugeben, dass seine Arbeit »nicht so leuchtend ungarisch« ausgefallen ist, wie der Faust deutsch. Aber dass sie »doch goetheisch« ist, leugnet er ganz und gar nicht. Und somit ist zur Entfaltung von Nationalstolz ein weites Feld gegeben. Vielleicht erleben wir noch die Entdeckung, dass der »Faust« eigentlich von Doczi Lajos ist und Goethe Wolfgang ihn auf Promenaden und in schlaflosen Nächten übersetzt hat, dass aber die Uebersetzung nicht so leuchtend deutsch geschrieben ist, wie der Original-Faust ungarisch.

Techniker. Ueber die Theilnahmslosigkeit des Publicums gegenüber dem Kress'schen Unternehmen habe ich bereits in einer der früheren Nummern der ‚Fackel' meine Meinung gesagt. Die besitzende Intelligenz hatte ihre letzten Groschen für die rumänischen Juden hergegeben, und dass Herr v. Hartel vor allem das Gemüth der Naschmarktweiber durch Aufstellung der Straßer'schen Löwengruppe veredeln zu müssen glaubt, ist begreiflich. Die paar Studenten an der Technik, die eine Collecte eingeleitet hatten, konnten kein Vermögen aufbringen, und der ‚Neuen Freien Presse' zuzumuthen, dass sie, anstatt Sammlungen mit beschämendem Ergebnis einzuleiten, selbst helfe und den Betrag des defraudierten Zeitungsstempels für einen Monat opfere, wäre brutal gewesen. Ist es nicht genug, dass sie das Zustandebringen der erforderlichen Summe als eine »Ehrenpflicht« bezeichnet hat? . . . Sie haben Recht: die Patrioten dieses Landes

sitzen ängstlich auf ihrem Geldbeutel, wenn nicht mindestens ein Franz Joseph-Orden zu holen ist. Wenn der aber schon mittelst Flugschiff erreichbar ist, so bekommt ihn der Erfinder, und davon haben sie nichts. Kress hat Unrecht gethan, sich nicht, gleich Herrn Szczepanik, von einem galizischen Consortium »financieren« zu lassen. Der »elektrische Fernseher«, der als »Clou« der Pariser Weltausstellung versprochen war, hat sich als ein ganz gewöhnlicher galizischer Schwindel entpuppt. Aber Kress hätte durch Vermittlung des »Banquiers« Kleinberg wenigstens die gesammte liberale Presse für sich haben können. Nun läppert sich die Sache so zusammen. Einige Herren der haute finance nahmen endlich die Gelegenheit wahr, in den Zeitungen als Wohlthäter genannt zu werden, und brachten insgesammt die Summe von 13.500 Kronen auf. »Jetzt ist nur noch«, ruft die ‚Neue Freie Presse' triumphierend, »ein Rest von 1500 Kronen erforderlich«. Bedarf es noch der Aufforderung zur Noblesse? Ich sage nicht, dass die Herausgeber in ihre eigene Tasche greifen sollen. Sie brauchen bloß ein paar Zeilen gegen die Escomptegesellschaft nicht zu schreiben, und die Summe ist zustandegebracht . . .

Culturträger. Die freiheitliche Sexualbegeisterung für die der Censur glücklich abgetrotzte »Jugend« ist noch immer nicht verflogen, das Zeitungsgeblöke von einer künstlerischen Errungenschaft noch nicht verstummt. Herr Bukovics wird diesmal doppelt gepriesen, weil er es nach achtjährigem Kampfe durchgesetzt, dass sich Männchen und Weibchen im Pfarrhof paaren dürfen, und in liberalen Kreisen verlautet bereits, Oesterreich sei »doch kein so zurückgebliebener Staat«. Was wären dem Premièrenpöbel Romeo und Julia, wenn sie einmal statt Halbe'scher Interjectionen Shakespeare'sche Verse sprächen! . . . Ich schließe mich, wie Sie sehen, der Meinung an, die der vernünftigste Kritiker Wiens im ‚Vaterland' ausgesprochen hat. Er schildert das Publicum, das da im letzten Acte zugunsten des liberalen Pfarrers »demonstrierte«: die Damen, »die sich und ihren Schmuck zum Besten gaben«, die Herren, die »wahrscheinlich an Alpine Montan, vielleicht auch an Prager Eisen dachten«.

Burckhard-Schwärmer. Hier meine Meinung: Herr Burckhard hat der Tapferkeit besseren Theil erkoren und freiwillig darauf verzichtet, die liberalen Wähler Wiens in eine für ihn peinliche Versuchung zu bringen. Dafür aber, dass er sie nicht im Parlament vertreten kann, trachtet er sie jetzt reichlich anderweitig zu entschädigen. Er hält nämlich Vorträge: bald in dem, bald in jenem Verein, bald über das antike, bald über das moderne Drama, und sorgt durch tägliche Reclame dafür, dass seine beliebte Persönlichkeit der öffentlichen Discussion nicht entzogen werde. Die Optimisten, die da gehofft hatten, der Mann werde nach achtjähriger Burgtheaterleitung etwas vom Wesen des Theaters erfasst haben, sehen ihren Irrthum ein. Nicht das flachste Verständnis für die Dinge der Literatur spricht aus diesen Vorträgen, die gleichwohl ernst genommen, commentiert und als Feuilletons in den Zeitungen abgedruckt werden. Die resolute Ungeniertheit, mit der

der freisinnige Hofrath seine Bildungsdefecte enthüllt, versöhnt immerhin mit der Prätention, die ihn die ältesten Wahrheiten entdecken und Gemeinplätze dem Schutze des Publicums empfehlen lässt. Dennoch muss Herr Burckhard darüber aufgeklärt werden, dass der politische Begriff »imperialistisch« nicht, wie er kürzlich zu glauben schien, soviel wie »kaiserlich« bedeutet. Von den Irrthümern, die er als Kritiker der ‚Zeit' begeht, mag ich nicht sprechen, da sie der Oeffentlichkeit ohnedies verborgen bleiben. Nur möchte ich mir erlauben, es anmaßend zu nennen, wenn Herr Burckhard, der bekanntlich den Stil eines Sollicitators schreibt, einem Autor »sprachliche Unrichtigkeiten«, »schlechtes Deutsch« und »Verstöße wider den Sprachgeist« nachweisen möchte. Hofmannsthals Versdichtung »Der Thor und der Tod« kann vor dem Sprachgefühl eines Burckhard nicht bestehen. Sie enthält den Satz: »Und lern, dass alle andern dieser Schollen mit lieberfülltem Erdensinn entquollen.« Herr Burckhard bemerkt hiezu feinsinnig: »Da muss man erst langsam daraufkommen, dass ‚dieser Schollen' nicht der Genetiv Pluralis, sondern ein archaisierender und noch dazu falsch archaisierender Dativ Singularis ist.« Welch sachlicher Ernst! Welch ein Aufwand gymnasialen Wissens! Herr Burckhard commentiert sogar Druckfehler. Und er ist erst in der folgenden Nummer der ‚Zeit' »langsam daraufgekommen«, dass er es mit einem verstümmelten »Dativ Pluralis« zu thun hatte. Es ist wohl ein widerwärtiger Anblick, zu sehen, wie ein Kritiker, der sich gern »modern« nennen hört, sich an einem modernen Dichter als grammatikalischer Splitterrichter übt.

Habitué. Herr Buchbinder gerieth neulich aus Rand und Band. Im Theater an der Wien wurde zugunsten eines Vereines gespielt, und anstatt der Direction hatte der in solchen Dingen ungeübte Verein die Freikarten an die Journale versendet. Da gab's denn eine heillose Verwirrung, über die besonders Herr Buchbinder, als Referent des ‚Neuen Wiener Journal', ungehalten war. Der Verein, schreibt er, »wird wohl künftighin, wenn er wieder theatralische Gelüste hegt, etwas mehr Ordnung halten. Gestern mussten sich die Parketbesucher, welche abnorme Preise zahlten, mit den Referenten der Zeitungen um ihre Plätze balgen. Den letzteren wurden nicht die gewohnten Sitze zur Verfügung gestellt. Sie irrten erst unterstandslos hin und her. An den Cassen — — — wusste man keinen Rath. Die Referenten hospitierten den Abend hindurch bei mildthätigen Logen- und Sitzinhabern. Warum überlässt der Verein das Arrangement nicht dem Theater?« Man wird zugeben, dass selten noch ein Reporter sich so offen seiner Zudringlichkeit gerühmt hat. Herr Buchbinder hat zwar eingesehen, dass die Parketbesucher, im Gegensatze zu ihm, für ihre Plätze zahlten, und abnorme Preise zahlten — dennoch wollte er nicht weichen und balgte »sich« mit ihnen. Als er endlich abgeschüttelt war, gieng er zu — einem andern Sitzinhaber, bei dem er eine größere »Mildthätigkeit« voraussetzte; mit dem hat er dann den ganzen Abend hindurch den engen Platz getheilt. Grund zur Beschwerde hat also eigentlich nicht

die Kritik, sondern das Publicum. Es wird manchen zahlenden Theaterbesucher geben, der einen sonst von Herrn Buchbinder occupierten Platz nicht gerne einnimmt; da er aber einmal gezahlt hat, so hat er ein Recht auf den Platz und sollte vor der Fährlichkeit geschützt werden, im Theater mit Herrn Buchbinder »balgen« zu müssen.

Börsenpoet. Viel nachzuholen! Im Economisten stand ein Artikel über die »Entvölkerung Frankreichs«, und da war zu lesen: »Keine Familienmutter würde einen Augenblick zögern, auf das erstorbene Gefühlsleben dieses Herrn die Poesie eines jungen, unschuldigen Mädchens mittelst des Eheringes zu pfropfen.« — Tod der Königin von England — Schmerz im Jargon der Leopoldstadt: »Im Schloss Osborne liegt aufgebahrt die todte Königin, zum Palast von St. James fährt ihr Sohn und Nachfolger im vierspännigen Prunkwagen.« . . . Einen ähnlichen Ton schlägt auch der Kriegsberichterstatter aus Südafrika an. Gouverneur General Maxvall erklärt, ihn nach Europa zurückschicken zu müssen, wiewohl der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' ihm begreiflich zu machen sucht, »wie wertvoll seine Berichterstattung an das bedeutendste Blatt Oesterreichs für die Sache der Engländer sein könne«. Der Gouverneur bleibt unerbittlich, und der Specialschmock darf nur noch ein Nachtmahl im Hause eines Oesterreichers einnehmen. Dann aber ruft er schwelgend aus: »Es war ein Abend! — ein Abend! — nun was soll ich mehr sagen, ein Abend unter Landsleuten!« »Mir zu Ehren wurde ein Schinken geopfert« . . . — Am 18. Jänner wird offenbar eine neue Art des Selbstmordes geschildert. Die ‚Neue Freie Presse' erzählt vom Banditen Coquard, der in seinem »Fort Chabrol« todt aufgefunden wurde, und schreibt wörtlich: »Er hatte sich erhenkt, nachdem er mit der Flinte, bevor er sich von der Erde abstieß, sichtlich mit den nackten Zehen sich eine Kugel durch das Gesicht vom Halse hinaufgejagt hatte.« Wörtlich! — Am 20. Jänner hat ein in Semlin gefangener Uebelthäter »den Kerkermeister, dessen Frau und Tochter und noch drei Kinder neuerdings ermordet.« — In derselben Nummer sagt Hofrath Staberl in einer traurigen Plauderei über »Wiener Küche«: Zu Schillers Zeiten noch »drehte sich ewig am Bratspieß das Huhn«.

Coulissier. Nein, der Disponent der Credit-Anstalt, Herr Löwy, hat vor der Begebung der Kronenrente nicht, wie sonst, bei Leopold Langer gespielt, sondern ausnahmsweise seine Geschäfte durch Breisach & Comp. besorgen lassen. Brüll & Kalmus ist auch immer eine der ersten Firmen, die von den Transactionen der Credit-Anstalt erfährt. Man sagt, dass ihr Rath ein Kaiserlicher ist . . .

Socialpolitiker. Sie fragen, wie es um die Richtigkeit meiner Mittheilungen über die Gründe der Entlassung des Herrn Dr. Kanner von der ‚Frankfurter Zeitung' steht. Die Frankfurter socialdemokratische ‚Volksstimme' hat seinerzeit meinen Artikel in Nr. 60 citiert und erhielt am 20. December von der Redaction der ‚Frankfurter Zeitung' und von Herrn Sonnemann Berichtigungen. Ich kann mich nur darauf

berufen, dass die in der ‚Fackel' gegebene Darstellung aus dem Kreise der Intimen des Herrn Dr. Kanner stammt. Dass Herr Doczi bei Kanners Entlassung die Hand im Spiele hatte, ist aber um so glaubhafter, weil man den Nachfolger Kanners der Redaction des Organs unseres auswärtigen Amtes, des ‚Fremdenblatt', entnahm. Schon früher versah ein Redacteur des ‚Fremdenblatt', Herr Mendel, den telegraphischen Correspondenzdienst für die ‚Frankfurter Zeitung'. Da jetzt Herr Zweybrück dort österreichische Politik zu begutachten hat, ist es wohl augenscheinlich, dass man von der heftigsten Opposition gegen den Grafen Goluchowski, die Herr Kanner vertrat, zur Goluchowski-Officiosität übergegangen ist. Inzwischen hat übrigens Herr Kanner bereits vollwertigen Ersatz für die verlorene Stellung bei der ‚Frankfurter Zeitung' gefunden: er geht demnächst zum ‚Wiener Tagblatt' über, zu dem ihn ja längst Herkunft und Neigung zogen. Lucian Brunner, seit neuestem Haupteigenthümer des ‚Wiener Tagblatt', will dieses in ein »socialpolitisches Organ« verwandeln. Neben Herrn Kanner als Politiker wird ihm auch Herr Ludassy als Börsenjournalist dabei behilflich sein.

Leser. Sie haben recht. Die liberalen Blätter scheuen sich, zu melden, Dreyfus werde den Curort Rabbi aufsuchen, und erfinden darum in merkwürdiger Uebereinstimmung einen Curort namens Rabbl.

Architekt L. S. Dass die k. k. Staatsbahndirection Ihr Gesuch um Rückerstattung der Strafgebür von sechs Kronen, die Sie für sich und zwei Damen wegen fahrlässiger Zonenüberschreitung auf der Wiener Stadtbahn gezahlt haben, zurückwies, ist nicht erstaunlich. Dass Sie selbst die Ueberschreitung merkten und den Controlor auf sie aufmerksam machten, kann Ihnen in den Augen einer Behörde nichts nützen, die dem Fahrgast sogar für die Fahrlässigkeit eines Bahnbediensteten — Nichtdurchlochung der Karte — eine Strafe auferlegen zu dürfen glaubt. Glücklicherweise ist aber das Publicum der k. k. Staatsbahndirection gegenüber nicht wehrlos und hat es auch gar nicht nöthig, sich erst mit Abfassung von Gesuchen zu plagen. Es braucht bloß die Zahlung der Strafgebür von zwei Kronen zu verweigern. Der Bahnportier nimmt dann ein Protokoll auf oder holt schlimmstenfalls einen Wachmann, vor dem der Fahrgast sich legitimiert und die Verweigerung der Zahlung wiederholt. Aber weiter geschieht bestimmt nichts. Die k. k. Staatsbahndirection lässt es wohlweislich nicht darauf ankommen, die beanspruchten Strafgebüren einzuklagen, weil sie sicher ist, vom Gerichte mit der nicht zu Recht bestehenden Forderung abgewiesen zu werden, und das Publicum darüber aufzuklären fürchtet, dass es — jedenfalls im Falle der »Nichtdurchlochung« — nicht verpflichtet ist, die Strafen zu zahlen. Ich kann Ihnen zu den sechs Kronen, die Sie so willig geopfert haben, nicht verhelfen. Sie sind dahin; »was helfen späte Klagen?«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 67 Wien, Anfang Februar 1901 II. Jahr



DIE FACKEL

[illegible] [illegible] im Monat [illegible] von [illegible] Seiten.

[illegible] Nummern sind in allen [illegible] und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei . . . . . [illegible]
» » halbjährig, » . . . . » [illegible]
» das Deutsche Reich ganzjährig » . . . . . [illegible]
» » » » halbjährig, » » [illegible]
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei [illegible]
» » » » » halbjährig, » » [illegible]

Wien, [illegible] portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h — 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und [illegible] sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., [illegible]
Telephon Nr. [illegible]

Commissionsverlag [illegible]

Otto [illegible], Leipzig, [illegible] 11.

Im Auslande [illegible] auch die [illegible] Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1282 der Zeitungs[illegible] der k. k. [illegible] Post.

INSERATE werden in der [illegible] der ‚Fackel‘ [illegible] und ausländischen [illegible] angenommen. Preise: [illegible] Seite K [illegible], [illegible] Seite K [illegible], [illegible] Seite K [illegible] — Bei größeren [illegible] tritt eine [illegible] ein.

DIE FACKEL

Nr. 67 WIEN, ANFANG FEBRUAR 1901 II. JAHR

NACH DER THRONREDE.

»Mir brummt der Schädel. Welches Sammelsurium von Wünschen! Unsere Ministerialbeamten scheinen in den letzten vier Jahren, wenn sie nicht gerade Minister waren, Tag und Nacht an Gesetzentwürfen gearbeitet zu haben. Und jetzt sollen wir uns mit den Producten des Ehrgeizes des Ministerialconcipisten M. und des löblichen Fleißes des Ministerialsecretärs N. plagen? Wenn's den Herren an Beförderung fehlt, sollen sie sich ins Pressbureau versetzen lassen. Sollen sich an diesem Sieghart ein Beispiel nehmen. Der denkt heute den Teufel mehr an den Cartellgesetzentwurf, den er als Concipist mit Hilfe des Schwiegerpapas zustande gebracht hat. Ist auch so Sectionsrath geworden und braucht jetzt den Reichsrath nicht mehr zu belästigen. Ich habe eigens achtgegeben: Alle Entwürfe, deren Urheber bereits Carrière gemacht haben, sind spurlos verschwunden. Und ich will Dir bei jeder einzelnen Vorlage, die in der Thronrede aufgezählt wird, mit Bestimmtheit sagen, wem damit geholfen werden soll. Na, der Reichsrath wird jedenfalls, bevor er dieses reiche Regierungsprogramm erledigt, eine Reform der Bezahlung der Abgeordneten beschließen müssen. Für zehn Gulden täglich bin ich nicht in der Lage, alle diese Gesetze und die Motivenberichte dazu zu lesen. Wir sollten Stücklohn statt des Zeitlohns fordern.«

»Wenn Du wirklich aufmerken und die ganze Litanei im Kopf behalten konntest, bist Du bewunderns-

wert. Ich habe mich nicht erst bemüht; abends lese ich's bequem in der Zeitung oder überschlage es auch vielleicht. Ich war nur auf den politischen Theil gespannt. Koerber hat doch jedem Einzelnen erzählt, dass er eine Wendung in der inneren Politik bedeuten wird.«

»Und jetzt bist Du enttäuscht; als wenn wir nicht seit den Coalitionszeiten die Erfahrung gemacht hätten, dass die Wendungen in unserer inneren Politik immer nur Redewendungen sind. Und nicht die originellsten. Oder hast Du heute auch nur einen Satz gehört, in dem die Form die Banalität des Gedankens beschönigt hätte?«

»Beschönigt? Nein, wenn das Wort von ‚schön' kommt. Die Sätze dieser Koerber-Hartel'schen Thronrede sind meiner Meinung nach die schwierigsten unter den österreichischen Verwicklungen. Ich fürchte, sie werden zu einer neuen Sprachenfrage führen: ob diese oder jene Wendung in ihnen deutsch ist. Aber augenblicklich liegt mir wenig an der Form. Mehr Inhalt wäre erwünscht gewesen. Ganz klar scheint mir nur der Ausspruch, es sei nothwendig, dass die Verwaltung frei von allen politischen Beeinflussungen geführt werde. Also Beamtenministerium for ever. Eine Absage an Alfred Liechtenstein und alle, die schon auf Koerbers Erbschaft warten.«

»Ja, Koerber soll jetzt wieder ganz fest sitzen. In Deutschland draußen würden sie's ‚kleben' nennen. Man hält ihn, um die Worte der Thronrede zu gebrauchen, sozusagen für ‚den durch die Lage gebotenen Ernst'. Der Kaiser soll neulich gesagt haben, er sehe erst jetzt, wieviel Taaffe geschadet habe, da er die bequemste aller Parteien, die vereinigte Linke, zertrümmerte, ohne einen zuverlässigen Ersatz für sie zu schaffen. Und Koerber gilt jetzt als der Mann, der die bequemste aller Parteien wieder säuberlich aus den Bruchstücken zusammensetzen wird.«

»Glückauf! Aber ob er mit ihr regieren können wird, ist noch recht zu bezweifeln. Er macht sich ja auch keine übermäßigen Hoffnungen. Die Ankündigung der Verschärfung des § 14 ....«

»Verschärfung? Hast Du's so aufgefasst? Ich habe den Ausdruck, die Bestimmungen des § 14 sollten ‚schärfer gefasst' werden, nicht anders verstanden, als dass die Regierung den von den Deutschen unter Clary gestellten Anträgen entgegenkommen will.«

»Kind, Kind! Wer denkt denn heute noch an diese Anträge? Nein, der wackere Koerber will seine Blamage wieder gut machen. Vergiss nicht, dass er und Hartel mit Clary unter dem Vorwand zurückgetreten sind, ihr constitutionelles Gewissen verbiete ihnen die Erlassung der § 14-Verordnungen, die zu Ende 1899 fällig waren. Und um die Mitte und zu Ende 1900 haben sich die Herren doch bemüssigt gesehen, ihre Namen unter § 14-Verordnungen zu setzen. Die Sache stand nämlich damals so, dass man Herrn Koerber sammt Hartel, wenn sie wieder auf drei Wochen hätten abdanken wollen, endgiltig fortgeschickt hätte. Darum wünscht die Regierung jetzt eine Abänderung des § 14, durch die ‚die Verantwortlichkeit der Regierung fest begrenzt' werden soll — ich hab' mir die Worte gemerkt —, d. h. die Regierung will die ausdrückliche Ermächtigung, für die ‚Staatsnothwendigkeiten' zu sorgen.«

»Ich begreife nur nicht, was damit gewonnen sein soll. An den Budgetprovisorien nimmt doch längst niemand mehr Anstoß. Die Eisenbahnvorlage aber ist sicherlich keine Staatsnothwendigkeit. Und gar das Sprachengesetz? Koerber hat neulich auf einem Jour gesagt, die Vermittlungssprache werde keinesfalls vor dem Herbst octroyiert werden. Er denkt also ernstlich daran, sie zu octroyieren. Braucht's dazu einen verbesserten § 14? Ich kann mir nicht vorstellen, wie er lauten soll.«

»So war's auch nicht gemeint. Verfassungsänderungen sollen auch mit dem zukünftigen § 14 nicht vorgenommen werden. Aber wir sind ja heute daran erinnert worden, dass uns die Verfassung ‚aus freiem Willen gegeben', sagen wir: geschenkt wurde. Und da wir uns seither unfähig gezeigt haben, aus eigenen Kräften etwas Weiteres an verfassungsmäßigen Freiheiten zu erwerben, so wird nichts übrig bleiben, als dass wir uns nochmals beschenken lassen.«

»Mir wär's gewiss recht. Die österreichischen Völker mit ihrer Verfassung haben mich immer an Kinder erinnert, die ein schwieriges Spielzeug in die Hand bekommen haben. Und der gütige Spender unserer verfassungsmäßigen Freiheiten hat leider verabsäumt, uns eine Gebrauchsanweisung mitzugeben. Freiheit wie in Oesterreich! — hat es wirklich einmal eine Zeit gegeben, wo das nicht als Witz gemeint wurde? Wann hätten die Worte: Ich bin so frei! im Munde eines Oesterreichers etwas anderes als den höflichen Dank bedeutet, mit dem man annimmt, was ein Höherstehender freundlich anbietet? Jetzt weigern wir uns verlegen, und die liebenswürdige Regierung dringt in uns: ‚Bitte, meine Herren, bedienen Sie sich doch — ihrer verfassungsmäßigen Rechte'.«

»Wer weiß, ob wir nicht zu früh spotten. Vielleicht ist's augenblicklich die klügste Politik, nichts zu thun und allen freundschaftlich zuzureden. Wer heute von einer ‚arbeitsfähigen Regierung' und von ihrer Pflicht, zu führen, spricht, ist ein Dummkopf. Im Augenblick, in dem die Regierung etwas Entscheidendes thun wollte, wäre die Obstruction wieder da. Ein Sprachengesetz, das die Herren Wolf und Klofač befriedigt, gibt es nicht, und es ist thöricht, danach zu suchen. Octroyieren oder versumpfen lassen! ist die Alternative, vor die heute jede österreichische Regierung gestellt ist. Dass die kleinen Leute, die uns heute lenken, das Versumpfenlassen vorziehen, alle Hoffnung darauf

setzen, dass es in Sprachensachen schließlich beim status quo sein Bewenden haben werde, ist nicht verwunderlich.«

»Du bist ein Pessimist. Ich glaube, man hat mit dem Princip des ‚Fortfrettens' oder, wie Herr Koerber sagt, ‚der ruhigen organischen Fortbildung' ausreichende Erfahrungen gemacht. Sollen wir diese vier tollen Jahre nutzlos erlebt haben und jetzt nicht klüger sein als wie zuvor? Ich lasse mir meinen Glauben nicht nehmen: wir brauchen ein vernünftiges Sprachengesetz und ein vernünftiges Wahlrecht. Der Reichsrath kann sie uns nicht geben. Aber wir werden sie kriegen: ob man dann von ‚octroyieren' oder von ‚aus freiem Willen geben' spricht, ist einerlei.«

* * *

Die Frage der Staatssprache, um die unsere Politiker seit Jahr und Tag so heftig streiten, ist in Wahrheit längst gelöst. Die österreichische Staatssprache ist die Sprache der Armee, die Aemter bedienen sich ihrer im inneren Dienste sowie im Verkehr mit der Bevölkerung, die Urtheile der Gerichtshöfe werden in ihr auf Grund von Gesetzen verkündet, die in der Staatssprache abgefasst sind. Man vergleiche die Sprache der Reglements des Erzherzogs Karl mit jener unserer neuesten Reglements und die des bürgerlichen Gesetzbuches mit den Rechtsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre, man lese ein Urtheil des obersten Gerichtshofes, wie jenes über die Gründerrechte bei der Creditanstalt, — und man wird erkennen, dass unmerklich, wie einst in Kanzleien die neuhochdeutsche Sprache entstand, in unserer Zeit die österreichische Sprache, eine entartete Tochtersprache des Deutschen, sich gebildet hat. Thöricht muss heute den Schriftsteller, der sich des Wertes und der Würde der Worte und der Gesetze ihrer Verbindung bewusst ist, der Ruf der Politiker dünken, das Deutsche müsse unsere Staatssprache bleiben. Dass es unsere Staatssprache werde, mag sein Wunsch sein, mindestens aber, dass es dort, wo Behörden sich mit der deutschen Bevölkerung zu verständigen haben, an die Stelle der österreichischen Sprache trete. Geradezu aufreizend wirkt es, wenn Minister selbst

dem Kaiser, wie's bei der Thronrede neulich geschah, eine verdorbene Sprache in den Mund zu legen wagen. Graf Goluchowski wird nach der ernstlichen Vermahnung, die ich ihm im letzten Jahre ertheilt habe, ein nächstesmal das Exposé des Herrn Doczi sicherlich durch einen Kenner der deutschen Sprache prüfen lassen. Und den Herren Koerber und Hartel kann es nicht unmöglich sein, bei einem weit wichtigeren Anlasse, der Abfassung einer Thronrede, eine mit dem Geiste unserer Sprache vertraute Person aufzutreiben, der es überlassen werden darf, den Wortlaut der Kundgebung festzustellen. Nur möge Herr Koerber, weil es da etwas zu redigieren gibt, beileibe nicht glauben, dass ein Redacteur der geeignetste Mann wäre. Er darf sich auch durch die Kritik nicht irre machen lassen, die kürzlich von oppositionellen Redacteuren an der Sprache der Thronrede geübt wurde. Wenngleich der Politiker der ‚Arbeiter-Zeitung' den Unterschied zwischen »sprachlicher Einheit« und »Einheitlichkeit der Sprache« auseinanderzusetzen weiß, so hat er, der in derselben Nummer in gesperrtem Druck verkündete, der Sinn der Thronrede sei »die Anerkennung **von** der Wichtigkeit des Parlaments«, doch sicherlich keinen Grund, »sich zu prahlen« wegen Stilgefühls. Dem Manne, den Intelligenz und Temperament zu einem schätzbaren Journalisten gemacht haben, steht nichts übler als die Parvenu-Eitelkeit, die ihn darüber hinwegtäuscht, dass man seiner Sprache immer noch den einstigen Handlungsgehilfen vom Franz-Josefs-Quai anhört. Vollends muss Herr Koerber die sprachkritischen Versuche der ‚Neuen Freien Presse' mit gebürender Heiterkeit über sich ergehen lassen. Wenn das Blatt die Wendung »um je eher Ordnung herbeizuführen« als eine bezeichnet, die »wie aus dem Ungarischen übersetzt« klinge, so weiß er ohnedies, dass die Wendung, von Herrn Hartel herstammend, eine Uebersetzung des lateinischen »quo prius« ist; aber warnen muss ich Herrn Koerber, der Versicherung der ‚Neuen Freien Presse', das Deutsch der Thronrede sei »sonst correct«, irgendwelche Autorität beizumessen. Das Beste wäre wohl, wenn er statt des Altphilologen Hartel einen Germanisten sich als Unterrichtsminister beigesellte; auf jeden Fall aber sollten bei uns deutsche Unterrichtscourse für Vorgeschrittene, d. h. vom Sectionsrath aufwärts, abgehalten werden.

* * *

Der immer aufgeregte Herr Max Menger, die beständig berstende Säule des mährisch-schlesischen Liberalismus, hat seinem Unmuth über unsere politischen Verhältnisse durch ein vor wenigen Tagen veröffentlichtes Schriftchen Luft gemacht. Die große Masse der österreichischen Staatsbürger hat die reizbare Schwäche des Herrn Menger bisher für eines der harmlosesten parlamentarischen Uebel gehalten. Aber die freisinnige Actiengesellschaft Steyrermühl misst den Kundgebungen des Abgeordneten von Neutitschein besondere Bedeutung bei und erschrak darum heftig, als sie die Brochure, deren Druck sie besorgen sollte, las. Herr Menger hat nämlich nicht nur die Minister Režek und Piętak, sondern auch Herrn Koerber selbst anzugreifen gewagt, und die Steyrermühl zweifelte nicht, dass die Angriffe eines so hervorragenden Staatsmannes die Regierung empfindlich verletzen würden. Wie leicht konnte dann Herrn Koerbers Groll sich auf die Steyrermühl, die Vermittlerin zwischen Herrn Menger und der Oeffentlichkeit, entladen! Angesichts der Gefahr, dass die Regierung der Steyrermühl die einträglichen Bestellungen von Drucksorten entziehen könnte, wendete sich das Unternehmen an Herrn Menger mit der Bitte, die gefährlichen Stellen der Brochure zu streichen oder zu mildern. Und als der gesinnungstüchtige Abgeordnete sich der Censur der Steyrermühl nicht fügen wollte, weigerte sich die geschäftstüchtige Actiengesellschaft, seine Schrift in Druck zu legen.

Die Leser, die nach diesem Vorfall das Maß der Unabhängigkeit von der Regierung beurtheilen können, das den beiden Tagesblättern der Steyrermühl eingeräumt ist, haben aber in den letzten Wochen mit Verwunderung das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ und die ‚Oesterreichische Volkszeitung‘ zur entschiedenen nationalen Richtung der Deutschen Volkspartei abschwenken gesehen. Und auch die ‚Neue Freie Presse‘, die bisher nur ad hoc national gesinnt war — Herr Benedikt soll vor drei Jahren erklärt haben, der Sprachenhader sei eine hochwillkommene Ablenkung von der Judenfrage —, sieht jetzt an manchen Tagen fast wie ein Organ der Herren Kaiser und Beurle aus. Gleichwohl wäre es grundfalsch, die liberalen Blätter einer Meinungsänderung zu bezichtigen. Die Deutsche Volkspartei ist eben seit den letzten Wahlen die Führerin der deutschen Linken, und die Informationen, die bei ihr zu holen sind, haben den größten Wert. Für Wohlinformiertheit ist man aber in der Steyrermühl gleich gern

wie in der Fichtegasse zu einigen Opfern an Gesinnung bereit. Bedauerlich ist es nur, dass die Herren von der Deutschen Volkspartei sich so willig zeigen, die liberale Presse zu informieren. Sie hätten es jetzt in der Hand, deren Macht wenigstens auf politischem Gebiet empfindlich zu schwächen. Statt dessen glauben sie, sich dieser Macht bedienen zu sollen, und merken nicht, dass die Benedikt und Wilhelm Singer sich bloß ihrer bedienen, um auch weiterhin das Emporkommen einer anständigen Presse zu verhindern.

* * *

Der Präsident des neuen Hauses, Graf Vetter von der Lilie, steht wirklich über den Parteien. Er hat dies in den stürmischen Badeni-Tagen, da Deutsche und Tschechen handgemein wurden, bewiesen. Damals goss er ein Glas Wasser über die Parteien.

* * *

»Oesterreichische Unterthanen, Arbeiter, werden bei Hazleton niedergemetzelt.«

Die Goluchowski-Organe: »Wir werden deshalb weder unsern Vertreter in Washington abberufen, noch demjenigen der Union in Wien die Pässe zurückschicken. Es ist nichts geschehen, wodurch das freundliche Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten eine Trübung erfahren könnte.«

»In Plewna ist der wohlhabende Kaufmann Abraham Salomon, der österreichischer Unterthan ist, geprügelt worden, weil er sich weigerte, der Forderung, für den macedonischen Fonds beizutragen, zu entsprechen.«

Die Goluchowski-Organe: »Der Vorfall hat allgemeine Aufregung hervorgerufen und eine energische Action des österreichisch-ungarischen Agenten in Sofia veranlasst.«

* * *

Willst Du hinauf zum Gipfel klimmen,
So musst Du bücken Dich und krümmen.
Doch wenn es gilt, hinabzusteigen,
Dann gilt es, aufrecht sich zu zeigen.

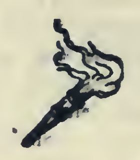
Herr Dr. Vogler, der bewährteste Kämpe des Wiener Freisinns nächst Noske und Wrabetz und dem als »treibende Kraft der Partei« neulich gepriesenen Herrn Mittler (in Firma Kohn & Mittler), hat das Sprüchlein bei der Leopoldstädter Siegesfeier am 30. Jänner stolz citiert. In schwungvollen Sätzen sprach er davon, wie er die liberale Partei geführt habe: immer herunter und immer weiter herunter, aber in aufrechter Haltung. Man weiß, die Wiener Freisinnigen haben in all den Jahren des Niedergangs immer den Kopf hoch getragen, stets nach oben geblickt: auf die Regierung, die gegen den bösen Lueger etwas thun sollte. In aufrechter Haltung stiegen sie hinab, die Hände emporstreckend, und riefen zur Höhe: Bestätigt ihn nicht, er ist ein Feind des Thrones, denn er hat sich gegen die hohe Obrigkeit aufgelehnt, er ist ein Feind der Armee, denn er hat von Rothschild-Militär gesprochen, er ist ein Feind des Altars, denn Antisemitismus und wahres Christenthum sind unverträglich. Die Regierung aber achtete der Freisinnigen nicht und ließ sie weiter hinabsteigen. Immer aufrecht, kam die Partei unter Führung des Herrn Dr. Vogler schließlich ganz auf den Hund und hat bei den letzten Wahlen nur durch die Tausende von socialdemokratischen Stimmen zwei Bezirke behaupten können. Aber jetzt ist der Umschwung nahe; »ich hoffe«, so schloss Herr Dr. Vogler seine historischen Betrachtungen, »dass es wieder einmal aufwärts gehen wird«. Der neue Reichsrathsabgeordnete der Leopoldstadt hielt es dabei für unnöthig, nochmals auf den Spruch zu verweisen:

»Willst Du hinauf zum Gipfel klimmen,
So musst Du b ü c k e n D i c h und k r ü m m e n.«

Die Vogler, Noske und Wrabetz werden also wohl bald ihre steifen Rücken »bücken und krümmen«. Ob sie's wohl zu so fetten Verwaltungsrathsposten bringen werden wie ihre glücklichen Vorfahren? Bang ist mir nur darum, wie sie es anfangen wollen, in gebückter Haltung »unentwegt die Fahne des Freisinns hochzuhalten«?

* * *

Der Poet der Börse klagte am 22. Jänner über das System, das den ganzen parlamentarischen Apparat schließlich bloß zur Herstellung eines gemeinsamen Budgets dienen lasse. Dabei bediente er sich des folgenden Bildes: »Wer kennt nicht die berühmte Maschine, die in den Ausstellungen den größten Spass hervorruft? Vorne ist der Metzger zu sehen, der das Thier absticht, rückwärts kommt nach einigen geschickten Wendungen und Handgriffen die fertige Wurst heraus.« Die Besucher von Ausstellungen dürften sich an diese Maschine kaum erinnern, wohl aber — die Leser der ‚Fliegenden Blätter' und seit dem 22. Jänner auch die Leser der ‚Neuen Freien Presse'.



In einer Zeit geschäftlichen Niedergangs haben sich die Börsen mit Feuereifer auf einen neuen Geschäftszweig geworfen: man macht jetzt mit Vorliebe in Ehrgefühl. Natürlich kann an den Börsen, die ja des Massenumsatzes bedürfen, nur eine mindere Sorte von Ehrgefühl gehandelt werden, ein Usance-Ehrgefühl, mit dem freilich Leute, die Wert darauf legen, Ehre »im Leibe zu haben«, so wenig anzufangen wissen, wie Hungrige mit dem allen Gegenbeweisen der Börseaner zum Trotze noch immer ungenießbaren Papierweizen. Aber das Usance-Ehrgefühl hat den Vorzug der Marktgängigkeit, wird im »Börsenkrätzel« laut ausgerufen und eignet sich so gut wie Börsenweizen oder Creditactien zum internationalen Austausch auf telegraphischem Wege. Die Blätter haben neulich über ein Arbitragegeschäft berichtet, das Herr Schwitzer von der Wiener Fruchtbörse durch eine Depesche an die Firma Caesar Wollheim in Berlin abgeschlossen hat. Herr Schwitzer hatte noch von der Enquête über den Getreideterminhandel her einen ausgiebigen, derzeit

in Wien schwer anzubringenden Posten Ehrgefühls auf Lager und »gab« es nach Berlin, wo Herrn Caesar Wollheim gerade eine schlaue Haussespeculation in diesem Artikel glänzend gelungen war. Herr Wollheim besorgt für den preußischen Fiscus den Verkauf eines großen Theils der oberschlesischen Kohle und hat damit in den beiden letzten Jahren ein siebenstelliges Sümmchen verdient. Jetzt aber sinken die Kohlenpreise unaufhörlich, und — was noch mehr den Gewinn verkürzen muss — die preußische Regierung hat kürzlich die Tarife der schlesischen Wasserstraßen bedeutend erhöht. Herr Wollheim sah mit Schrecken, dass sich in Zukunft aus dem Geschäft mit den staatlichen Kohlenwerken nichts Rechtes mehr herausschlagen lasse, und sann darauf, seinen Vertrag mit dem Fiscus zu kündigen oder zu verbessern. Soeben hatte der preußische Handelsminister, ein unentwegter Anwalt der Syndicate und Cartelle, sich der großen Kohlenhändler gegen die öffentliche Meinung angenommen und erklärt, man müsse, wenn man schon in ihnen ein Uebel sehe, doch dessen Nothwendigkeit zugeben. Der so als nothwendig für den preußischen Fiscus erklärte Herr Wollheim beschloss nun, sich des Ehrgefühls als des wirksamsten Pressionsmittels zu bedienen, schrieb dem Minister, er lasse sich nicht als Uebel behandeln, kündige seinen Vertrag und sei auch gerne bereit, ihn sofort zu lösen. Die Börsenpresse hat darob lauten Jubel angestimmt, der sich noch steigerte, als Herr Schwitzer das bekannte Sympathietelegramm absendete. Sie preist es als hohen Mannesmuth, dass ein Händler von einem Vertrag, der ihm Geld eingebracht hat, zurücktreten will, sobald er ihn Geld zu kosten droht, und sie wird uns wohl demnächst glauben machen wollen, es sei ein »Sieg der besseren Ueberzeugung«, wenn ein Haussier rechtzeitig seine »Meinung« ändert und zur Baisse übergeht.

* * *

Sie hat's erreicht: Der ‚Neuen Freien Presse' ist ein sichtbares Zeichen Koerber'scher Gunst geworden. Unsere liberale Journalistik hat ja allzeit aus den Begriffsverwechslungen, die sie anstiftete, den größten Nutzen gezogen. Ihr ist es auch gelungen, das Ansehen der Industrie und des Kaufmannsstandes in den Dienst der Börse zu stellen, indem sie die Meinung verbreitete, Börsenmoral und kaufmännische Moral seien identisch. An einem crassen Fall, dem des Herrn Gustav Weiß von Wellenstein, habe ich anlässlich der Enquête über den Getreideterminhandel das Gegentheil bewiesen. Der Mann, der bisher nichts anderes geleistet hat, als dass er die Differenzen aus seinen Privatspeculationen mit Wechseln der Firma bezahlte, deren Procura ihm übertragen war, hätte in einer Corporation wahrer Kaufmänner, denen die Procura, die umfassendste aller Vollmachten, auch als die heiligste aller Verpflichtungen gilt, niemals eine Ehrenstelle erlangt. Aber die Getreidebörse hat ihn zum Vicepräsidenten ihres Schiedsgerichtes gewählt, und jetzt ist der Mitarbeiter des Economisten — allen ehrlichen Bekämpfern des Terminspeculantenthums zum Trotz — zum Laienrichter ernannt worden. Und die Kaufmannschaft schweigt dazu. Sie begreift nicht, dass die Regierung, als sie den vom Handelsgericht bereits zurückgewiesenen Vorschlag zur Ernennung des Herrn Weiß genehmigte, ihr den ärgsten Affront anthat, und verkennt die der Kaufmannschaft feindselige Gesinnung, die sich darin äußert. Der Schritt von der Discreditierung des Laienrichterthums durch die Ernennung ungeeigneter Personen bis zur gänzlichen Authebung der Institution ist kürzer als man meint.

* * *

Herr Karl Wittgenstein bekennt sich zu der Dummheit, von der ich ihn in der letzten Nummer freisprechen wollte. Er hat den Zettel, der mir aus einem Nest in Niederösterreich zuflog und die Unter-

schrift des Eisenmillionärs trug, legalisiert und findet mich nun, wie ich neulich versprach, »zur Erfüllung der gesetzlichen Pflicht bereit«. Die vom 26. Jänner datierte Zuschrift aus Hochreith lautete also:

Unter Berufung auf § 19 des Pressgesetzes verlange ich die Veröffentlichung nachstehender Berichtigung der in Nr. 65 der ‚Fackel' enthaltenen, meine Person betreffenden unwahren Angaben: Es ist unwahr, dass ich einen Theil der Journalistik in ihrer Haltung gegenüber den Abmachungen zwischen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmischen Escomptebank dadurch beeinflusst habe, dass ich nur die Großen besoldet und mich um die kleinen Schreier nicht gekümmert habe; wahr ist vielmehr, dass ich von den Abmachungen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmischen Escomptebank überhaupt erst aus den Zeitungen erfahren habe; wahr ist ferner, dass auch dann, als ich von diesen Abmachungen Kenntnis hatte, ich weder direct noch indirect, weder mit großen, noch kleinen Blättern in irgendeine wie immer geartete Beziehung getreten bin. Karl Wittgenstein.

Diesen blitzdummen Brief hatte ich dem Manne nicht zutrauen wollen, und ich forderte (siehe »Antworten« in Nr. 66) Herrn Wittgenstein auf, sich zu der Berichtigung zu bekennen oder gegen den plumpen Missbrauch seines Namens, »den sich ein Spassvogel in Hochreith erlaubt hat«, zu protestieren. Herr Wittgenstein wählte das Erste. Er ist tapfer genug, für einen Unsinn, den er begangen, voll und ganz einzustehen und beeilt sich, mich von seiner Autorschaft zu überzeugen. Die wichtigsten Stellen der Zuschrift habe ich bereits in meiner Anfrage an Herrn Wittgenstein citiert und commentiert. Der Mann hat sich von den Geschäften »zurückgezogen« und speculiert nur mehr mit dem § 19. Auf formale Quengeleien will ich mich nicht einlassen und darum nicht untersuchen, ob Herr Wittgenstein nicht am Ende

Dinge berichtigt, die ich nie behauptet habe. Ich habe lediglich darthun wollen, dass die Montangruppe in ihrem Verkehr mit den Zeitungserpressern nach dem amerikanischen System Wittgenstein verfahre. Mit keiner Silbe war behauptet, dass Herr Wittgenstein bei der »Fusion« seine altbewährte und — ich will es ihm gerne glauben — der Ruhe bedürftige Hand im Spiele gehabt, dass er persönlich »einen Theil der Journalistik in ihrer Haltung« beeinflusst habe. Ich hatte nicht einmal gesagt, dass Herr Wittgenstein einen Theil der Journalistik in seiner Haltung beeinflusst habe; vielmehr war von einer directen Beeinflussung überhaupt nicht die Rede. Herr Wittgenstein möchte am liebsten so thun, als ob Pauschalien für ihn ein Fremdwort, also ein deutsches Wort wäre, und die Zeitungen dienen ihm heute bloß mehr als Lectüre: Vorbei die Zeiten, wo sie von ihm etwas erfuhren; heute erfährt er alles durch sie. Nächstens wird wohl Herr Feilchenfeld auf Grund des § 19 erklären, dass er »erst aus den Zeitungen« erfahren habe, welch einen Fischzug er wieder gethan, und dass er die Nummer der ‚Neuen Freien Presse', aus der er sich informierte, von einem betrogenen Actionär der Escomptegesellschaft zufällig entliehen habe.

Da sich mir aber Herr Wittgenstein mit dem Talent eines Scharf aufgedrängt hat, so muss ich noch der sonderbaren Form Erwähnung thun, in der die Legalisierung seiner Zuschrift erfolgte. Sein Advocat, Herr Dr. Edmund Benedikt, verständigte mich am 4. Februar, dass der mir aus Hochreith übersandte Brief seinen Clienten zum Verfasser hat. Herr Doctor Benedikt vermied es, diesen Sachverhalt kurz und bündig zu constatieren. Das wäre eine zu normale und correcte Art gewesen. Herr Dr. Benedikt muss es mich auf dem Umweg der Geschmacklosigkeit wissen lassen, dass Herr Wittgenstein wirklich derzeit in Hochreith weilt und höchstpersönlich den § 19 missbraucht hat. Das Schreiben lautet:

»In der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift haben Sie die Ihnen von meinem Clienten Herrn Karl Wittgenstein aus Hochreith zugesendete Berichtigung nicht zum Abdruck gebracht. Ich ersuche Sie nunmehr im Vollmachtsnamen des Herrn Karl Wittgenstein, die Berichtigung in der nächsten Nummer der ‚Fackel' zu veröffentlichen und es mir dadurch zu ersparen, eine Klage auf Aufnahme der Berichtigung zu überreichen.

Hochachtungsvoll Benedikt.«

Der Schreiber dieses Briefes ist nicht gerade als schlechter Jurist bekannt. Als schlechten Landtagsabgeordneten kennt man ihn schon besser. Und er hatte es wohl darauf abgesehen, die Sitten, die er im niederösterreichischen Landtag bewährt, auch als Anwalt des Herrn Wittgenstein glänzen zu lassen. Er wollte einen herausfordernden Ton anschlagen, selbst auf die Gefahr hin, als schlechter Kenner des Pressgesetzes zu erscheinen. Herr Dr. Benedikt riskiert gemüthlich den Verdacht, dass er von den Durchführungsbestimmungen des § 19 keine blasse Ahnung habe, weil er eben Höheres im Sinne hat. Denn ich kann im Ernst nicht annehmen, dass er als Jurist erstaunt war, die vor Erscheinen der 66. Nummer der ‚Fackel' abgeschickte Berichtigung des Herrn Karl Wittgenstein nicht in ebenderselben Nummer abgedruckt zu finden. Im Gesetz heißt es, dass eine Berichtigung, die den gesetzlichen Anforderungen entspricht, »in der nächsten oder übernächsten Nummer« abgedruckt werden muss. Herr Dr. Benedikt hat also gar kein Recht, den verantwortlichen Redacteur schon nach der »nächsten« Nummer zu mahnen und ihm mit der Klage zu drohen. Aber Herr Dr. Benedikt hielt eben sich und seinen Clienten für zu »vornehm«, um die Beglaubigung des Briefes aus Hochreith in geraden Worten auszusprechen. Und so musste er, um mir einigermaßen zu imponieren, juristische Unwissenheit vorschützen. Wenn ich die Berichtigung seines Clienten in der gesetzlich vorgeschriebenen Form und Frist

zum Abdruck bringe, so geschieht dies nicht, weil ich das Schreiben des Advocaten als eine Mahnung, sondern weil ich es als die in der letzten Nummer von mir selbst geforderte Legalisierung betrachte. Und ich »erspare« dadurch nicht dem Advocaten, sondern dem Clienten die Einbringung der Klage. Denn jetzt wird Herr Dr. Benedikt bloß die Kosten seines Briefes in die Expensennote aufnehmen können.

* * *

Galgen und Ghetto.

Die dumpfe Stimmung des Schwurgerichtssaales. In der nächsten Stunde wird über Tod oder Leben eines sündigen Menschenkindes entschieden. Den unbetheiligten Zuschauer packen die Schauer des Galgens.

Da erhebt sich der Vertheidiger und sagt: »Die Staatsanwaltschaft verlangt die Verurtheilung der Angeklagten; aber sie muss die Verurtheilung bezahlen — mit Beweisen. Geschenkt wird hier nicht. Ihre Firma (zu den Geschwornen) heißt: ‚Zur Weisheit und Gerechtigkeit'. Die Firma Schenker & Comp. gibt's hier nicht. — — —«

Der Vertheidiger, der in solchem Moment solche Worte sprach, heißt Morgenstern und redigiert das ‚Barreau'. Die ‚Neue Freie Presse' nennt seine Rede eine »Causerie« und hebt, wie alle gesinnungsverwandten Blätter, die Firma Schenker & Comp. in gesperrtem Druck hervor. Das wird ihr bei der Firma Schenker & Comp. nicht schaden . . .

Die dumpfe Stimmung des Schwurgerichtssaales . . . Reißt die Thore auf! Reißt sie endlich auf: die Thore — des Ghetto!



Der Patriot Hartel.

Die berühmte Musikautographen-Sammlung Artaria, die die kostbarsten Manuscripte Beethovens (Missa solemnis, Neunte Symphonie), Mozarts und Haydns birgt soll in den Besitz der Regierung übergehen. Aber nicht der österreichischen, sondern der kgl. preußischen. In dem kürzlich dem preußischen Abgeordnetenhause unterbreiteten Budget ist zur Erwerbung dieser Kunstschätze die Summe von 200.000 Mark gefordert. Was nützt es, dass österreichische Volksvertreter diese Summe leichten Herzens bewilligen würden; Herr v. Hartel verlangt sie nicht von ihnen. Werden sie ihn wenigstens zwingen, für diese aufreizende Bescheidenheit Rede und Antwort zu stehen? Unsere Culturhüter freilich mag die Frage, ob die Partituren Beethovens nach Preußen wandern oder im Lande bleiben, herzlich wenig bekümmern. Sie sind froh, einen Kranz für Heines Grab erschnorrt zu haben.

* *
*

Die »Deutsch-österreichische Literaturgesellschaft, registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung«, hat ihr stilles Dasein durch einen ziemlich lauten Krach beendet, und wenn nicht alles trügt, wird eine unbeschränkte Verhaftung die Krone der literarischen Veranstaltungen bilden, die uns diese Gesellschaft beschert hat. Wenn nicht alles trügt, und wenn Herr »Baron« Maderny, der alles betrügt, gesund und munter aus Italien heimgekehrt ist an die Stätte seiner Triumphe. Wien war wie keine andere Stadt ausersehen, an die literarische Sendung eines Mannes, auf dessen Visitkarte Freiherr steht, zu glauben. Aber so wie bekanntlich der Mensch erst beim Baron anfängt, so hört alles auf, wenn es sich herausstellt, dass der Mensch nicht berechtigt ist, den Barontitel zu führen. Es entspricht dem Wesen der Deutsch-österreichischen Literaturgesellschaft, dass sie mit dem Titel ihres Vorstandes von

der Bildfläche verschwindet. Ein mit der Administration dieses Literaturvereines Vertrauter erzählt mir, dass ein Schrank, der die Adressen der Mitglieder enthielt, in die folgenden Rubriken eingetheilt war: Industrielle, Schriftsteller, »Adelige und bessere Leute«. Ein Besucher der »Xenien-Abende« schildert mir das geistlos pretiöse Wesen der Unterhaltungen, die diese Gesellschaft regelmäßig veranstaltet hat: Ein paar ausrangierte Excellenzen en pleine parade, vor einem Flügel ein langmähniger Tastenschläger, Baronessen, die einem mehr oder minder aufdringlich Juxlose gegen Erlag einer Krone anbieten. »Baron« Maderny begrüßt die Anwesenden, eine Baronesse zirpt ein Gedicht, die Excellenzen finden es entzückend, der Tastenschläger spielt, die Tombola beginnt. Der eine gewinnt einen Krippenkalender, der andere eine Novellensammlung der Mutter des Barons Maderny, ein dritter, der so generös gewesen, gleich eine große Anzahl von Losen zu nehmen, empfängt ebensoviel Exemplare eines Vortrages des Barons Gleichen-Russwurm. Das ist nämlich der Mann, dessen Beruf es ist, der Urenkel Schillers zu sein. Das Paradestück der Gesellschaft. Als sie ihn acquiriert hatte, konnte sie getrost Actien à 100 fl. ausgeben. Später stellte es sich heraus, dass die Leute, die an der Spitze des Vereines standen, mit Literatur etwa so viel zu schaffen hatten, wie die Werke Gleichen-Russwurms mit den Werken Schillers. Aber die Gesellschaft stürmte auf dem Wege der Literaturförderung von einem Erfolg zum andern. Ihren Höhepunkt erreichte sie wohl, als sie das Jubiläumswerk des Herrn J. Schnitzer aus dem Käseladen rettete und in eigenen Vertrieb übernahm. Den Verlust, der ihr hiedurch erwuchs — Herr Baron Maderny war Idealist und wollte bloß einen Orden —, machte sie reichlich durch den Plan der Veranstaltung eines großen Goethe-Festes in der Rotunde wett. Schon der bloße Plan trug ihr 20.000 Gulden ein. Die schenkte ihr nämlich Herr Bailey, als sie ihm die bereits gemietete Rotunde für

seine Schaustellung abtrat. Dann folgte die historische Audienz beim Grafen Kielmansegg (siehe Nr. 59), der den Mitgliedern der Literaturgesellschaft erlaubte, in den Vereinsräumen ohne besondere Licenz ihre gewohnte »Collation« zu nehmen. Bald darauf stellte es sich heraus, dass der Baron Maderny kein wirklicher Baron sei. Und im Nu erkannten alle Adeligen und sonstigen besseren Leute, dass auch die Literaturgesellschaft keine wirkliche Literaturgesellschaft sei.

* * *

Ein Erfolg.

Ich meine selbstverständlich den Erfolg von Spitzers (Lothars) »König Harlekin«. Denn das ist, wenn man unseren Tagesblättern glauben darf, der Erfolg der Erfolge, der Erfolg kat' exochen. Die Erklärung: Lothar ist Herausgeber einer Wochenschrift, der die Wiener Tagespresse als sacrosanct gilt, und Lothar ist vor allem eifriger Freimaurer.

Was die »harmlosen Wohlthätigkeitsvereine« mit Herrn Lothars Ruhm zu schaffen haben? Ja, wenn es bloß harmlose Wohlthätigkeitsvereine wären, die Logen, in denen die »königliche Kunst« geübt wird! Gegen Kinderasyle und Reconvalescentenheime wird niemand etwas einwenden. Und wenn Leute Kinderasyle durchaus nicht anders fördern zu können glauben, als indem sie bei Nacht und Nebel in geheimen Localen unter Entfaltung mystischen Pompes berathen — habeant! Aber bei den Kinderasylen bleibt's nicht. Die hilflosen Kinder, die von den Wiener Freimaurern gefördert werden, sind allzuoft literarische, und betriebsame Unfähigkeit sehen wir unter die Fittige der Logen kriechen, wo hilfreiche Brüder bereit sind, künstlerischem Unvermögen durch Reclamenotizen beizuspringen. Die maurerische Forderung der Bruderliebe erfüllt sich im gegenseitigen Hinaufschwindeln von der Brüder Werken. Bruder Bahr, Bruder t—g und Bruder Lothar haben sich um diese Deutung des Begriffes der maurerischen Bruderliebe unvergängliche Verdienste erworben ....

Die ersten Schwindel-Telegramme über einen angeblichen Erfolg des »König Harlekin« kamen aus Berlin. Aber Berlin liegt nahe. Man las die Berliner Blätter und lachte. Nun rückte Lothar

seinen »Harlekin« in ideale Fernen. Es regnete Telegramme aus dem fernsten Norden und dem äußersten Süden. »Kopenhagen ist entzückt und erfreut über den König Harlekin.« »Christiania rast vor Begeisterung.« »Tromsö jauchzt.« »In Hammerfest findet die Mitternachtssonne kein Publicum mehr, seit alles zum ‚Harlekin' strömt.« Je näher dem ewigen Eise — desto glühender die Begeisterung. Der Süden will und kann im allgemeinen Taumel nicht zurückbleiben. Irgendein Präfect in Oberitalien hat den »Harlekin« verboten: Der glückliche Lothar wird drahtend zum Märtyrer. »Das Volk Oberitaliens steht auf und fordert stürmisch die Freigabe des Werkes.« »Brot und den ‚König Harlekin'!« heißt die Losung, die des Volkes Sehnsucht ausdrückt . . .

Hinter den liberalen Wiener Tagesblättern, die stolz waren, solchen Ruhmes Herolde zu sein, tröttete, wie gewöhnlich, bescheiden die ‚Arbeiter-Zeitung'. Spät, aber doch brachte auch das Proletarierblatt, das Herrn Burckhards Reclamebedürfnis jederzeit zudiensten steht, sein Telegramm über Lothars stürmischen Erfolg in Kopenhagen . . . Herr Lothar wird lustig weiter in seiner Wohnung, IV., Heugasse 18, den Draht aus Nord und Süd spielen lassen. Vor einer Rectificierung durch das Urtheil des Wiener Publicums ist er gesichert. Denn die Wiener Censur hat sein Werk verboten. Wir müssen uns also vor der Stimme des hochcultivierten Skandinavien und der Kunstheimat Italien beugen.

In letzter Stunde trifft die Nachricht ein, dass in Genua die Aufführung gestattet wurde. Ein Sturm der Begeisterung durchbrauste die Stadt. »Hoch Lothar!« schallte es in den Straßen. Ein Opponent, der »Hoch Spitzer!« rief, wäre von der erbitterten Volksmasse beinahe gelyncht worden . . . . Tertius gaudens.

* * *

»Flachsmann als Erzieher« von Otto Ernst ist eine schlechte Nachahmung der liberalen Tendenzkomödie »Der Probecandidat« von Max Dreyer. Den wirksamen »Probecandidaten«, der vom Stammpublicum des Deutschen Volkstheaters sicherlich bejubelt worden wäre, hatte sich Herr Bukovics entgehen lassen, und als ihm anlässlich des Erfolges, den das gastierende Deutsche Theater mit dem Stücke errang, die Trauben zu sauer wurden, pries Herr Bahr die Vorsicht seines Compagnons in jener unvergesslichen Reclamenotiz

des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, die ich in der 44. Nummer citiert habe. Herr Bahr meinte damals, er billige zwar die Tendenz des Stückes, müsse aber mit Rücksicht darauf, dass das Deutsche Volkstheater »unberührt vom Zanke der niedrigen Leidenschaften, eine Stätte der Freude und Erhebung für alle Parteien und alle Classen« sein solle, die Aufführung eines Tendenzstückes perhorrescieren. Nun bringt Herr Otto Ernst seinen Lehrer Jan Flemming, die Nachahmung des Probecandidaten, auf die Bühne des Burgtheaters. Herr Bahr ist begeistert. Diesmal calculiert er umgekehrt. Er hasse zwar im Theater jede Tendenz, aber er müsse doch sagen, dass die Gestalt des idealen Lehrers »mit einer wahren Pracht geschildert ist; niemals sind unsere Wünsche ehrlicher, inniger und reiner ausgedrückt worden«. Der Lehrer hätte sich sogar auf dem Theater des Herrn Bukovics sehen lassen können . . .

* * *

Im »Deutschen Volkstheater« wurden Bracco's »Tragödien der Seele« aufgeführt, und innerhalb und außerhalb des Theaters ward die frappante Aehnlichkeit mit Bahrs »Athlet« bemerkt. Man war darauf gespannt, wie der Verfasser des »Athlet« sich über die »Tragödien der Seele« äußern würde. Und siehe da, Herr Bahr gestand die Aehnlichkeit der beiden Stücke selbst zu. Er sei mit Bracco »nachts am rauschenden Meere, durch entlegene, wild bevölkerte, schwarze Straßen« gegangen. Man wird zugeben: die richtige Gelegenheit, bei der man, ohne sich's zu versehen, um einen Dramenstoff kommen kann. Unheimlich! Wie muss dem armen Bracco zumuthe gewesen sein! »Und so fieng er mir auf einmal von seinem neuen Drama zu sprechen an, den ‚Tragödien der Seele‘, die er damals eben vollendet hatte. Ich hörte zu. Aber plötzlich fuhr ich auf. Das war nämlich sehr merkwürdig. Er hatte mir kaum mit ein paar Worten gesagt, was er da wollte, als ich in einen seltsamen Zustand gerieth und ihn hastig bat, nicht weiter zu sprechen, bevor er geschwind von mir das Thema meines neuen Stückes vernommen hätte. Dies war ‚Der Athlet‘, den ich vor vier Monaten dem Volkstheater eingereicht hatte.«

— —

In Volkstheaterkreisen wird hartnäckig behauptet, Herr Bracco habe, als ihm diese Bekenntnisse einer schönen Seele vorgelesen

wurden, den Kopf geschüttelt. Er habe sich nicht erinnern können, jemals Herrn Bahr durch Erzählung des Inhaltes seiner »Tragödien der Seele« in den geschilderten »seltsamen Zustand« versetzt zu haben. Niemals habe ihn Herr Bahr gebeten, »nicht weiter zu sprechen«, vielmehr habe er Herrn Bahr das Manuscript seines Stückes geliehen. Der einzige Satz, dessen Richtigkeit er unbedingt zugeben könne, seien die Worte: »Das war nämlich sehr merkwürdig«.

Und man beschloss in Volkstheaterkreisen, Herrn Bahr zu fragen, ob er auch, als ihm Karl Bleibtreu den »Josephine«-Stoff erzählte, »in einen seltsamen Zustand« gerathen sei und ihn »hastig gebeten habe, nicht weiter zu sprechen«.

* * *

Zwei Kunstkritiker.

(Vor einer Büste Max Klingers.)

Fremdenblatt, 30. Jänner:

Sie ist zunächst wegen der wilden dunklen Haarmasse gemacht, für die sich dem Künstler ein besonders üppig gemischter, tiefdunkler Marmor bot. — — — Keine naturgetreue Bemalung oder Färbelung, die den Stein hinwegtäuschen würde. Im Gegentheil. Sind ja doch in die Pupillen sogar Smaragde eingesetzt, deren Innenseite so geschliffen ist, dass ein seltsames Phosphorescieren von ihnen ausgeht. — — — —

Wiener Abendpost, 29. Jänner:

Der Haarwald, die gefesselte Mähne mit Knopf und Schopf ist aus bräunlichem Jaspis hergestellt, aufgesetzt, und die Draperie aus fast ebensolchem Gestein, nur mit einem leichten grüngoldigen Anflug. — — — — Der Künstler hat die Pupille mit Perlmutter ausgelegt und die schwarzen Wimpern, die hohen Brauenbogen, die staunend sich wölben, hinzugemalt. — — — —

*

Welchem von diesen beiden Kennern soll nun der Leser glauben, Herrn Hevesi oder Herrn Friedmann? Ich glaube, dem zweiten; er muss sich auf Steine verstehen. Herr Friedmann war bis vor kurzem, wie man erzählt, Juwelier. Herr Hevesi nicht einmal das.

* * *

Als die Südbahn noch ehrlich war.

Aus einem Fahrplan der »Wien—Gloggnitzer Eisenbahn« (1. Nov. 1845 bis Ende April 1846):

Von Neustadt

gehen die Trains ab

um beiläufig ½4 Uhr Früh	**Post-** und **gemischter Train** nach Felixdorf, Leobersdorf, Vöslau, **Baden**, Gumpoldskirchen, **Mödling**, Liesing, **Meidling** und **Wien.**
½7 Uhr Früh	**Personen-Train** nach allen Stationen bis **Wien.**
½8 Uhr Früh	**Frachten-Train** nach **Wien.**
beiläufig ¾10 Uhr Vorm.	**Personen-Train** nach allen Stationen bis **Gloggnitz.** (In Verbindung mit der k. k. Staats-Eisenbahn von **Mürzzuschlag** nach **Grätz.**)
beil. 10 Uhr Vor.	**Frachten-Train** nach **Gloggnitz.**
½11 Uhr Vorm.	**Personen-Train** nach Theresienfeld, Felixdorf, Leobersdorf, Vöslau, **Baden**, Gumpoldskirchen, **Mödling**, Brunn, Liesing, Atzgersdorf, Hetzendorf, **Meidling** und **Wien.**
b. ¾2 Uhr Nach.	**Personen-Train** nach allen Stationen bis **Wien.**
2 Uhr Nachm.	**Frachten-Train** nach **Wien.** (Auch für Passagiere IV. Klasse nach **Meidling** und **Wien.**)
beiläufig ¾3 Uhr Nachm.	**Gemischter Train** nach Neunkirchen, Ternitz und **Gloggnitz.**
beiläufig ¾5 Uhr Nachm.	**Personen-Train** nach Theresienfeld, Felixdorf, Leobersdorf, Vöslau, **Baden**, Gumpoldskirchen, **Mödling**, Brunn, Liesing, Atzgersdorf, Hetzendorf, **Meidling** und **Wien.**
beiläufig ¾9 Uhr Abends	**Post-** und **Personen-Train** nach allen Stationen bis **Gloggnitz.** (In Verbindung mit der k. k. Staats-Eisenbahn von **Mürzzuschlag** nach **Grätz.**)

Die Abfahrtsstunden von Neunkirchen nach **Gloggnitz** sind beiläufig ½ Stunde später, als von **Neustadt**.

* * *

Wie die Königin von England die Erkenntnis von dem zweifelhaften Ausgang des Krieges gewann und wie dadurch eine Verschlimmerung ihres Leidens herbeigeführt wurde.

Am 29. Jänner war in einem Privattelegramm des ‚Neuen Wiener Abendblatt' zu lesen:

»— — — — Als die Königin Lord Roberts empfieng, war sie nicht mehr in der Lage, umfangreiche Berichte entgegenzunehmen. Gleichwohl fragte sie nach dem Stande der Dinge in Südafrika. Dies geschah in folgendem Zwiegespräch:

Königin: Ist der Krieg aus?
Lord Roberts: Nein, Majestät.

Königin: Wie lange wird er noch dauern?

Roberts: Das weiß ich nicht, Majestät.

Diese knappen Antworten reichten aus, die Königin aufzuklären. Sie entnahm daraus, dass das Ende des Krieges unabsehbar fern und der Ausgang zweifelhaft sei. Diese Erkenntnis wirkte auf sie so tief, dass die Verschlechterung ihres Befindens daraus erklärlich ist.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Gewiss, das Geschimpf der ‚Neuen Freien Presse' auf den todten Freiherrn v. Pražak gieng über das Maß erlaubter Parteiniedertracht hinaus. Dieses journalistische Börsenpack, das jetzt nicht genug deutschnational thun kann, weiß immer den richtigen Moment zu erhaschen, wo es seiner angestammten Lust zur Taktlosigkeit fröhnen kann. Am Abend des 30. Jänner starb Pražak, und am andern Morgen brachte die ‚Neue Freie Presse' schon eine rüde Verunglimpfung des »höchst mittelmäßigen Landadvocaten«. Verachtet sie den Tod ob seines unbezahlten Schweigens? Wenn eine deutschliberale Leuchte verlischt, wie wird da gewürdigt und beschönigt und wie werden die Hinterbliebenen durch Aufzählung ihrer sämmtlichen Titel und Verdienste nach Kräften getröstet! Baron Pražak hinterlässt »eine Tochter, welche mit einem Officier verheiratet ist«. Der Officier ist nämlich Feldmarschall-Lieutenant und commandierender General der Festung Josephstadt.

Socialpolitiker. Oesterreichische Unzulänglichkeiten! Dass in dem Aufruf zum Schutze gegen unbegründete Irrsinnserklärungen der Fall Coburg, durch den er doch wohl zunächst veranlasst wurde, nicht erwähnt wird, ist noch harmlos. Aber niemandem konnte, so sollte man meinen, der Gedanke entgehen: die Gefahr, dass ein normaler Mensch für geisteskrank erklärt wird, ist lange nicht so arg, wie die täglich erneute Schmach, dass geisteskranke Menschen für normal erklärt und der Strafanstalt anstatt der Krankenanstalt überliefert werden. Warum sind die Herren Philanthropen so einseitig? In jenen Fällen, die sie ihrer Beachtung würdig finden, handelt es sich freilich immer um reiche Leute, deren Vermögen scrupellose Verwandte sich anzueignen versuchen, während es vor dem Strafgericht regelmäßig die ärmsten der Armen sind, die des Schutzes gegen unbegründete Geistesgesundheitsatteste bedürfen. Aber unter ihrem Aufrufe stehen doch neben dem Namen eines Redacteurs der ‚Zeit' auch die Namen einiger Männer, die sonst nicht nur für Börsenmillionäre Socialpolitik zu treiben pflegen. Herr Professor v. Schrutka, den ich gern zu diesen wirklichen Socialpolitikern zählen möchte, muss sich bisweilen der trefflichen Kritik erinnern, die sein früherer College Anton Menger an dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich geübt hat. Ueber der sorgfältigen Durchbildung des Rechtes

der Reichen möge das Recht der Armen nicht ganz und gar vergessen werden.

Augur. Herr Lucian Brunner will das ‚Wiener Tagblatt' in ein socialpolitisches Organ umgestalten. Seine erste Reform besteht darin, dass er die Zeilenhonorare der externen Mitarbeiter herabgesetzt hat. Das Project, die Herren Kanner und Ludassy heranzuziehen, hat sich leider zerschlagen. Möglich, dass meine Indiscretion die Schuld trägt. Dann bereue ich sie. Es ist bedauerlich, dass Herr Kanner, der seine Carrière unter Scharf begann, immer wieder aus der Bahn seiner natürlichen Entwicklung herausgeschleudert wird. — Dass in der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' gelegentlich auf die ‚Neue Freie Presse' geschimpft wird, kann mich in meinem Kampf nicht beirren. Drollig ist es freilich, wenn Herr Scharf von »Schmöcken in der Fichtegasse« spricht. Aber diese internen Zwistigkeiten bekümmern mich nicht. Ich concentriere mir die Schmöcke wieder.

Nationalökonom. In der That, der Erfolg, den die Wiener Handels- und Gewerbekammer mit der letzten Ausschreibung einer Concipistenstelle erzielt hat, war ein ungewöhnlich glänzender: es konnten zwei Concipistenstellen besetzt werden, selbst wenn man grundsätzlich von den Bewerbern den Nachweis von Verdiensten ihrer Ahnen verlangte. Und so wurden denn die Herren Doctoren Wrabetz und v. Komorczynski ernannt, deren Väter bekanntlich seit Jahren die Fahne des Freisinns — unter den Gewerbetreibenden der eine, der andere unter den Hausbesitzern — mit äußerster Anstrengung hochhalten. Die Ernennung des Herrn Dr. Wrabetz begrüße ich mit Freuden als einen Beweis dafür, dass der Kammerpräsident, Herr Mauthner, wenigstens nach dem Ausfall der letzten Wahlen den Muth seiner liberalen Gesinnung wiedergefunden hat. Vor Jahresfrist hat Herr Mauthner noch, wie damals die ‚Fackel' berichtete, Herrn Dr. Walter Nothnagel, der sich um eine Concipistenstelle bewarb, mit der Begründung abgewiesen, er führe einen zu prononcierten Namen. Und Herrn Dr. Wrabetz, damals Staatsanwaltssubstituten, traf, wie ich nachträglich erfuhr, dasselbe Schicksal. Nun ist dieses Unrecht gutgemacht. Aber welcher Grund mag wohl für die Ernennung des Herrn Dr. v. Komorczynski maßgebend gewesen sein? Herr Dr. Wrabetz hat die Richteramtsprüfung abgelegt, und darauf soll die Handelskammer Wert gelegt haben, obgleich in der Ausschreibung davon nicht die Rede war. Wohl aber hieß es dort, Bewerber, die bereits literarisch thätig gewesen seien, hätten den Vorzug. Und so muss man annehmen, dass die Abfassung eines Feuilletons und eines demnächst erscheinenden Buches über Schikaneder, auf die Herr Dr. v. Komorczynski mit Stolz hinweisen kann, jene literarische Bethätigung sind, die von einem Handelskammerconcipisten gefordert wird.

Pressfeind. »Kaiserworte« werden nicht immer bezahlt; oft tritt der ärgere Fall ein, dass sie zum Zwecke der Acquisition eines Inserates offeriert werden. So hat, wie man mir mittheilt, das ‚Neue Wiener Journal' in seinem Hofballberichte den Kaiser »Ankerbrot«

empfehlen lassen, um das heiß ersehnte Inserat oder Reclamefeuilleton der Firma zu bekommen. Das ist jedenfalls noch niederträchtiger. Die Firma forderte die Redaction auf, zu constatieren, dass die widerwärtige Reclame nicht über ihre Veranlassung in das Blatt aufgenommen wurde. Das ‚Neue Wiener Journal' nahm aber von der Verwahrung keine Notiz; denn nachträglich einzugestehen, dass man für eine Gemeinheit nicht einmal bezahlt worden ist, ist sicherlich beschämend. Die Kaiserreclame ist im vorliegenden Falle gewiss noch sträflicher, als sie ursprünglich schien. Jedenfalls kommt es nicht auf die Mitwirkung der Firma an der Geschmacklosigkeit an, sondern lediglich auf die Bereitwilligkeit der Publicistik. Was den neulich erwähnten andern Fall anlangt, so ist es klar, dass es ein Missgriff war, den Monarchen die Größe des Eisbären bewundern zu lassen, an deren Erzeugung ja der Pelzhändler nicht betheiligt ist. Aber unsere Journalistik beginnt, wenn nur Herr Toch zahlt, sogar den Schöpfer zu loben.

Culturträger. Die liberale Presse hat sich durch die Inserate des Colosseums in der Verurtheilung der »Damen-Ringkämpfe« nicht irremachen lassen. Das heißt: sie brachte ausführliche, schwelgende Situationsberichte, wie seinerzeit über die Männer-Ringkämpfe im Circus Busch, und ließ ihre Sonntagssatiriker gegen die rohe Sitte zu Felde ziehen. Solche Schaustellungen seien verdammenswert, weil sie auf die »Sinnlichkeit« speculieren — hieß es dann in derselben Presse, die sich im Lobe der sonstigen Excesse des Variété, in Hymnen auf die von Herrn Gabor Steiner erkämpfte Cultur gar nicht genug thun kann. Ich hätte übrigens Herrn Blasel nicht für so blutrünstig gehalten, wie er gelegentlich der Damen-Ringkämpfe geschildert wurde; die Kämpfe seien ursprünglich sehr harmloser Natur gewesen, »die Direction des Etablissements verlangte aber plötzlich einen sportlich correcten Wettkampf: Die Damen mussten sich fügen, wenn sie das Engagement nicht verlieren wollten, und die Folge dieser Maßnahme war, dass von nun ab ehrlich gerungen, das heißt ehrlich gerauft wurde. Nach Beendigung des Ringkampfes fielen die Damen hinter der Scene völlig erschöpft zu Boden. Der Arzt constatierte schwere Ohnmachtsfälle, stark blutende Wunden mussten verbunden werden, und die Bühne des Colosseums glich nach Schluss dieser besonders wirkungsvollen Variéténummer einem Lazareth. Meist wurden die Raufereien auch noch hinter dem Vorhang fortgesetzt . . .«

Musiker. Die Künstler müssen sich eben zusammenthun und das Joch des Musikwucherers Gutmann abschütteln. Ich kann doch nicht immer wieder das Treiben des Mannes besprechen. Die Concertsänger sind ja nicht in der traurigen Lage von abhängigen Wiener Zeitungsherausgebern, die sich für ihre Inserate jede Art von Demüthigung gefallen lassen müssen. Herr Gutmann hat vollständig Recht; er richtete an die Chefredacteure ein Rundschreiben, worin er dem Wunsche Ausdruck gab, dass von nun an sofort nach dem Concerte das Referat geschrieben werde, und die Chefredacteure gehorchen.

Die ‚Neue Freie Presse' richtet ihm sogar eine eigene Textrubrik ein: »Mittheilungen der Concert-Direction Albert Gutmann«, worin er im Tone des Dictators dem Publicum die Sitzplätze anweist, die Wiedergenesung der Barbi verkündet, die Aufstellung von Podiumsitzen als unzweckmäßig erklärt u. s. w. Die »persönliche Note« dieses Händlers wirkt gewiss aufreizend. Aber es ist nichts zu machen, so lange sich Publicum und Künstler nicht selbst zur Wehre setzen. Seit Herr Gutmann von den berüchtigtesten Montagsblättern angegriffen wird, schwillt ihm vollends der Kamm. Da hat er es ja leicht, die Motive der Opposition zu finden. Herr Gutmann theilt begreiflicherweise die Zeitungsmenschen ein in solche, die Inserate von ihm haben, und in solche, die keine Inserate von ihm haben. Mit beiden wird er leicht fertig. Gegen eines der obengenannten Blätter könnte er übrigens mit Recht strafgesetzlich vorgehen. Der Angriff war in einem penetrant drohenden Tone gehalten und trug an der Spitze die bekannten Worte Figaros: »Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen u. s. w.« Es ist ganz klar, dass Graf Almaviva den Figaro hätte belangen können, weil er das that, was man »durch Bedrohung zu einer Handlung oder Unterlassung zwingen« nennt . . . Sie werden zugeben, dass es nicht angenehm ist, ein öffentliches Uebel zugleich mit Herrn J. Herzog und gar an der Seite des sechsläufigen Fürst zu bekämpfen.

Habitué. Dass die Operettenmusik des Herrn v. Erlanger neulich in Grund und Boden verrissen wurde, ist nicht aus der Talentlosigkeit des Componisten, sondern daraus zu erklären, dass er in Paris lebt, den gewissen Wiener Kreisen fernsteht und auf die finanziellen Entschließungen des Hauses Erlanger keinen Einfluss hat. Ueberdies soll ja das Theater an der Wien — Herrn Langkammer wird nicht die leichtfertige Uebernahme der Direction, sondern die Abweisung gewisser Stücke verübelt — über einstimmigen Beschluss der Revolverlibrettisten zu Tode gehetzt werden. Freilich, wenn schon diese Gesellschaft über eine Operettennovität das Urtheil fällt, man wisse nicht, ob »sie mehr unfläthig oder mehr dumm ist«, dann muss es wirklich weit gekommen sein. In seltener Solidarität wird sogar eine »Entrüstung« des Publicums zugegeben. Nur die ‚Oesterr. Volkszeitung' scheint sich diesmal vom Meinungscartell ausgeschlossen zu haben. Ihr Referent glaubte, es werde ein Werk der Herren Landesberg und Fischl aufgeführt und sprach wie sonst von »freundlicher Aufnahme« durch ein »beifallslustiges Publicum«, »zahlreichen Hervorrufen«, »Fülle von Blumenspenden« u. s. w.

Carl M. Erbitte schriftliche Mittheilung oder Besuch.

Panama . . . . . . l. Bitte mir Tag und Stunde Ihres Besuches anzuzeigen.

Leser. Die ‚Neue Freie Presse' hat mit ihren Citaten seit jeher Pech gehabt. Goethe-Irrungen wären noch verzeihlich. Der Autor ist erst seit der Propaganda der Herren Ingwer und Grunwald den Geistern des Ghetto zugänglich. So ist's denn weiter kein Unglück,

wenn im Leitartikel vom 29. Jänner ein Goethe-Wort citiert wird, das nach der Fassung der ‚Neuen Freien Presse‘ lautet: »Auch hier geschieht, was stets geschah — der Weinberg Naboths war schon da.« Mephistopheles sagt aber gewiss viel richtiger: »Auch hier geschieht, was längst geschah — denn Naboths Weinberg war schon da.« Mit Schiller will's schon gar nicht gehen. Herr st—g citiert Talbots Wort: »Dummheit, du siegst, und ich muss untergehen!« Die Fortsetzung müsste dann lauten: »Mit dem Unsinn kämpfen Götter selbst vergebens.« An den Sonntagshumor der ‚Neuen Freien Presse‘ wagen sich die Götter überhaupt nicht heran . . . Bei Schiller kommt noch irgendwo ein Spieß vor, der sich »immer am Herd« dreht. Mit dem spießt sich's vollends. Da kennen sich die Herren von der ‚Neuen Freien Presse‘ schon gar nicht mehr aus. Herr Hofrath Staberl macht daraus einen »Bratspieß«, an dem sich »ewig das Huhn« dreht, und bestreitet damit die früher von seinem Collegen st—g behauptete Lesart von einem »Spieß, um den sich alles dreht«. Ich bin nicht der Ansicht, dass es ein Staatsverbrechen ist, einen Classiker nicht richtig citieren zu können; aber ich halte es für grotesk, dass die Redacteure des ersten Intelligenzblattes immerfort Classiker citieren wollen und es beim besten Willen nicht können.

Quousque tandem? Schmock berauscht sich, wie alljährlich, an einer Farbenpracht, die die Fürstin Metternich herbeigezaubert. Diesmal war Weiß-Roth die Parole, aber die Menschen sind die gleichen geblieben. Die alte Klage, dass es keine Opern-Redoute mehr gibt, die alte Freude, dass uns die Fürstin Metternich und der Spiegl erhalten geblieben sind, ohne die das Chaos wiederkehren würde. Alles schwamm natürlich wieder in einem Meer von Wonne, und die »junge Welt« machte wie in jedem Jahre »verzweifelte Versuche, zu tanzen«. Wie in jedem Jahre war »selbst Rabensteiners Energie nicht imstande, Platz zu schaffen«. An der Spitze der Patronessen »schritten« Herr Professor Monti und Chefarzt Dr. Charas, »als Vertreter der Poliklinik und der Freiwilligen Rettungsgesellschaft«, und Herr Spiegl, offenbar als Vertreter des geistigen Wien. Man weiß: Wo ein Unglück geschieht, erscheint immer Herr Dr. Charas und rettet freiwillig. Dagegen wird Herr Spiegl von einigen Concordiablättern, die sich ihres Präsidenten schämen, todtgeschwiegen. Sonst dieselben Namen wie früher, dieselben Gesichter. Der Chef der Criminalpolizei Stukart fehlt; er muss wohl in einem Privathaus einen Cotillon arrangieren. Wie schade! Sonst hätte ihm gewiss eine schöne Maske zugerufen: »Ich kenne dich! Du bist doch der, der einmal beim Länderbank-Hahn erschienen ist: nicht als Chef der Criminalpolizei, sondern als — Wachmann auf einem Costümkränzchen . . .« Frau Hofrath Jeitteles trug eine weiß-rothe Tülltoilette. Alle gesellschaftlichen Classenunterschiede waren verwischt. Einige Industrieritter erschienen als Malteserritter . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 68
Wien, Mitte Februar 1901
II. Jahr
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
Preis 10 Kr.
WIEN.

Die Fackel

[illegible]

BEZUGSBEDINGUNGEN:

[illegible]

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

[illegible]

Geschäftsstelle der „Fackel“

[illegible] Wien, [illegible]

[illegible] Leipzig, [illegible]

[illegible]

INSERATE werden [illegible]

DIE FACKEL

Nr. 68 WIEN, MITTE FEBRUAR 1901 II. JAHR

Milans Sterben ist nicht das Schlechteste, was der Mann gethan hat, und es bietet jenen, die sein Leben so oft empörte, keinen Anlass, ihn anzugreifen. Nur ein Falstaff sucht Ruhm darin, einen Todten in die Wade zu stechen. Mag der Mann, der nicht als König leben konnte, als König begraben werden; die Würmer, die sein Hirn verzehren, werden auch den »erhabenen Herrschergedanken« verdauen, der nach des Banus Khuen-Hédervàry Versicherung darin thronte. Und mag das Pressgewürm, mögen die Officiösen des Grafen Goluchowski um den einzigen Freund trauern, den die Politik ihres Herrn der Monarchie auf dem Balkan gelassen hat. Was kümmert's uns? Nur Gutes von den Todten zu sprechen, ist ein thörichter und verlogener Grundsatz. Wer vor Gott steht, um Verzeihung zu erflehen, braucht die Verzeihung der Menschen nicht mehr, und den Sprung ins Jenseits müssen wir nicht mit logischen Sprüngen begleiten. Uns lässt es selbst gleichgiltig, dass Presssöldlinge, die stets für Milan gesprochen haben, wenn sie nicht für ihn schwiegen, an seinem frischen Grabe wider ihn zeugen. Er war ihnen ja schon seit einigen Monaten lästig geworden; was hätte die Wiener Presse auf die Dauer an jenen Milan fesseln können, der mit seinen täglichen tausend Francs nicht auskommen und seine Rechnungen nicht einmal mehr mit Takowa-Orden bezahlen konnte? So bot sein Tod der ‚Neuen Freien Presse‘ die erwünschte Gelegenheit, von ihm abzufallen und ihren Männerstolz vor Königssärgen

bewundern zu lassen. Muth wider einen Leichnam haben die Presshyänen in der Fichtegasse seit jeher grundsätzlich bewährt. Immerhin — ein Restchen der alten Zuneigung war in dem Nachruf für Milan noch wahrzunehmen. Er sei schlecht erzogen worden, lautete die Entschuldigung, und später habe er stark geraucht und sei dadurch nervös geworden; dies »erkläre« so manches serbische Blutbad. Man wird ihn also milder beurtheilen oder, wie die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' treffend sagt, nicht »den Maßstab europäischer Gesittung und moderner Begriffe« an ihn legen. Wir verstehen jetzt die Haltung, die unsere liberale Presse gegenüber den Belgrader Greueln eingenommen hat. Sie wusste: wenn ein orientalischer Herrscher wie Milan ein paar hundert Unterthanen niedermetzeln lässt, so »spürt« er's so wenig, wie Offenbachs Bobêche; er ist eben ein Barbar. Dass aber seine Opfer Menschen waren, die mit »dem Maßstab europäischer Gesittung« gemessen werden wollten, ist freilich unserer Journalistik nicht rechtzeitig eingefallen. In ihrer milden Weisheit pflegt sie eben auch, wo sie nicht alles versteht, alles zu verzeihen; mit einer geringen Geldbuße hat noch jeder Sünder Ablass bei ihr erkaufen können. Und wie's auch um Milans Rechnung mit dem Himmel gestanden haben mag, seine Rechnung mit der Wiener Presse hat er stets pünktlich beglichen.

* * *

Eine neue Aera österreichischer Pressfreiheit bricht herein. Das Recht der freien Meinungsäußerung in der Presse wird in Hinkunft höher stehen als die Redefreiheit der immunen Volksvertreter. Was ein Abgeordneter nicht sagen darf, ohne dass ihm das Wort entzogen würde, das wird er jetzt durch die Zeitung ins Parlament bringen können. Er lässt einen Artikel in ein Journal einrücken, der Staatsanwalt confisciert die gefährlichen Stellen, und der Abgeordnete nimmt

sie dann in eine Interpellation an den Justizminister auf; ihr gegenüber versagen das Recht und die Pflicht des Präsidenten, Sitte und Anstand zu schützen. Die Technik dieses Verfahrens bedarf freilich noch der Verbesserung. Die Staatsanwälte könnten sonst leicht auf den Einfall kommen, die verantwortlichen Redacteure der Blätter, aus denen confiscierte Artikel im Parlament verlesen wurden, wenn schon nicht wegen der durch die confiscierten Stellen begangenen Verbrechen, so doch deshalb zu verfolgen, weil sie Exemplare einer confiscierten Nummer den Abgeordneten übergeben und sich so der strafbaren Handlung ihrer Verbreitung schuldig gemacht haben. Wir brauchen also ein Blatt, dessen verantwortlicher Redacteur Abgeordneter ist und die Verfolgung durch den Staatsanwalt nicht zu fürchten hat. Das Blatt hätte ausschließlich den Zweck, confisciert zu werden; aber seine Artikel kämen als Interpellationen in das Abgeordnetenhaus, und in den weitest vorgeschrittenen Ländern müsste dann die österreichische Volksvertretung um eine Redefreiheit beneidet werden, die zugleich die vollste Freiheit von Sitte und Anstand sein wird.

* * *

Herr Dr. Vogler, dem Herr Moriz Benedikt im vorigen Jahre »Interesse für jeden Pflasterstein, der in einer Straße zu legen ist, und für die Breite der Gassen« nachrühmte, fühlt neuestens, da er ein Führer des Liberalismus im Abgeordnetenhause geworden ist, die Verpflichtung, sich auch für Politik zu interessieren. Seit er die liberale Partei im Gemeinderath so weit heruntergebracht hat, dass sie nicht mehr sinken, sondern nur aufsteigen kann, sieht Herr Dr. Vogler es als seinen Beruf an, auch die Deutsche Fortschrittspartei des Parlaments »in aufrechter Haltung« dem Untergang zuzuführen. »Kant«, so erklärte er jüngst in einer Wählerversammlung, »hat eine Kritik der reinen Vernunft herausgegeben. Ich werde im Reichsrath eine Politik der reinen Vernunft befolgen.« Nun meinten manche, Dr. Ludwig Vogler sei ob des Vergleichs, den ein liberaler Bezirksrath zwischen ihm und dem deutschen König Heinrich dem

Vogler gezogen hat, übermüthig geworden, und spotteten darüber, dass er sich nunmehr Deutschlands höchstem Geistesfürsten zur Seite zu stellen wage. Aber Herr Vogler hat seinen Zuhörern natürlich lediglich den Begriff der »reinen« Vernunft durch den Hinweis auf Kant erklären wollen, dem zufolge jene mit »gewissen ursprünglichen Begriffen und aus ihnen erzeugten Urtheilen« zu thun hat, »die gänzlich a priori, unabhängig von der Erfahrung« geschöpft sind. Unabhängig von der Erfahrung, die namentlich die letzten zwanzig Jahre geboten haben, soll denn auch die Politik sein, die unsere Liberalen unter der Führung des Herrn Dr. Vogler treiben wollen. »Politik der reinen Vernunft«: ins Gemeinverständliche übersetzt, bedeutet diese Parole: Nichts gelernt und nichts vergessen!

* * *

Der Standpunkt der ‚Fackel' gegenüber dem Inseratenwesen wird zwar bekanntlich nicht von der Wiener ‚Arbeiter-Zeitung', aber doch von den führenden Blättern der Socialdemokratie im Deutschen Reiche getheilt. Man beruhigt sich dort nicht bei der Verwahrung gegen die Verantwortlichkeit für den Inhalt der Inserate und würde ein Blatt, das regelmäßig die Ankündigungen der gefährlichsten Volksversicherungsgesellschaften veröffentlicht, ohneweiters für mitschuldig an einer der schlimmsten Ausbeutungen der arbeitenden Bevölkerung erklären. Ja, man legt dort sogar an das corrupte Inseratenwesen der bürgerlichen Presse jenen Maßstab, den unsere ‚Arbeiter-Zeitung' nicht verträgt. In seiner Nummer vom 13. Februar kritisiert der Berliner ‚Vorwärts' den Inhalt zweier in einem bürgerlichen Blatte erschienenen Inserate und fügt hinzu: »Es ist schwer zu entscheiden, wer ein zweifelhafteres Gewerbe betreibt, diejenigen, die sich zu solchen Diensten anbieten, oder die Presse, die die Vermittlerin spielt.«

* * *

In der ‚Beamten-Zeitung', der Zeitschrift des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österr.-ungar. Monarchie, sucht ein »reisender Inspector« die Artikel der ‚Fackel' über die Wuchergeschäfte des Vereines zu widerlegen. Ich sollte dem Manne eigentlich nicht

antworten, da er seine Polemik vorsichtigerweise in die Form eines »Briefes an ein Suborgan«, das bekanntlich dem Vorgesetzten nicht widersprechen darf, gekleidet und mich dadurch gleichsam um Nachsicht gebeten hat. Auch ist es hart und unersprießlich, mit einem Gegner zu rechten, der mit schwatzhafter Selbstzufriedenheit alle jene Argumente, als wären es Offenbarungen, von sich gibt, die ich aus früheren Schriften des Vereines längst citiert und widerlegt habe. Der Artikel des »reisenden Inspectors« sagt dem, der die ‚Fackel‘ gelesen, wahrhaftig nichts Neues bis auf eins: dass jenes Beispiel eines Darlehensgeschäftes des Beamtenvereines, das ich in Nr. 55 aus der Schrift »Die Beamten und ihr Credit« citiert habe, wie ich schon damals vermuthete, schöngefärbt ist. Dort war ein Vorschuss von 1000 Kronen angenommen, von dem der Beamte angeblich 877·5 Kronen bar erhält. Der Inspector dagegen führt an, dass man von einem Vorschuss von 600 Kronen nur etwa 480 Kronen bar erhält, also percentuell weit weniger. Wenn er hinzufügt, die Antheilseinlage von 100 Kronen sei aber »wohlgemerkt, des Darlehenswerbers verzinsliches Eigenthum«, so versteht auch der Leichtgläubigste den flachen Scherz. Die Antheilseinlage wird nämlich dem Darlehenswerber mit 5 Percent verzinst, er aber muss sie — da sie doch ein Theil des Darlehens ist — mit 7·5 Percent verzinsen. Je größer also dieses »verzinsliche Eigenthum« des Darlehenswerbers ist, desto ärger wird er bewuchert. Dazu kommt noch, dass auch die Versicherungsprämie durch die Einrechnung der Antheilseinlage in den zu versichernden Betrag erhöht wird.

Der reisende Inspector war übereifrig; zur selben Zeit, als er erklärte, nur »sensationslüsterne Zeitungsschreiber« hätten an den Darlehensgeschäften des Beamtenvereines etwas auszusetzen, wendete sich dessen Vorstand an die Regierung mit der Bitte, sie möge doch den schweren Uebelständen beim Beamtencredit,

die ausführlich dargelegt wurden, abhelfen. Der Beamte ist von seinen Vorgesetzten feierlich desavouiert worden ... Ich hoffe nicht, dass der Beamtenverein selbst Besserung schaffen wird, aber ich bin gleichwohl dieses Kampfes überdrüssig. Die anrüchigsten Revuen haben ihn nach mir aufgenommen, und ich kann mich der Besorgnis nicht erwehren, dass der Beamtenverein sich schließlich veranlasst sehen wird, wenn nicht die Wünsche der drängenden Beamten, doch jene der drängenden Blätter zu erfüllen. So faul sind ja alle wirtschaftlichen Verhältnisse bei uns, dass der Bekämpfer der Corruption immer ängstlich auf der Hut sein muss, sie nicht als Wegweiser einer schmarotzenden Journalistik zu fördern.

* *
*

Herr Wittgenstein und § 19.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Freiland, Nied.-Oest., 13. Februar 1901.

Recht eigenthümlich erscheint die Berichtigung des Herrn Karl Wittgenstein insoferne, als er darin die Behauptung aufstellt, von den Abmachungen der ‚Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft‘ mit der ‚Böhmischen Escompte-Bank‘ erst aus den Zeitungen erfahren zu haben.

Welchen Zweck hatte der Besuch jener acht Herren — darunter Feilchenfeld, Weinberger, Kestranek —, die mit der Bahn bis ‚Amt Mitterbach‘ fuhren und von dort durch bereitgehaltene Equipagen auf die Besitzung des Herrn Karl Wittgenstein ‚Am Hochreith‘ geführt wurden? Und eigenthümlicherweise geschah dies circa vier Tage vor dem Fusionsabschlusse!

Jedermann, der nur einige Kenntnis von den Geschäften der Herren Wittgenstein, Kestranek, Feilchenfeld und Weinberger hat, musste den Abschluss einer wichtigen Finanzaction als Endresultat einer solchen seltenen Zusammenkunft für bevorstehend erachten.

Ich bringe Ihnen dies zur gefälligen Kenntnis und stelle Ihnen selbstverständlich frei, die Mittheilung in jeder Ihnen passenden Form zu verwerten.

Hochachtungsvoll

(folgt Name und Adresse).«

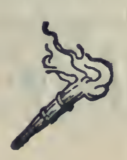
* * *

Achtung vor dem Taussig!

In Nr. 47 machte ein Einsender die leitenden und verantwortlichen Herren darauf aufmerksam, dass es bei Eibenschütz (Station der Staats-Eisenbahngesellschaft) außer gutem Spargel auch eine schlechte Brücke gibt und dass »die strafrechtliche Terminologie auch für das eventuelle Wollen eines verbrecherischen Erfolges — z. B. lieber Einsturz als Neubau einer Brücke — den entsprechenden Ausdruck findet«.

Nun theilt mir ein in jener Gegend wohnhafter Bekannter neuerdings recht merkwürdige Dinge mit. So schlägt die dortige Landbevölkerung jedesmal ein Kreuz, wenn sie die Brücke passiert hat. Drei Ingenieure, heißt es, untersuchen vor und nach der Ueberfahrt eines jeden Zuges die Brücke. Die Fahrt geht in möglichst langsamem Tempo. Von den meisten Brünner Passagieren wird die Strecke der Staats-Eisenbahngesellschaft wegen der gefürchteten Brücke gemieden.

Alle nicht von Herrn Taussig pauschalierten Blätter werden aufgefordert, die vorstehenden Mittheilungen nachzudrucken, widrigenfalls sie sich nicht nur des »Wollens von Staatsbahn-Inseraten« schuldig, sondern auch des »Wollens eines verbrecherischen Erfolges« mitschuldig machen.



VON DER »MUTTER« ZUM MUEDERL.

Herr Hermann Bahr ist aus Linz. Das ist wiederholt an der Hand seiner von schwülstem Fin de siècle-Parfum erfüllten Erstlinge nachgewiesen worden, an seiner die heimlichsten Lüste aufstürmenden Erotik und an den geflissentlich perversen Raffinements seiner Heldinnen »um jeden Preis«. Die »Menge« hat diesen Genius nie zu erfassen vermocht. Aber die »Kenner«, die seine »Gute Schule« und seine alle Abarten der Geschlechtlichkeit scenisch producierende »Mutter«*) gekostet hatten, versicherten, der Mann sei ein Hochstapler. Er stamme — dies gehe aus der Zweigulden-Decadence, mit der er protze, unzweifelhaft hervor — eigentlich aus Urfahr und wolle der Welt einreden, dass er in Linz zuhause sei. Linz oder Urfahr: »Fin de siècle«, »Die gute Schule«, »Die Mutter«, »Josephine« — dies alles ist und bleibt unverfälschte »Heimatkunst«. Was die Menge als die Quintessenz »verfeinerter Cultur« empfand, haben chemisch versierte Kenner seit jeher als den Geruch einer ordinären Parfümseife definieren können.

Aber nur zu bald verlor Herr Bahr den Zusammenhang mit seiner Scholle; der Innviertler Gamin, der so modisch von Pariser Loretten zu plaudern wusste, entsagte aller Bodenständigkeit und gelangte auf jene Stufe der literarischen Entwicklung, die ihn endlich befähigte, den »Franzl«**) zu schreiben. Als Herr Bahr noch ein Tendenzstück für Blutschande, Sadismus und Masochismus schrieb, da ahnte er wohl selbst nicht, wie nahe er seinem späteren Postulate der »Heimatkunst« gekommen war. Was war die scharfe Verurtheilung seines französierenden Treibens, die ich mir schon damals angelegen sein ließ, anderes als — die »Entdeckung der Provinz«, die Herr Bahr zehn Jahre später programmatisch betreiben sollte? Die Entdeckung

*) Sallis'scher Verlag, Berlin 1891.
**) Wiener Verlag, 1901.

der Provinz in seinen eigenen Werken: Provinzgedanken, Provinzpsychologie und vor allem — Provinzerotik. Jetzt ist er Vicepräsident der »Concordia«, sitzt an der Futterkrippe großstädtischen Cliquentreibens, lässt sich von Logenbrüdern seine Theatererfolge machen und — schreibt den »Franzl«. Diese »Fünf Bilder aus dem Leben eines guten Mannes« zeigen uns Herrn Bahr als traurig Entwurzelten, als völlig von der Scholle gelösten, heimatlosen Mann. Er hat, ach!, eine entschieden östliche Entwicklung durchgemacht: der Pariser war aus Oberösterreich, und der Linzer tendiert nach jenen Leopoldstädter Gefilden, wo an geselligen Clubabenden öfter der Geist Julius Bauers, als der Geist Franz Stelzhamers citiert wird. Dem blöden Auge der von Herrn Bahr so oft genarrten »Menge«, die sich den Seppl als Gamin gefallen ließ, mag der jodelnde Freimaurer glaubhaft erscheinen. Wir anderen werden die neueste Vermummung als die widerwärtigste und frechste von allen empfinden und uns dagegen verwahren, dass ein Mann, der längst froh ist, am Tische der Corruption, zwischen den Herren Spiegl und Löwy, ein behagliches Plätzchen gefunden zu haben, sich plötzlich als Entdecker und Beschützer des »Landls« aufspiele. Wenn Herr Bahr durchaus Tantièmen verdienen muss, so möge er die Gestalt Wilhelm Singers dramatisieren, an dessen Größe er sich ja in schwungvollen Toastreden — vor seinem Eintritt in das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ — oft und oft berauscht hat. Es müssten nicht gerade — »ausgerechnet« — fünf Bilder aus dem Leben eines guten Mannes sein; zwei würden vollauf genügen: Singer beim Präsidenten der französischen Republik, und Singer in einer Leopoldstädter Kneipe, vom Chorpersonal des Carltheaters und begeisterten Commis auf die Schultern gehoben: »Dahoam is dahoam!« Statt der Stelzhamer'schen Gesänge würden an passenden Stellen Scherzworte aus der Klabriaspartie eingelegt werden, statt der Erzählung Franzls von seinem Besuche beim König von Bayern ließe sich die stereotype Ver-

sicherung Singers, er sei von Loubet »betamt« empfangen worden und habe mit Renan »Dadl« gespielt, anbringen. Gewisse Stellen könnten wörtlich, nur ein wenig umgelautet, herübergenommen werden; so auf Seite 45: »Nöt bloß koa Geld — gor koa Geld!« und auf Seite 79: »Solche Gäst' hab i gern!« Zu befürchten wäre nur, dass dann der Leiter der »Budapester Orpheum - Gesellschaft« Herrn Bahr wegen Plagiats belangen könnte, da ja die eine Stelle im Jargon des »Simon Dalles« ohnedies lautet: »Ka Geld — ka Geld! Aber gor ka Geld?« und die Kellnerin Ursch conform dem Kellner Moriz ihrer Abneigung gegen Zechpreller in den Worten Ausdruck gibt: »Solche Gäst' hab' ich gern!«

Ich halte es für überflüssig, die geistige Provenienz des »Franzl« ausführlicher als mit diesen zwei Citaten zu begründen. Mir ist es einzig darum zu thun, die Speculation auf naturfromme Einfachheit, die Herr Bahr neuestens versucht, zu enthüllen. Wenn ein Schriftsteller die »Mutter« und den »Franzl« geschrieben hat, so können hundert Jahre Entwicklung dazwischen liegen: — beides ist unecht. Der Sexualismus der »Mutter« und die Sentimentalität des »Muederl« — beide entsprangen dem durch alle scheinbaren Wendungen unveränderten und unverminderten Speculantenthum eines literarischen Libertiners, der seine guten Fähigkeiten um jeden Preis verludern muss. Die Frage, ob ein Mehr oder Minder an Bühnengeschick diesmal die frivolsten Absichten verwirklichen half, dünkt mich daneben uninteressant. Aber gern will ich sie damit beantworten, dass der »Franzl« mir in der Reihe der Bühnenbeschmutzungen des Herrn Hermann Bahr auch die ungeschickteste zu sein scheint. Indes, das sind Nuancen, auf die ich mich dem Chaos von Abscheulichkeiten gegenüber nicht einlasse. Dass »Franzl« kein Stück ist, dass, während beim »Star« bloß der letzte Act ohne Gefährdung des Ganzen weggelassen werden durfte, hier jeder beliebige einfach in Verlust

gerathen könnte, wird wohl auch von jenen nicht geleugnet, die außer sich vor Begeisterung sind, weil Herr Bahr diesmal statt Chorylopsis wohlfeilen Erdgeruch gespendet hat. Der kindliche Detailnaturalismus, den er seinem Buche mitgab — von den 375 Seiten entfallen zweihundert auf scenische Bemerkungen —, wird natürlich von der Aufführung weggeschwemmt. Herr Bahr wollte jedenfalls den Trumpf seiner Regiekunst ausspielen, indem er Weisungen wie die folgende gab:

Apotheker

(ist bei der Auflösung der Gruppe der Bauern am Tische links sichtbar geworden, mit Fridolin neben Schacherl stehend; will jetzt gegen die Mitte zu Stelzhamer gehen, wird aber von Fridolin an den Rockschößen zurückgehalten und nach vorne gezogen, so dass er um die Fichte links herum vorkommt).

Fridolin

(zieht den Apotheker an den Rockschößen nach links und kommt mit ihm um die Mitte herum vor).

Auch Bühnenbilder, die keine Handlung zu einem dramatischen Ganzen kettet, unterliegen den Gesetzen der Scene. Herr Bahr schildert ein Volksfest, von dessen Tumult sich ein Kreis unentwegt kartenspielender Honoratioren abheben soll; natürlich wird all die Kleinmalerei in dem johlenden Durcheinander der Festtheilnehmer grausam verschüttet. Der alten Bühnenerfahrung, dass zwei Personen sich während eines Dialogs, der schon längere Zeit gewährt hat, nicht niedersetzen dürfen, weil dann das Publicum regelmäßig aufstehen möchte, handelt der Autor des »Franzl« mit der Beharrlichkeit des Dilettanten immer wieder zu Trotz.

Dass Mondbeleuchtung und Zitherspiel rührsam angenehme Dinge sind, wusste man schon, bevor Herr Bahr darauf ausgieng, diese Provinz des Bühnengeschmackes zu entdecken. Und darum Räuber und Mörder! Nach zehn Jahren moderner Literaturentwicklung sind wir auf dem Punkte angelangt, dem Beleuchtungsinspicienten einen Tantièmenantheil an der Aufführung eines modernen Stückes zuzubilligen.

Und den Rest müsste gerechterweise die Witwe Stelzhamers bekommen. Denn dass neulich das gelangweilte Publicum des Deutschen Volkstheaters der positiven Meinung war, die eingestreuten Verse des Franz von Piesenham, die immer erst ein bischen Stimmung ins Haus brachten, seien Herrn Bahrs geistiges Eigenthum, kommt civilrechtlich nicht in Betracht. Sonst hat der Verfasser noch den ‚Simplicissimus' und die ‚Fliegenden Blätter' weidlich geplündert. Serenissimus tritt leibhaftig auf, und Herr Bahr hat für die Aufführung noch eigens einen Witz eingelegt, der so recht die letzten literarischen Absichten des Mannes enthüllt. Herr Bahr kann sich als Redacteur eines »demokratischen Organs« einen Fürsten nur als die äußerste Caricatur eines Trottels vorstellen, aber seine eigene Cognacphantasie kam ihm bei Erzeugung des folgenden Geistesblitzes zuhilfe: »Der Fürst« fragt nach dem Namen eines oberösterreichischen Volksdichters, der im vorigen Jahrhundert gelebt hat, und bemerkt auf die Mittheilung, dass der Mann ein Benedictiner in Lambach war: »Aeh! Aeh! habe gleich gewusst, dass es mit einem Liqueur zusammenhängt.« Die Börseaner, die die Premièren des Deutschen Volkstheaters besuchen, haben aber nicht nur über diese hirnrissige Persifflage eines katholischen Aristokraten, der bei dem Worte »Benedictiner« an Schnaps denkt, herzlich gelacht, sondern Herrn Bahr auch zugejubelt, als er bei den ‚Fliegenden Blättern' die militärfeindliche Anleihe machte: »Soldat gewes'n?« »Nein.« »Warum denn nicht?« »Wichtigeres zu thun gehabt!« Stelzhamer, der als rüstiger Mann so pointiert seine Abneigung gegen Uniformen zum Ausdruck bringt, entdeckt dafür als sterbender Greis sein soldatisches Gemüth. Seine Abschiedsrede bewegt sich durchaus in militärischen Metaphern: »Alsdann, Kinder! Der große Herr verlangt m'r die Montur ab, i hab' aus'dient — i kann z'haus geh'n! Ob er z'frieden g'wes'n is mit mir? — Ja, mei'! — Aber i moan' schon! Muck'n

hab' i freili g'habt. Dann und wann is mir der Dienst recht lötz g'wes'n. — — Aber in die Hauptsach'n — da muaß i do sag'n, dass er an mir an' ganz an' guat'n Soldaten g'habt hat! — Der Kap'ral Tod steht scho da, da nutzat ka Laugnen nöt — — An' ganz an' guat'n Soldat'n! No, i bin neugierig, was er sag'n wird — i bin bereit!« Herr Bahr versieht den bei Zitherspiel Sterbenden mit den letzten Segnungen der seit Herrn Neuert gangbaren Colportagedramatik: Den Kindern, die die Liebe des Volkes zum Franzl illustrieren sollen und Blumen bringen, gesellt sich der gewisse Strolch, in dem noch ein Rest edler Gefühle ist und der darum Schnaps bringt. Ein Blick des sterbenden Franzl fällt auf das »Muederl«, und der Arzt spricht, während die verärgerten Zuschauer in hellen Haufen zur Garderobe stürmen, auf den todten Stelzhamer weisend, die ernsten Schlussworte: »Dös ist der größte Mann g'wes'n, den m'r noch in unserm Landl g'habt hab'n!« Da an dieser Stelle niemand mehr zuhört, kann er bei den folgenden Aufführungen getrost hinzufügen: »Seither ist aber freilich Hermann Bahr geboren worden!«

Meine Mittheilungen über das eigenthümliche Erlebnis des Herrn Bracco haben Herrn Hermann Bahr veranlasst, den italienischen Collegen um ein den wahren Sachverhalt aufklärendes Schreiben zu bitten. Der Autor der »Tragödien der Seele« war gerade in guter Laune und kam dem Wunsche des »Athlet«-Verfassers mit dem folgenden Briefe nach, den Herr Bahr am 15. Februar im ‚Neuen Wiener Tagblatt' in italienischer und in deutscher Sprache publicierte:

»Lieber Freund und College! Indem ich Wien verlasse, möchte ich, nicht aus schriftstellerischer Coquetterie, sondern aus wahrem Herzensbedürfnis, dem Publicum, der Kritik und der Presse danken, die auch diesmal eines meiner Kunstwerke mit liebenswürdiger Achtung aufgenommen haben. Ich wende mich, unserer alten Freundschaft folgend, deswegen an Sie. Ich möchte überdies Ihnen noch ganz-

besonders meinen Dank aussprechen dafür, dass Sie in Ihrem Feuilleton unser neapolitanisches Kunstgespräch erwähnt haben. Ohne Ihr Feuilleton hätten die Wiener, die ja Ihr Stück vor dem meinen kennen gelernt haben, denken können, ich sei von ihm zum Charakter der Caterina in den ‚Tragödien der Seele' inspiriert worden, während Sie, indem Sie als ein wahrer Gentleman jene neapolitanischen Erinnerungen veröffentlichten, gezeigt haben, dass wir beide zur selben Zeit, Sie in Wien und ich in Neapel, zwei verschwisterte Inspirationen gehabt haben, wozu ich mich selbst beglückwünsche. Sie, Kritiker und Autor in Wien, und ich, Autor und Kritiker in Neapel, wir sind uns begegnet ... in einer weiblichen Seele. Was übrigens ganz natürlich ist: denn die Frau ist die einzige wahrhaft internationale Institution. Ganz Ihr Roberto Bracco.«

Das wäre rührend, wenn's nicht gar so boshaft wäre. Der Autor und Kritiker ist davon begeistert, dass der Kritiker und Autor — Herr Bracco charakterisiert ganz fein die Art der Doppelstellung seines Wiener Collegen — das neapolitanische Gespräch erwähnt hat. Es hat vielleicht nicht stattgefunden — Herrn Bracco nahestehende Theaterleute versichern hartnäckig dergleichen —, aber Bahr hat durch die Publication wenigstens dem Verdacht vorgebeugt, als ob er, Bracco, ihn, Bahr, hätte plagiieren wollen. Herr Bracco spricht zwar kein Wort deutsch, dennoch hätte man meinen können, er habe Herrn Bahr geplündert. Aber warum spricht er von gleichzeitiger Inspiration? Warum beachtet er die Bahr'sche Betheuerung so gar nicht, dass der »Athlet« schon vier Monate, bevor Herrn Bracco am neapolitanischen Meeresstrande erst die erlösende Idee kam, im Volkstheater eingereicht war? Herr Bracco scheint wirklich den Verdacht, dass er das Werk seines Collegen früher gekannt hätte, zerstreuen zu wollen... Und mir scheint es ganz zweifellos, dass Bahr auch von Bleibtreu in Berlin, wenn er sich an ihn wendet, die stricte Zusicherung erhalten könnte, dass er, Bleibtreu, der Autor des Dramas »Schicksal«, kein Plagiat an ihm, Bahr, dem Autor des Dramas »Josephine«, begangen habe . . . .

— —

Am 20. Juni 1896 erschien in der ‚Zeit' ein Aufsatz von Hermann Bahr, »Plagiate« betitelt, worin es hieß: »Die Plagiate schaden niemandem und nützen allen. Wer sich über Plagiate ärgert,

wird mir fast verdächtig, dass es ihm mehr um seinen Namen als um seine Sache zu thun ist. Mancher, der durch seine ‚Original-Aufsätze‘ der Literatur gefährlich wird, könnte durch Plagiate sich zur Vertreibung guter Gedanken nützlich machen .... Darum ist es besser, wir halten uns die Ohren zu, wenn von Plagiaten geschrieen wird ....« Und am 4. Juli 1896 erwiderte Herr Otto Julius Bierbaum, der mir sonst wenig sympathisch ist, in einem offenen Brief an den damaligen Mitherausgeber der ‚Zeit‘: »— — auf Communismus läuft es hinaus, wenn Sie das Recht auf Diebstahl an dem Eigensten predigen, das ein Mensch besitzen kann. Denn nichts ist so sicher mein eigen, als was ich aus mir selbst bilde. — — Wenn ein Mann wie Sie, aus falscher Toleranz und, ich möchte es nicht verschweigen, aus nicht genügend scharfer Betrachtung der Sache, sich zum Anwalt der Krähen macht, die sich schönerer Vögel Federn anstecken, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, Opposition zu machen.«

* * *

Eine Rundfrage.

Zur Beruhigung meines Gewissens habe ich an etliche Repräsentanten des heimischen Geisteslebens die folgende Rundfrage gerichtet:

»Inwiefern und wodurch hat Sie Herr Bahr gefördert, nachdem ja anerkanntermaßen das Entdecken und Fördern junger Talente die selbstgewählte Lebensaufgabe dieses großen Mannes ist?«

Das Ergebnis theile ich im Nachstehenden mit

Arthur Schnitzler: Als ich ihm meine »Liebelei« vorlegte, entdeckte Herr Bahr darin eine »hübsche Novelle« und legte mir in bewährter Freundschaft ans Herz, das Gebiet des Dramas, worin meine eigentliche Begabung nicht gelegen sei, besser zu vermeiden. Dafür gelang es ihm bei meiner bekannten Beatrice-Affaire, in Gesellschaft von fünf anderen Herren so erfolgreich zu meinen Gunsten zu intervenieren, dass ich ohne Aufführung meines Stückes blamiert war.

Felix Dörmann: Herrn Bahrs aufrichtige und consequent höhnende Besprechung meiner Sachen aus der ersten Periode hat mich dergestalt sittlich geklärt und geläutert, dass ich schließlich doch die »Ledigen Leute« zusammenbrachte, welche mir sogar — natürlich nach der Première — ein warm empfundenes Handschreiben des Unerbittlichen (auf einer Visitkarte) eintrugen.

Adamus: Mich hat nicht so sehr Herr Bahr, als der Freiherr v. Wolzogen in Umlauf gebracht. Bahr hat es infolge Ueberbürdung leider abgelehnt, mich zu entdecken. Das Manuscript der »Familie Wawroch« war ihm von meinem verstorbenen Freunde Nothnagel überbracht worden. Herr Bahr ließ es in seiner Schreibtischlade länger als ein Jahr liegen, bis es endlich mein Freund misslaunig zurückforderte. Als der Freiherr v. Wolzogen sah, dass ich gut war, und ich endlich im Deutschen Volkstheater aufgeführt wurde, begann Herr Bahr die Aufmerksamkeit des Publicums auf mich zu lenken. Aber ich war bereits durchgefallen.

Peter Altenberg: Unter jubelnder Anerkennung retournierte mir Herr Bahr meine ersten Skizzen, die ich der ‚Zeit‘ angeboten hatte.

Hofmannsthal: Soviel ich weiß, ist Herr Bahr durch mich gefördert worden. — Zu einem Misserfolg verhalf er mir übrigens durch seine Inscenierung von »Der Thor und der Tod«.

Rudolf Holzer: Zuerst empfahl mich Herr Bahr an Director Burckhard. Richtig wurde ich nicht aufgeführt. Sodann empfahl er mich an Bukovics. Richtig bin ich noch heute nicht aufgeführt. Herr Bahr hat also noch viel Gelegenheit, mich zu fördern.

Franz Kranewitter: Mich hat Herr Bahr zugleich mit der Provinz entdeckt; seither bin ich in Vergessenheit gerathen.

Stoessl-Scheu: Herr Bahr, der feurige Bekämpfer der Censur, bewahrte bei unserem Censurkampf wohlwollende Neutralität und erklärte, er vertrage sich mit Herrn Wagner von Kremsthal ausgezeichnet. — Empfohlen hat er uns glücklicherweise nirgends.

Leopold Andrian: Der Bahr kann doch nichts dafür, dass ich den von ihm prophezeiten Weltruhm bisher noch nicht verdient habe.

Leo Hirschfeld: Mich hat er wirklich entdeckt; denn das hat niemand geglaubt, dass ich Talent habe.

F. Salten: Ich bin selbst Kritiker. Mein Stück gelangt nächstens ohne eine Empfehlung Bahrs am Deutschen Volkstheater zur Aufführung. Ich kann auch loben.

J. J. David: »Vom Dichter David könne überhaupt nicht mehr gesprochen werden«, erklärte einst Herr Bahr. Diesem Ausspruch, sehr geehrter Herr, verdanke ich das Wohlwollen mancher anständigen Leute.

Ebner-Eschenbach: Ich bin in Ehren grau geworden.

Redaction der ‚Zeit‘: Wir haben ihm den Hofrath Burckhard zu verdanken. Damit hat er eigentlich letzteren gefördert.

Burckhard: Vielleicht werde ich auch noch von der ‚Zeit‘ pensioniert; ein bischen unmöglich bin ich dort schon.

Hermann Bahr: Er hat mich gefördert, er fördert mich heut’,
Und wird mich fördern in Ewigkeit!



»Concordiaball«, das liebliche Fest war gekommen — — —

Spiegl, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Niemand sollte fehlen! Und dennoch fehlte der eine,
Reineke Fuchs, der Schelm! Der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs sich enthielt. So scheut das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte sie alle beleidigt.

In der That, ich habe wieder einmal den Concordiaball nicht besucht. Und wäre wieder einmal in der Lage, einen verlässlichen Bericht zu erstatten. Aber ich bescheide mich mit dem Hinweis auf jene Hefte der ‚Fackel‘ in den Jahren 1899 und 1900, in denen das liebliche Fest vollauf gewürdigt war. Die liberalen Zeitungen thun ja im Grunde auch nichts anderes; sie schreiben fast wörtlich ab, was sie in jedem Jahre über den Concordiaball geschrieben haben. Auch heuer war er wieder »seit vielen Jahren der schönste

und am besten besuchte«, auch heuer sagt Schmock »gleich den Tausenden der übrigen Ballgäste ohne Schönfärberei«, dass man »sich glänzend unterhielt«, dass die Persönlichkeiten, die das »allgemeine Interesse« auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaft, der Kunst u. s. w. »absorbieren«, in großer Zahl erschienen waren, kurzum, auch der diesjährige Concordiaball hat sich »seiner Vorgänger nicht nur würdig gezeigt, sondern sie geradezu übertroffen«. Nach den Schilderungen vom Vorjahre hätte man das nicht mehr für möglich gehalten. Aber es gibt immer noch Steigerungen der Elegance: Während im Vorjahre bloß Grafen ihren Lakaien die Karten überließen, haben sich heuer Fürsten durch ihre Kammerdiener vertreten lassen. Und so kann denn Schmock, der die Namen von den abgegebenen Eintrittskarten herabliest, mit mehr Berechtigung denn je von einer »glanzvollen Revue des gesellschaftlichen Lebens der Residenz« schwelgen, »auf der sich die Träger hervorragender Namen mit den Repräsentantinnen der Schönheit und des Liebreizes zusammenfanden«. Und wenn er besonders geschmackvoll und stilgewandt ist, setzt er hinzu: »Der Ball war die beste Widerlegung jener Pessimisten, welche hierin auf dem Angesichte des tanzenden Wien einen hippokratischen Zug sehen wollen«. Die Estrade bot natürlich wieder einen bestrickenden, nein, einen bestechenden Anblick: Verwaltungsräthe, Theaterdirectoren, Minister und Schauspielerinnen waren dort versammelt.

Während also die Berichte der meisten Blätter sich von denen früherer Jahrgänge nicht wesentlich unterscheiden, überragt der der ‚Neuen Freien Presse' an Widerlichkeit alles bisher Dagewesene. Der ständige Ballberichterstatter hat ihn geschrieben, aber in der Einleitung versichert er, er sei ein profaner Besucher, der, da der Bericht des Journalisten parteiisch scheinen könnte, ihm diesmal die Arbeit abgenommen habe; freilich sei auch er begeistert u. s. w. Das ist ein ganz neuartiger Schwindel, der das Selbstlob nur umso

unappetitlicher macht. Die Ballstatistik, die dann folgt, gleicht der der anderen Blätter und versöhnt durch ihren trockenen Humor mit den klebrigen Phrasen der begeisterten Einleitung. Vor allem natürlich — »kein Raum«, aus der »reichhaltigen Präsenzliste« alle anzuführen. Man will nur so einzelne herausgreifen. Aber warum greift man dann immer gerade den letzten Reclameadvocaten, den bescheidensten Choristen etc. heraus? Diese Schmöcke haben doch eine ungeschickte Hand. Nie kommt ein General zum Vorschein, immer nur Herr Stukart.

Dafür ist die Reihe der Nichtanwesenden stattlich. Man hatte keinen Raum, alle Anwesenden zu nennen; aber man hat immer noch Raum genug, die berühmtesten Nichtbesucher namentlich anzuführen. Und da gibt es natürlich erst recht »Träger hervorragender Namen und Repräsentantinnen der Schönheit und des Liebreizes«. »Entschuldigt haben ihr Fernbleiben u. a. — —«; wehe, wenn sie es nicht entschuldigt hätten. Die Rache des Ballcomités, kaum bezähmt, kann jederzeit wieder geweckt werden. Die Schauspieler haben sich durch zahlreiches Erscheinen oder entschuldigtes Nichterscheinen Ruhe, gute Behandlung und Notizensegen für das laufende Jahr erwirkt. Die Mitglieder der Hofoper hat der Regisseur Stoll auf den Ball getrieben, und wie dieser Herr dabei zuwerke gieng, schildert mir der Brief eines Betheiligten, der sich drollig also unterschreibt: »Einer, der gezwungen ist, beim Concordiaball mitzuthun, und das Beschämende dieser Handlungsweise schmerzhaft empfindet.« Dennoch hat auch in der Liste der Hoftheatermitglieder der und jener gefehlt; manche waren schlau genug, ihre auf Namen lautende Karte an beliebige Leute zu verschenken, und verbanden so das Angenehme mit dem Nützlichen: sie waren nicht auf dem Concordiaball, kamen aber, da ihre Karten abgegeben waren, in die Präsenzliste und schützten sich so vor der kritischen Ungunst der Veranstalter. Denn

dafür, dass sie ihnen drohte, können sie sich auf einen classischen Zeugen berufen. Der heutige Vicepräsident der »Concordia«, Herr Hermann Bahr, war es, der in der ‚Zeit‘, am 2. Februar des Jahres 1895, in einer Betrachtung über die Gagen der Burgschauspielerinnen wortwörtlich schrieb: »— — Dann brauchen sie Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Concordiaball, sonst werden sie schlecht recensiert.«

Der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Herr Prade, soll auf dem Concordiaball »u. a. bemerkt« worden sein. Er soll, aber er will nicht. Er verwahrt sich sogar dagegen. Da ist denn nur zweierlei möglich: Entweder hat Herr Prade die Einladungskarte unvorsichtigerweise nicht weggeschmissen, sondern etwa an einen Parlamentsdiener verschenkt. Oder — die Reporter glaubten ihn, den deutschnationalen Abgeordneten, wirklich in ihrer Mitte gesehen zu haben, indem sie ihn mit einem beliebigen Herrn verwechselten. Mit den Präsidenten des neuen Hauses geht es den Zeitungsleuten überhaupt seltsam. Als Graf Vetter von der Lilie gewählt wurde, versicherte die ‚Neue Freie Presse‘, »aus seinem Antinouskopf« blickten freundliche Augen. Glücklicherweise belehrte uns alsbald das ‚Extrablatt‘ eines besseren, indem es uns das Bild eines älteren Herrn mit Vollbart vorführte. Da nun Graf Vetter von der Lilie in der Präsenzliste des Concordiaballes figuriert, wäre es immerhin möglich, dass wirklich irgend ein Antinous den Ball besucht hat. . . .

* * *

Unsere Bälle, die in früheren Zeiten oft Heiraten zur Folge gehabt haben sollen, scheinen gegenwärtig ausschließlich für die Reclamezwecke gewisser Firmen abgehalten zu werden. Die Bühnenkünstler, die jetzt erst zum Entschluss gelangt sind, eine eigene Reclame-Redoute abzuhalten, sind hinter ihrer Zeit, der sie wohl eine neue Idee zu schenken glauben, in Wahrheit um eine Idee zurück. Vom Hofball angefangen bis herunter zum Concordiaball gibt es längst kein Faschingsfest, auf dem und nach dem nicht sowohl von den Geschäftsleuten, die mit Waren, als von jenen, die mit Worten handeln, die Reclametrommeln gerührt würden. Dem

längsten Ballbericht folgen stets noch Nachträge, in denen die historische Thatsache festgestellt wird, dass auch Herr Nobody (Geschäftsniederlage: x-Gasse) anwesend war. Der Auftrag, eine solche eigene Notiz einzurücken, wird wohl meistens gleichzeitig mit den Inseratenaufträgen, die bloß Nennung u. a. im großen Ballbericht bezwecken, ertheilt. Und so kann auch einmal infolge einer Schlamperei der Nachtrag ins Blatt kommen, ehe noch der Hauptbericht, dem vielleicht einträglichere Artikel den Raum erfolgreich streitig machten, darin stand. In der Sonntagsnummer des ‚Extrablatt' vom 27. Jänner war im Tagesbericht zu lesen: »(Firma Mattoni.) Bei dem am 25. d. stattgehabten Gastwirte-Ball war obige Firma durch ihren Procuristen Otto Wille vertreten.« Wer außer Herrn Wille noch auf dem Gastwirte-Ball war, das haben die neugierigen Leser des ‚Extrablatt' erst einige Tage später erfahren. Mir scheint übrigens das Inserat der Firma Mattoni eine wichtige Neuerung in den Ballberichten anzubahnen: man wird in Zukunft nicht mehr bloß fragen, wer auf dem Feste »vertreten«, sondern auch, wer »in Vertretung« auf dem Fest war. An die Rubrik »anwesend waren u. a.« wird sich künftig eine neue schließen: »anwesend waren ppa.«

* * *

Die Aufgaben der Presse: sie werden auch in Oesterreich, wie uns das ‚Extrablatt' am 6. Februar versicherte, »in den allerhöchsten Kreisen« vollkommen gewürdigt. Ja, »Oesterreich steht gegenüber England hinsichtlich der Auffassung von dem Berufe der Presse nicht zurück.« Die Leser staunten: seit wann gibt es denn in Oesterreich eine Presse, die den Höchsten im Staate unverhohlen die Wahrheit sagt und unter die Niedersten Erkenntnisse trägt, und seit wann wird diese Thätigkeit denn so sehr gewürdigt? Von einem »Beruf« unserer Presse haben doch selbst die ältesten Leute noch selten etwas vernommen; aber auch die jüngsten wollen längst wissen, dass in der Wiener Journalistik Viele auserwählt und nur Wenige berufen sind. Selbst vom ‚Extrablatt' möchte man kaum annehmen, dass es in der Verdummung und Verrohung der Bevölkerung, die es in Wort und Bild fördert, einen »Beruf« erkennt. Und doch ist es so. Die Herren Bauer und Löwy, die beiden Julier, treiben in ihrem Blatte Volkserziehung durch den bisher nur in der Volksschule üblichen Anschauungsunterricht und führen die großen

Kinder von Stufe zu Stufe immer höher bis in die »allerhöchsten Kreise«. Und dort kommt man ihnen gern entgegen. Die letzten Culturerrungenschaften, die uns das ‚Extrablatt‘ gebracht hat, sind zwei Bilder, die den Sohn des Erzherzogs Otto unter den Schülern des Schottengymnasiums und den Aufstieg der Kinder des Erzherzogs Leopold Salvator im Luftballon darstellen. Allein dem Ehrgeiz der Herren Bauer und Löwy genügt es nicht mehr, Mörder und Reclameadvocaten, jubilierende Hausmeister und fürstliche Kinder abzubilden. Das ‚Extrablatt‘ will künftig den ‚Illustrated London News‘ in allem außer in der Güte der Bilder nachstreben. Aber da bekam der Stolz der Julier einen Knacks. Die kaiserliche Hofgartendirection erlaubte ihnen nicht, eine Photographie des Kranzes, den der Kaiser für den Sarg der Königin Victoria anfertigen ließ, zu reproducieren. Und nun jammern Bauer und Löwy, als hätte man ihnen das Kränzlein ihrer Ehre geraubt. Welche Schmach: »Die österreichischen Zeitungen werden eine authentische Abbildung einer Widmung unseres Kaisers erst dann bringen können, wenn dieselbe in den englischen Blättern erschienen sein wird.« So bleibt's also einstweilen noch wahr, dass wir in Oesterreich stets um etwas zurück sind. Mindestens hat das Verständnis für die Aufgaben und für den hohen Beruf der Presse noch nicht überall platzgegriffen.

* *
*

Für die Lebensanschauung, die die liberale Presse vertritt, sind besonders die »Einheirat«-Annoncen bezeichnend. Die lieblichste war am 2. Februar in der ‚Neuen Freien Presse‘ zu lesen. Sie lautete:

Einheirat.

> Junger repräsentationsfähiger Mann aus erster israel. Familie, akademisch und commerciell gebildet, mit größerem Vermögen, wünscht in ein bestehendes rentables Unternehmen einzuheiraten. Achtbare Familie und junges schönes Mädchen sind Vorbedingung. Nichtanonyme Briefe unter Chiffre — — — an. d. Ank.-Bur. d. Bl.

* *
*

Neulich hat die erste Tänzerin der Frankfurter Oper, Frl. Bessoni, im Annoncentheil der ‚Neuen Freien Presse‘ ihre »glänzenden Erfolge« inseriert. Damit hat sie eine sehr erfreuliche Reform angebahnt, die sich allmählich auch die Collegen vom Schauspiel und von der Oper zu eigen machen werden: Die Emancipation von der Gunst der Zeitungsmächte durch sofortige Barbezahlung des Ruhmes. Frl. Bessoni wollte offenbar auch bekunden, dass ihr das Lob, das der redactionelle Theil der ‚Neuen Freien Presse‘ zu spenden in der Lage ist, bereits zu abgegriffen und entwertet scheint.

Ich habe einmal einen Ausspruch des Herrn Herzl gegen den Zionismus citiert. Am 17. October 1894 schrieb er nämlich in einem Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘, das der Besprechung eines Dramas des jüngeren Dumas gewidmet war, wie folgt:

Das versagende Mittel wird nun zugleich dazu benützt, einen Ausblick auf die Judenfrage zu eröffnen. Wieder ein Ausblick; versteht sich, ein falscher. Der gute Jude Daniel will die Heimat seines Stammes wiederfinden und seine zerstreuten Brüder heimführen. Doch gerade ein solcher Daniel weiß, dass den Juden mit ihrer historischen Heimat nicht mehr gedient wäre. Es ist kindisch, die geographische Lage dieses Landes zu suchen. Jeder Schuljunge kennt sie. Und wenn die Juden wirklich »heimkehrten«, so würden sie am andern Tag entdecken, dass sie längst nicht mehr zusammengehören. Sie wurzeln seit Jahrhunderten in neuen Heimaten, nationalisiert, von einander verschieden, in einer Charakterähnlichkeit nur durch den sie überall umgebenden Druck erhalten . . . .

Nunmehr werde ich auf ein Wort des Herrn Nordau aufmerksam gemacht, das er in seinen »Paradoxen« gegen seine heutige Weltanschauung geschleudert hat:

Man braucht durch keinen Blutstropfen mit einem Volke zusammenhängen und nimmt dennoch dessen Charakter mit allen Vorzügen und Fehlern an, wenn man nur inmitten desselben erzogen wird und lebt . . . . Die Abstammung ist es also nicht, die dem Menschen seine bestimmte Nationalität gibt . . . . Da die

anthropologische Grundlage der Nationalität nicht zu vertheidigen ist, so hat man versucht, ihr eine geschichtliche und gesetzliche zu geben . . . Die These gestattet hübsche rednerische Entwicklungen, aber sie ist dennoch rein sophistisch und wird von allen Thatsachen verächtlich mit dem Fuße beiseite gestoßen . . . . . Kaum zu bezweifeln ist, dass z. B. die Juden von den Völkern, unter denen sie leben, hauptsächlich darum als Fremde angesehen werden, weil sie mit unbegreiflicher Verblendung und Hartnäckigkeit an äußerlichen Gepflogenheiten, wie Zeitrechnung, Feier der Ruhetage und Feste, Speisengesetze, Wahl der Vornamen u. s. w. festhalten, welche von denen ihrer christlichen Volksgenossen völlig verschieden sind und in diesen das Gefühl eines Gegensatzes und einer Absonderung fortwährend lebendig erhalten müssen; aber jene Gemeinsamkeit ist keinesfalls hinreichend, um aus Völkern ein Volk zu bilden und Angehörigen eines Staates eine Nationalität zu geben. Nein, das alles sind pfiffige Künsteleien, welche die Wahrheit wie Seifenschaum zerbläst . . . und was man von der Stimme des Blutes faselt, das ist ein Hirngespinst . . .

* * *

»Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Richterstühlen und erheben nicht nur Armseligkeitskrämer zu den Sternen, sondern injuriieren sogar ehrenwerte Männer mit ihren Lobsprüchen. Reimschmiede, die so dumm sind, dass jedesmal, wenn ein Blatt von ihnen ins Publicum kommt, die Esel im Preise aufschlagen, heißen ausgezeichnete Dichter, — Schauspieler, die so langweilig sind, dass natürlich Alles vor Freude klatscht, wenn sie endlich einmal abgehen, heißen denkende Künstler, Vetteln, deren Stimmen so scharf sind, dass man ein Stück Brot damit abschneiden könnte, tituliert man echt dramatische Sängerinnen! — Die Muse der Tragödie ist zur Gassendirne geworden, die jeder deutsche Schlingel nothzüchtigt und mit ihr fünfbeinige Mondkälber zeugt, welche so abscheulich sind, dass ich den Hund bedaure! Die Wörter: »genial, sinnig, gemüthlich, trefflich« werden so ungeheuer gemißbraucht, dass ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden Begriff erbärmlichen Zuchthauscandidaten vor dem ganzen Lande auf das unauslöschlichste zu infamieren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig,

gemüthlich, trefflich und genial! — O stände doch endlich ein gewaltiger Genius auf, der, mit göttlicher Stärke von Haupt zu Fuß gepanzert, sich des deutschen Parnasses annähme und das Gesindel in die Sümpfe zurücktriebe, aus welchen es hervorgekrochen ist!«

Christian Dietrich Grabbe: »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.« (I. 3.)

* * *

Liebe Fackel!

Preisräthsel: Ein dicht besetzter, 2063 Personen fassender Saal, in welchem ein 110 Mann starkes Orchester für beiläufig 30 Personen Musik macht. — Was ist das für ein Concert?*)

---

*) Der Einsender bringt mich in wahre Verlegenheit: ich weiß es nicht genau, aber es ist immerhin möglich, dass er auf die Philharmonischen Concerte in Wien anspielt.

Anm. d. Herausgeb.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. Ob nicht die ‚Neue Freie Presse‘ hie und da doch Beiträge bringt, die auch mich in stilistischer Hinsicht befriedigen? O doch! In den letzten Monaten z. B. den Brautwerbungsbrief des jungen Bismarck, die sprachlich erhabene Kundgebung der Bischofsconferenz gegen das Duell und das Antwortschreiben Nataliens auf einen Pumpbrief Milans. Ob dieser dem ‚Temps‘ nachgedruckte Briefwechsel echt ist, weiß ich nicht; aber was Natalie da geschrieben haben soll, gehört jedenfalls zum Feinsten und Geistreichsten, das je der Feder einer Frau entflossen ist. Die serbische Exkönigin hat viel durchgelitten, aber sie scheint sich eine Noblesse und Anmuth des Geistes bewahrt zu haben, die sie sogar über die Herren Herzl und Staberl junior stellt. Sie sehen, ich verwerfe nicht alles, was je in der ‚Neuen Freien Presse‘ gestanden ist.

Nationalökonom. Von den Herren Doctoren Komorczynski und Wrabetz habe ich allerdings zu viel behauptet. Nicht jener Dr. v. Komorczynski, der Concipist der Handelskammer geworden ist, sondern sein Vetter, Herr Dr. Egon von Komorczynski, ein junger Literarhistoriker, hat das Buch über Schikaneder geschrieben. Er selbst kann auch bezüglich der literarischen Bethätigung nur auf die durch eine außerordentliche Universitätsprofessur im letzten Jahre belohnten Verdienste seines Vaters hinweisen. Uebrigens soll er ein fähiger Mensch sein. Ernannt aber wurde er natürlich nicht wegen seiner noch unerprobten Fähigkeiten, sondern wegen des guten Erfolges

der von Herrn v. Mauthner geforderten Ahnenprobe. Herr Dr. Wrabetz war vor Jahresfrist nicht Staatsanwaltssubstitut, sondern bloß staatsanwaltschaftlicher Functionär. Der witzige Herr, der in der letzten Sonntagsnummer der ‚Neuen Freien Presse' die ‚Fackel', natürlich ohne sie zu nennen, corrigierte, hat hierin Recht; dass ein Handelskammerconcipist ein S t a a t s beamter der zehnten Rangsclasse sei, hat er sich aber von einem besseren Spassvogel, als er selbst ist, weißmachen lassen. Jedenfalls trägt die Stelle eines Concipisten der Handelskammer 3400 Kronen Gehalt. Für die Ernennung des Herrn Dr. Wrabetz kann übrigens die erfolgreiche Ablegung der Richteramtsprüfung nicht maßgebend gewesen sein. Die Handelskammer brauchte allerdings einen geprüften Richter; denn sie hat ein Schiedsgericht, und ihr Bureau besorgt auch den Dienst des Lagerhaus-Schiedsgerichtes. Und beide Schiedsgerichte haben bisher formell und materiell so schlecht gearbeitet, dass die mit Klagen bestürmten Ministerien des Handels und der Justiz der Kammer bedeuteten, sie müsse einen geprüften Richter im Secretariat anstellen. Aber Herr Dr. Wrabetz war nicht der einzige, der sich meldete, und keineswegs der bestqualificierte. Unter seinen abgelehnten Mitbewerbern befanden sich vielmehr zwei Gerichtsadjuncten mit fünfjähriger Praxis.

»Beamten und Beamtinnen der ‚Universale'.« Ich habe schon einmal — in Nr. 59 — die principiellen Gründe dargethan, aus denen — sicherlich gerechte — Beschwerden über Ausbeutung und schlechte Behandlung in der ‚Fackel' nicht Aufnahme finden können. Wenden Sie sich doch an die ‚Arbeiter-Zeitung'! Dort m ü s s e n ja Zustände, wie die von Ihnen geschilderten, aufgedeckt werden, und da die ‚Arbeiter-Zeitung' meines Wissens gegenwärtig keine Inserate der »Universale« bringt, sehe ich nicht den entferntesten Grund, zu bezweifeln, dass man auch Ihren Klagen Gehör schenken wird, wenn sie sich als stichhältig erweisen.

Naivling. Sie fragen an, ob die großen Zeitungsverwaltungen, die am Sonntag kiloschwere Nummern von 80 bis 100 Seiten herstellen, an solchen Tagen den armen Austrägern und Austrägerinnen, die die Last kaum schleppen können, etwas von ihrem fetten Profit zukommen lassen.

»Alpha«. Ich dachte an die W o r t v e r b i n d u n g: »Schellenlaut und leer«, die Hofmannsthal anwendet. Dass »schellenlaut« an sich ein im »Faust« gebrauchter Ausdruck ist, war mir bekannt.

Laie. Sie schreiben: »In einem Referate des Herrn Julius Bauer über das Wiederauftreten der Frau Palmay im Theater an der Wien ist zu lesen: ‚Wir erinnern uns noch, wie sie vor ihrem ersten Auftreten in unserem Bureau erschien — — —'. Ja, müssen denn die Künstler, bevor sie sich dem Publicum vorstellen, zuerst bei den Herren Journalisten die Visitkarte abgeben?« Gewiss; und oft mehr als das.

Zeitgenosse. Die Barnum-Notizen der Tagespresse hätten auf die Dauer zu monoton gewirkt, wenn nicht hin und wieder der Ernst der

Reclame durch eine wippchenhafte Wendung unterbrochen worden wäre. So hieß es neulich im Chore: »(Letzte Woche des Professors Norton B. Smith bei Barnum.) Diejenigen Besitzer von Pferden, welche irgend welche Untugenden besitzen und die die Absicht haben, diese Thiere zur Behandlung dem Professor Smith zu geben, werden benachrichtigt, dass hiezu in dieser Woche die letzte Möglichkeit gegeben ist.«

Leserin. Für einen Heine-Kranz wäre bereits gesammelt; jetzt bedarf's nur mehr der Anschaffung eines »Büchmann« für die ‚Neue Freie Presse'. Sie haben Recht: Die Citatenverwirrung wird immer unerträglicher. Der neueste Sonntagshumorist — vielleicht ist's nur ein unter anderem Namen bereits zurückgewiesener — Herr Thomas, berief sich neulich auf »Ibsens Wort«: »Der Starke ist am mächtigsten allein.« Dann heißt es jedenfalls in Schillers Wilhelm Tell: »Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher allein steht« . . . Hübsch war die Schilderung des Begräbnisses der Königin Victoria. Kaiser Wilhelm sei »aschgrau im Gesicht« gewesen: »Mit eingefallenen Wangen ritt in all der gewaltigen Menge ein einsamer Mann dahin.« — Das »Mädchen-Comité«, das, wie die ‚Neue Freie Presse' jüngst erzählte, »schon seit Jahren im Dienste humanitärer Institutionen« wirkt, ist auch nicht übel.

Musikalienhändler Gutmann. Ob Sie Ihr Gewissen durch einen Handkuss bei einem Cardinal oder durch endliche Auszahlung eines Honorars an die Erben Anton Bruckners beruhigen sollen? Ich bin entschieden für das zweite.

Leser in der Provinz. Nein. Herr Dr. Morgenstern, der im ordprocess Ott den Witz mit der Firma Schenker & Comp. gemacht hat, ist noch immer Advocat.

L. B., Floridsdorf. Ich danke für Ihre große Freundlichkeit, aber die Büberei des Herrn in den socialdemokratischen ‚Neuen Glühlichtern', von der Sie mir Mittheilung machen, habe ich nicht gelesen. Sie würde mich wohl ebensowenig erschüttert haben, wie das alberne Geschimpfe eines Herrn York-Steiner in dem neuen Berliner Blatte ‚Der Tag', der mit abscheulichem Behagen einen an mir verübten Act der Brutalität feiert und das Faustrecht im literarischen Kampfe proclamiert. Irre ich mich nicht, so ist das derselbe Herr, der mich seinerzeit in der ‚Wiener Mode' angehimmelt und den nämlichen Act der Brutalität verurtheilt hat; später wurde er Zionist. Er spricht mir übrigens noch immer »unleugbares Talent, scharfe Satire und stilistische Begabung« zu. Dies Lob aus dem Munde eines Fachmannes, der mit Jargonlauten nur so herumwirft, bringt mich wahrlich in Verlegenheit. Diese jüdisch-nationalen Helden haben überhaupt eine eigene Art, zu polemisieren. Da schreibt einer unter dem frech angemaßten Titel »Wiener Spaziergänge« in einem klebrigen Montagsblättchen ein Feuilleton gegen mich. Darin standen die reizenden Sätze: »Eine kleine Weile schien es, als ob ein neuer Spitzer seine Zunge an dem

Schleifstein unseres träge dahinrollenden Zeitkarrens wetzen wollte. Ein kleines, rothes Büchlein stürmte wie ein Feuerbrand gegen die Corruption unserer Paläste heran und schleuderte Geistesfunken gegen die matratzengefütterten Schilderhäuser unserer hervorragendsten Nachtwächter auf dem Felde der Kunst, Literatur und Glücksjagd. Ein spitzes Zünglein zeigte sich wohl in dem Feuerantlitz, aber es stach nicht, es leckte nur an den Kehrseiten der gesellschaftlichen Unmoral, und sein unstätes Befühlen und Begeifern aller Albernheiten glich mehr dem unnützigen Geflunker einer giftlosen Blindschleiche, als dem ehrlichen Zornesbiss eines Berufenen. — — Ein heftiges Pfauchen aus schmaler Katzenbrust.« Und diese orientalische Bilderfülle um meiner armen Wenigkeit willen! Die Zunge der Blindschleiche, der Feuerbrand und die Katzenbrust bin nämlich ich. Aber am nächsten Tag ließ mich der Herausgeber anflehen, der Artikel sei ohne sein Wissen erschienen, ich möchte Gnade üben und das Blatt »nicht angreifen«. So constatiere ich denn bloß, dass das Blatt ‚Extrapost' heißt.

Neugierig. »— — — Gerücht ist eine Pfeife,
Die Argwohn, Eifersucht, Vermuthung bläst,
Und von so leichtem Griffe, dass sogar
Das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen,
Die immer streit'ge, wandelbare Menge
Drauf spielen kann.«

So sagt das Gerücht, das — ein Prolog bei Shakespeare — »ganz mit Zungen bemalt« auftritt, »der Menschen Ohr mit falscher Zeitung stopfend«. Da die falschen Zeitungen mich so beharrlich todtschweigen — die ‚Neue Freie Presse' hat sogar mir zuliebe neulich ein ganzes Schwurgerichtsrepertoire unterdrückt —, ist es begreiflich, dass sich umso eifriger das täglich zweimal erscheinende Gerücht mit meiner Person befasst. So theilen Sie mir jetzt mit, dass die ‚Fackel' zu erscheinen aufhört und dass ich nach Berlin zu übersiedeln mich entschlossen habe. Ich muss offen gestehen, dass mich diese Nachricht völlig unvorbereitet trifft. Aber sie interessiert mich, da sie von offenbar wohlinformierter Seite kommt, fast so sehr, wie die anderen Eröffnungen, die mir letzthin ein Eingeweihter über mich gemacht hat. Der zwinkerte mit dem linken Auge und theilte mir, als ich ihn bat, mit der Sprache herauszurücken, im Vertrauen mit, dass ich mich entschlossen habe, als Hofrath in das Justizministerium einzutreten und um diesen Preis die ‚Fackel' aufzugeben. Ich hab's damals nicht weitererzählt. Aber einen Wunsch hat die Unterredung in mir wachgerufen: Einmal bei der Entstehung eines Gerüchtes über mich zugegen zu sein!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


. 69
Wien, Ende Februar 1901
II. Jahr
Die Fackel
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint [illegible] im Monat im Umfange von 16–48 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei . . . . K 7.—
» » halbjährig, » . . . . » [illegible]
» das Deutsche Reich, ganzjährig, » . . . . Mk. 7.—
» » » » halbjährig » . . . . » [illegible]
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei » [illegible]
» » » » » halbjährig » » 4.2[illegible]

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Sind zu haben in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Buchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt [illegible] Telephon Nr. [illegible]

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borg[illegible], Leipzig, [illegible]straße 11.

[illegible] nehmen [illegible] Abonnements [illegible] die Zeitungsverschleisse der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: ¹/₁ Seite K [illegible], ¹/₄ Seite K 28.—, ¹/₂ Seite K [illegible] Bei grösseren Inseratenaufträgen wird eine entsprechende Preisermässigung [illegible]

DIE FACKEL

Nr. 69 WIEN, ENDE FEBRUAR 1901 II. JAHR

»Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima.«

Cicero, ad Ennium.

»Elender Pamphletist!« Dies Wort des Anklägers brachte die Richter, die Zeugen, die Geschwornen, die Zuhörer gegen mich auf und entschied alles. Ich war von diesen Herren verurtheilt, im Augenblick, da mich der Ankläger einen Pamphletisten genannt hatte, worauf ich doch nichts erwidern konnte; denn ich war mir ja bewusst, wirklich so etwas geschrieben zu haben, was man ein Pamphlet nennt. Ich hätte nicht zu leugnen gewagt. Ich war nach meinem eigenen Urtheil ein Pamphletist, und da ich den Schrecken sah, den dieses Wort allen Zuhörern einflößte, saß ich verwirrt da.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wenn Herr Broë*) Sie Pamphletist genannt hat, so bedeutete dies so viel, als hätte er gesagt: ‚Unglücklicher, du wirst nie ein Amt oder Sold bekommen; Bedauernswerter, du wirst in kein Vorzimmer eines hohen Herrn vorgelassen werden und zeitlebens wirst du kein officielles Gunstlächeln, keinen Gnadenblick von oben erhalten!‘ Das ist es, was sie schaudern machte, als sie das Wort Pamphletist hörten, das ist es, weshalb sie aus Ihrer Nähe flüchteten. — — — Der wahrheitsliebende Autor eines Blattes oder einer Broschüre, die ein bischen gelesen wird, hat naturnothwendig Alles gegen sich, was nicht zum Volke gehören will, und das ist bei euch in Frankreich alle Welt. Keiner will von ihm etwas wissen, jeder verleugnet ihn. Wenn trotz alledem Gottes Gnade euch immer wieder Pamphletisten schenkt, so thut sie es darum, weil es nothwendig ist, dass es auch Scandale gebe. Aber wehe demjenigen, durch den der Scandal zum

*) Der Ankläger in dem Pressprocess gegen Courier, der ihn mit »Elender Pamphletist« apostrophiert hatte.

Ausbruch kommt, der im allgemeinen Interesse über einen wichtigen Punkt dem Publicum die Wahrheit sagt! — — Ihm wäre besser, er wäre nie geboren. Doch gerade die Verfolgung ist es, die seinen Worten Glauben verschafft. Keine Wahrheit hat sich noch ohne Martyrthum Bahn gebrochen, mit Ausnahme der Euklidischen Lehrsätze. Man kann Andere nicht überzeugen, ohne für seine Ueberzeugung gelitten zu haben, und der heilige Paulus sagt mit Recht: ‚Glaubet mir, denn ich bin oft im Gefängnisse.‘ Wenn er in Wohlleben sich befunden und aus der Lehre, die er predigte, Gewinn gezogen hätte, er hätte nie die Kirche Christi gegründet. — — — Du aber, Winzer Paulus Louis, der Einzige, der in deinem Lande ein Mann des Volkes sein will, gehe einen Schritt weiter, nenne dich Pamphletist und verkünde es laut, dass du Pamphletist bist. Schreibe, mache Pamphlet nach Pamphlet, so lange dir der Stoff nicht ausgeht. — — Man wird dich anhören, wenn man sieht, dass du verfolgt wirst. Denn du brauchst diese Unterstützung, und du bist ohnmächtig ohne die Hilfe des Herrn Broë. Deine Aufgabe ist es, zu sprechen, die seine, durch die Anklage gegen dich die Wahrheit deiner Worte zu beweisen.«

Paul Louis Courier, »Pamphlet des pamphlets« (1824).

Ich habe neulich vor dem Schwurgericht die Herren Hermann Bahr und Bukovics angeklagt und wurde, da ich von hundert Vorwürfen zwei nicht gerichtsordnungsmäßig beweisen konnte, zu einer hohen Geldstrafe und zur Bezahlung der Gerichtskosten verurtheilt. Mir war's wahrhaftig nicht darum zu thun gewesen, den Kampf, den ich seit zwei Jahren in diesem Blatte führe, auf den Boden des Gerichtes zu übertragen, und es ist ja auch bekannt, dass ich es nur auf ausdrücklichen Wunsch meiner Gegner gethan habe. Sie ließen mich eines Tages verständigen, dass ihnen die fortgesetzten Angriffe ungemüthlich geworden seien und dass sie es für gerathen hielten, den Streit der geräuschlosen und unblutigen Judicatur einer literarischen Oeffentlichkeit zu entziehen und von dem gut unterrichteten Publicum an die besser zu unterrichtenden Geschwornen zu appellieren. Ich habe diesen Schritt nicht begriffen und nicht gebilligt. Der in seiner Ehre

beleidigte Privatmann, dem die öffentliche Presse Genugthuung weigert, mag in der Klage den einzigen Ausweg erblicken. Aber die in ihrer Ehre beleidigte Presse verfügt über eine Macht, die es ihr an die Hand gibt, dieselbe Oeffentlichkeit, die Zeuge der Beleidigung war, auch als Richter anzurufen. Die sofortige Aufklärung des Sachverhalts im ‚Neuen Wiener Tagblatt': die schleunige Publication des zwischen den Herren Bahr und Bukovics abgeschlossenen Kaufvertrages und die — nicht einmal ehrenwörtliche — Versicherung des Herrn Bukovics, dass er im Falle Holzer sein Ehrenwort nicht gebrochen habe, hätten das Verfahren wesentlich abgekürzt. Ich kann nachträglich verrathen, dass ich so loyalen Gegnern gegenüber das Wort zu der folgenden Erklärung gefunden hätte:

»Ich muss die Herren Bahr und Bukovics heute loben, weil sie mit der thörichten Todtschweigetaktik gebrochen haben, mir muthig entgegentreten und die Zahl der ihnen vorgeworfenen Facten um zwei verringern. Sie haben die Entscheidung der breitesten Oeffentlichkeit angerufen, die wir ja immer als zuständigen Richter über die Differenzen unserer Anschauungen — auch der moralischen — betrachten können. Drei, oder eigentlich zwei, thatsächliche Angaben der ‚Fackel' sind es, die von den Herren bestritten werden und auf deren Widerruf sie Wert legen zu müssen glauben. Mir scheinen sie im Vergleich zu allem, was ich zumal gegen Herrn Bahr in der ‚Fackel' seit deren erstem Hefte vorgebracht habe, so wenig bedeutend, dass mir nichts daran liegen kann, sie aufrecht zu halten. Herr Bahr hat also den Grund zu seiner Villa in Ober-St. Veit — er versichert es und legt zum Beweise einen Kaufvertrag vor — n i c h t von Herrn Bukovics als Geschenk erhalten. Was verschlägt's mir, der dies doch nur als eines der nebensächlichen Argumente für die Incompatibilität der Stellungen eines Kritikers und eines Autors, dessen Stücke der von dem Kritiker abhängige Theaterdirector aufführt, herangezogen hat?

Und Herr Bukovics behauptet — bei einer Gerichtsverhandlung würde er es wohl beeiden —, er habe Herrn Rudolf Holzer nicht das Ehrenwort gegeben, dass er dessen Stück im Herbst 1899 aufführen werde. So hat Herr Holzer, als er meinen Gewährsmännern von einem Ehrenwort und einem Ehrenwortbruch sprach, eine Unwahrheit gesagt und gibt dies zu, so lange er der Erklärung des Directors nicht widerspricht. Bei einer Gerichtsverhandlung würde er wohl beeiden, dass er nie ein Ehrenwort empfangen habe, und bei einer Gerichtsverhandlung würde sich wohl noch klarer herausstellen, dass er seinerzeit meine Gewährsmänner und somit auch mich irreführte. Aber das, was Herr Holzer vor einer eventuellen Beeidigung über diese Angelegenheit herumerzählt, ist eben gleichgiltig, Herr Holzer kann von keiner Macht der Erde gezwungen werden, außergerichtlich die Wahrheit zu sagen, und ich habe nur die erfreuliche Thatsache zu vermerken, dass der Theaterunternehmer die Hilflosigkeit eines jungen Autors, dessen ich mich annehmen wollte, nicht ausgenützt, ihn nicht in seinen Erwartungen betrogen und überhaupt nichts gethan hat, was Herrn Holzer schädigen oder Herrn Bukovics in der öffentlichen Meinung herabsetzen könnte. Ich kenne Herrn Holzer nicht persönlich und habe mich für ein allgemeines autorrechtliches Interesse eingesetzt, da ich seine Sache gegen Herrn Bukovics führte, wie sechs Wiener Theaterkritiker die Sache des Herrn Schnitzler gegen den Burgtheaterdirector geführt haben. Könnte es nicht auch geschehen, dass die sechs journalistischen Nothhelfer des Herrn Schnitzler bekennen müssten, sie hätten ihr kränkendes Verlangen, dass Herrn Schlenthers »in Ausübung seines Amtes hinausgegebenes Wort einer gewissen Verlässlichkeit nicht entbehre«, auf Grund einer vorschnellen und einseitigen Information gestellt? Herr Schlenther hat den Sachverhalt aufgeklärt, aber die Herren waren nicht so loyal, eine Erklärung ab-

zugeben, wie ich es heute, ohne gezwungen zu sein, thue. Gebrochenes Wort — gebrochenes Ehrenwort: unter Männern wiegt der Vorwurf gleich schwer. Und ist's ein Unterschied, weil dort Herr Schnitzler persönlich, hier Herr Holzer indirect, durch verlässliche und honorige Freunde, informiert hatte? Und auf welcher Seite war der bessere Glaube? Die sechs Kritiker haben wie ich eine fremde Sache zu der eigenen gemacht. Aber sie haben einen persönlichen Freund, ich einen mir völlig unbekannten Autor geschützt; sie hatten sichtlich einer alten Animosität gegen Herrn Schlenther den neuen Vorwand gefunden, ich wollte gegen den mir völlig gleichgiltigen Herrn Bukovics eine principielle Frage erörtern. Die Gegenerklärung des Burgtheaterleiters hat bewiesen, dass die Herren mit den Mitteln der Indiscretion und der absichtlichen Verschweigung der Herrn Schlenther entschuldigenden Correspondenz gearbeitet hatten. Meine Information war lückenlos: die private Aussage des Geschädigten. Und darum war nicht nur der bessere Glaube, auch die bona fides auf meiner Seite. Eine zuverlässigere Information als durch eine der betroffenen Personen gibt es nicht, der Schädiger aber ertheilt keine Auskunft. Beim Ehrenwortbruch selbst konnte ich nicht zugegen sein, und eine telephonische Anfrage an Herrn Bukovics hätte ihren Zweck verfehlt. So musste mir, was Herr Holzer mehreren Herren gesagt, gelten. Heute erkenne ich, dass es trotzdem nicht gilt. Das will besagen: unter hunderten eine unrichtige Information. Sie würde mich entehren, wenn ich sie um der Person, nicht um der Sache willen aufgenommen hätte, wenn die Information mit dem Kampf identisch wäre. Aber die Information ist unrichtig, und der Kampf ist gerecht. Herr Bukovics hat sein Ehrenwort nicht gebrochen, und die Autoren sind der Willkür der Theaterunternehmer preisgegeben. Die Sache bleibt, das Beispiel war schlecht gewählt. So wenigstens versichert Herr Bukovics und würde es bei einer Gerichtsverhandlung wohl beeiden.

Und nun zu Herrn Bahr. Er veröffentlicht einen Kaufvertrag, den er mit dem Volkstheaterleiter abgeschlossen hat. Er hat also das Grundstück in Ober- oder Unter-St. Veit nicht geschenkt bekommen. Ich war also unrichtig informiert. Und wieder ist es mir darum zu thun, meinen besten Glauben in der Sache und meinen guten Glauben in der Information zu beweisen. Ich bekämpfe Herrn Bahr und sein die letzten Reste einer österreichischen Literatur verheerendes Treiben seit zehn Jahren. Ein persönliches Motiv wird mir höchstens Herr Bahr nachsagen können; nachweisen nicht einmal er. Diesem Kampfe liegt die Gegensätzlichkeit zweier literarischer Organismen, zweier Weltauffassungen zugrunde: Herr Bahr ist, soweit die Thätigkeit im Dienste der Actiengesellschaft Steyrermühl dies zulässt, mehr dionysisch veranlagt, ich anders. Herr Bahr ist für das productive Schaffen überhaupt und für sein eigenes ganz besonders und für schrankenlose dramatische Bethätigung sogar dort, wo die Objectivität des Kritikers darunter leiden könnte. Und ich — bin der ewige Störenfried. Herr Bahr ist mehr positiv veranlagt, ich mehr kritisch, Herr Bahr f ö r d e r t das Unkraut, ich jäte es aus. Und da er den Ehrgeiz hat, das literarische Unkraut, das er im Laufe der Jahre gefördert, selbst noch zu überwuchern, scheint er mir doppelt gefährlich. So erklären sich Eifer und Heftigkeit meines Kampfes. Dazu kommt: Herr Bahr ist weitaus begabter als die anderen; wo die anderen sich mit dem Emporschwindeln ihrer eigenen werten Persönlichkeit begnügen, hat er immer die Kraft, sich u n d ein Dutzend Talentlosigkeiten durchzusetzen. Ferner: er ist ein Renegat ins Ghetto, er leiht dem Treiben der geschäftig wimmelnden Schmöcke seine arische Repräsentanz, und während er mit der Geriebenheit von hundert Buchbinders seine dramatische Erwerbsthätigkeit mit dem kritischen Amte verkuppelt, bleibt er nach außen der selbstlose Förderer aller heimatlichen Talente, der Entdecker sämmtlicher im Reichsrath nicht genügend vertretenen Provinzen, der

patriotische Culturbringer, dem sich die schwarzen Bärte und die gelben Flecke seiner Concordiabrüder mählich zu einem profitablen Schwarzgelb verdichtet haben. Freimaurer machen seine Premièrenerfolge, die Reclame der journalistischen Gevatterschaft und die Bereitwilligkeit der dem Freunde und einflussreichen Kritiker ergebenen Direction besorgen das Uebrige. Er ist der deutlichste Vertreter des Systems, das auf Wiens Bühnen so drückend, alle Lebensgeister dieser Stadt ertödtend wirkt, der bedenkenloseste Missbraucher jener Gewalt, die da Presse heißt und die, als »Concordia« constituiert, der geistigen Entwicklung dieser Stadt hundertmal gefährlicher wurde als das »Concordat«, dessen Herrschaft sie ablöste. Wie die Mitglieder der Maffia und Camorra von den sicilischen Gutsbesitzern Abgaben an Geld, Getreide oder Vieh bei sonstiger Einäscherung des Hofes erpressen, so erzwingen die Mitglieder der »Concordia« von den Wiener Theaterdirectoren die Abgabe von Tantièmen bei sonstiger Zerstörung des Theaters. Verzweifelnd hat der alte Jauner von dem Revolver, den er als wirksame Waffe in jahrzehntelanger Theaterlaufbahn kennen gelernt hatte, selbst Gebrauch gemacht, und Alexandrine v. Schönerer, die durch zehn Jahre in der Wahl schwankte, ihr Theater durch elende Kritiken oder durch elende Operetten ruinieren zu lassen, ist schließlich, völlig gebrandschatzt, vom Schauplatz ihres Martyrthums abgetreten. Ich habe Herrn Bahr oft und oft vorgehalten, dass er, der einst mit harten, wenn auch stets nur allgemeinen, Anwürfen gegen dies schändliche System zu Felde zog, es jetzt mit aller Kraft zu stützen und mit aller Geschäftsklugheit zu nützen trachtet. Ich thue dies auch heute und wiederhole zum hundertsten Mal, dass er offenkundiger und bewusster als die anderen seine Kritik über ein bestimmtes Wiener Theater in den Dienst seiner Geschäftsbeziehungen zu ebendemselben Theater stellt. Denn ich vermag nicht nur nachzuweisen, dass er, als der Tantièmenstrom

in seine Tasche zu fließen begann, über Director, Regie und Schauspieler, die er einst beschimpft hat, anderer Meinung wurde: ich kann auch zeigen, wie er nachträglich, als er sie in ein Buch aufnahm, seine früheren aggressiven Urtheile verändert hat. Einem Kritiker, dem von dem Theater, das seiner kritischen Controle anvertraut ist, so reiche Vortheile zufließen wie Herrn Bahr, einem Kritiker, dessen Durchfallsstücke von der Direction sichtlich »durchgepeitscht« werden und dessen verlachte »Josephine« unter vierzehn Aufführungen sechs an Sonn- und Feiertagen erleben durfte, habe ich nunmehr zugemuthet und zugetraut, er lasse sich von dem befreundeten Theaterunternehmer einen Villengrund schenken. Dies ist nach all dem, was ich vorher behauptet, keine Beleidigung mehr. Die Herren Bahr und Bukovics machen aus dem Freundschaftsbündnis, das sie über einer stürmischen Vergangenheit geschlossen, kein Hehl. Einem Freund zuzumuthen, er habe dem Freunde ein Geschenk gemacht, ist keine Ehrenbeleidigung. Sie wird es erst durch den Zusatz, dass jener ein beeinflusster Kritiker sei. Gelingt es mir, nachzuweisen, dass Herrn Bahrs kritische Objectivität schon im Tantièmenrausche getrübt sei, so wäre, selbst wenn die Schenkung des Grundstückes ein Kauf ist, mein Wahrheitsbeweis für die Ehrenbeleidigung erbracht. Die Behauptung: Müller hat dem Schulze eine Uhr geschenkt — mag wahr oder falsch sein. Eine Beleidigung ist sie nicht. Wenn ich aber hinzufüge: Müller ist nämlich mit Schulzes Frau sehr gut bekannt, so steckt im Worte »nämlich« die Beleidigung. Gelänge es nun, in einem Processe nachzuweisen, dass Schulze jährlich von Müller einige tausend Kronen für die Duldung des ihm bekannten unsittlichen Verhältnisses Müllers zu Schulzes Frau bezieht, so wäre die Frage, ob ich durch die Behauptung vom Uhrgeschenk eine Ehrenbeleidigung begangen habe, auch wenn diese Behauptung sich als völlig falsch erweist, zu verneinen. Ich hätte

also bloß das unsittliche Verhältnis Bahr - Bukovics nachzuweisen. Herr Bahr aber versteift sich auf den Villengrund und legt den Kaufvertrag vor. Umso besser. Dann war ich in diesem einen Punkte falsch oder ungenau informiert, und der Kritiker, der sich von der Kanzlei des Deutschen Volkstheaters jährlich mehrere tausend Kronen schenken lässt, war so nobel oder so kleinlich, sich nicht auch noch einen Villengrund schenken zu lassen. Meine bona fides: ich hatte von mehreren Seiten die in St. Veit als notorisch geltende Thatsache erfahren, und da ich zwecks Ueberprüfung der Nachricht mich nicht gut telephonisch an einen der betheiligten Herren wenden konnte, habe ich mich an das Grundbuch Hietzing gewendet. Und das Grundbuch sollte doch in solchem Falle der zuverlässigste Gewährsmann sein. Was fand ich? Besitzer des Grundes, auf dem Herr Bahr seine bereits bezogene Villa gebaut hat — Emerich v. Bukovics. Vielleicht, sagte ich mir, hat irgend ein besonderer Umstand die Eintragung des Kaufvertrages verzögert?*) Immerhin — ein Theaterrichter muss auch den Schein vermeiden. Warum kauft sich Herr Bahr just in Ober-St. Veit an, warum löst er just Herrn v. Bukovics, über dessen Geschäft er öffentlich urtheilt, einen Grundbesitz ab? Sind derartige geschäftliche Transactionen zwischen einem Publicisten und einem Theaterleiter überhaupt zulässig? Und wo sind die Garantien gegeben, dass der Kaufpreis des Grundes dem Werte entspricht? Eine Sache kann geschenkt, sie kann aber auch »wie geschenkt« **) sein: negotium mixtum cum donatione . . . Aber ich verzichte auf alle Einwände. Herr Bahr versichert, er habe das Grundstück durch Kauf erworben. Meine

*) Sie geschah, wie sich gezeigt hat, erst am 8. November 1900, also fünf Monate nach meiner Publication.

**) In der Verhandlung wurde vorgebracht, dass der Kaufpreis des Bahr'schen Grundes: 4·25 Gulden per m², der Kaufpreis des Nachbargrundes (laut Briefes des Besitzers, Oberstlieutenants v. Sturmthal in Graz) »auf Grund des seinerzeitigen Angebotes eines hervorragenden Wiener Architekten« 7 fl. per m² beträgt.

Information war demnach ebenso unrichtig, wie mein Kampf gerecht.«

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So ungefähr hätte ich gesprochen, wenn meine Gegner mir auf dem Terrain ihrer Presse entgegengetreten wären. So spreche ich heute, da sie es nicht gethan, da sie aus der sinnverwirrenden Fülle der Beschuldigungen klaren Blickes zwei herausgehoben und den ganzen Kampf in die Sphäre einer trockenen Criminalität gerückt haben. Ich habe ihn — und das ist das rühmliche Ergebnis dieser Gerichtsverhandlung — dem unfruchtbaren Boden wieder entzogen. Ich habe den Herren bewiesen, dass ihre Beziehung, auch wenn der eine nie ein Ehrenwort gebrochen, der andere nie ein Grundstück geschenkt bekommen hat, eine unstatthafte ist. Ich habe bewiesen, dass junge, einflusslose Autoren sich von den allmächtigen Theaterlenkern alles gefallen lassen müssen, und klarer konnte dieser Schwächezustand der Oeffentlichkeit nicht gemacht werden, als durch die Vorführung eben jenes Herrn Holzer, der vor Gericht seine Begeisterung für Herrn Bukovics und seine Verachtung für mein Streben, ihn gegen den Unternehmer zu schützen, bekundete. Und dass Autoren, denen das kritische Nebenamt Einfluss über eine Theaterkanzlei verleiht, diesen Einfluss in schrankenlosester Weise ausnützen, konnte wieder nicht eclatanter als an der Figur eben jenes Zeugen Bukovics bewiesen werden, der gellend die Größe seines »Freundes und Gönners« ins Haus rief und in jedem Worte die Erkenntnis der Ueberlegenheit des kritischen Machthabers verrieth. Wahrlich, wenn Orgon und Tartüffe ihren Schöpfer Molière auf Ehrenbeleidigung geklagt hätten, drastischer wäre das Verhältnis ausgenützter Einfalt und geschäftsschlauer Freundschaft nicht dargestellt worden.

Diese Geschwornenverhandlung konnte zuletzt keinen andern Zweck haben als den einer thatsächlichen Berichtigung. Zwei Mittheilungen, die ich im

besten Glauben veröffentlicht, waren schlimmstenfalls unrichtig. Aber, dass hundert wirkliche Ehrenbeleidigungen citiert und bewiesen werden könnten, darauf waren die Herren nicht gefasst. Einstimmig haben die Geschwornen, die ja leider über nichts anderes entscheiden durften, die Unrichtigkeit zweier Informationen bekräftigt; einstimmig hätten sie, wäre sie ihnen gestellt worden, die Frage auf die Reinheit und Nothwendigkeit meines Kampfes bejaht. Dass ich ihn jenseits der durch den Strafprocess gesteckten Grenzen erläutern, dass meine Vertheidigung sich zu einer Anklage gegen das von mir angegriffene System verwandeln konnte, danke ich der Einsicht und Loyalität eines klugen und in Dingen der Literatur bewanderten Vorsitzenden, der, wie alle Zuhörer versicherten, charmant gegen mich war. Dass er wirklich charmant und gegen mich war, habe ich vor und nach seinem Resumé zu erfahren Gelegenheit gehabt...

Wenn ich bedenke, dass die Zeitungen, so entstellte, willkürliche und gehässige Berichte die meisten auch brachten, doch ein gut Theil der von mir aufgedeckten Theatercorruption der Kenntnis ihres Publicums vermittelt haben, so kann ich die mir auferlegte Geldbuße nicht zu hoch finden; was bedeutet sie im Vergleiche zu der Summe, durch die ich die liberale Presse zur Verbreitung meiner Ideen im außergerichtlichen Wege hätte veranlassen müssen?

Zum Danke an die Presse der übliche Dank an das Publicum. Es hat mich — ich meine das Auditorium der Verhandlung — nicht minder eifrig, nicht minder verständnisvoll unterstützt. Ich werde es diesen Neugierigen, die so zahlreich versammelt waren, nie vergessen, dass sie nach zweitägigem angestrengten Zuhören noch die Kraft hatten, bei meiner Verurtheilung in ein Indianergeheul auszubrechen. Rascher hätten die zwölf Männer aus dem Volke nicht zur Erkenntnis gebracht werden können, wem zu Gefallen sie ihr Verdict gesprochen hatten. Was mein Vertheidiger in einer meister-

lichen Rede ihnen angekündigt, eine Stunde später hatte es sich erfüllt, als ein tosendes Bravogeschrei ertönte und ein schadenfrohes Grinsen durch die versammelte Schaar der Jobber, Pressleute und Librettowucherer gieng. Nie sah ich auf solchen Gesichtern den Abglanz von so heiliger Begeisterung ruhen wie an diesem Abend, an dem ich nach zweitägigem, an Aufregungen reichen Kampfe einem Schuldurtheil standhielt. Ich sah das verklärte Antlitz des Herrn Buchbinder, als der Klageanwalt mir die Thätigkeit des »Schnüffelns« imputierte, und ich gewahrte die freudige Erregung des die vorderen Reihen beherrschenden Socialpolitikers Isi Singer, als Herr Harpner pathetisch verkündete, der Kampf gegen die Creditanstalt und Südbahn sei kein anticorruptionistischer Kampf. Ich glaube, die Sicherung des Terminhandels auf ein volles Jahrhundert, die behördliche Sanctionierung des »Schnittes« hätte in dieser Gesellschaft keinen größeren Jubel wecken können als meine Verurtheilung. Mich soll's nicht wundern, wenn ich noch erfahre, dass an diesem Abend die liberalen Zeitungsherausgeber beschlossen haben, den Betrag des defraudierten Zeitungsstempels für eine Auflage den Armen Wiens zu spenden, und sicherlich ist in allen anständigen Häusern der inneren Stadt, im Palaste des Millionendiebes wie in der von Olbrich eingerichteten Hütte des schlichten Börseaners, an diesem Abend illuminiert worden. Psychologisch interessant, meint ein Leser der ‚Fackel', sei das plötzlich erwachte Solidaritätsgefühl all jener inferioren Elemente gewesen, die sich sonst — im Existenzkampf — feindlich gegenüber stehen und die jetzt der durch die Angst geschärfte Instinct sich zusammenrotten ließ. Alle gegen Einen. »Es liegt eine tiefe, feierliche Ironie in dem Jubelruf: Wir haben gesiegt!« Und ein anderer Freund versichert, die Richtigstellung zweier Informationen im Gerichtssaal werde zwar mir nicht schaden, aber meinen erbärmlichsten Gegnern ungeheuer nützen. »Ich glaube an einen wirklichen und wahrhaftigen Sieg der

Corruption, an eine totale Abstumpfung des öffentlichen Gewissens. Ich kann nur wünschen, Sie mögen den Satz des Klageanwaltes, dass die ‚Fackel' ein gefährliches Blatt sei, durch jede Nummer zu bestätigen und zu widerlegen streben. Oder wollen Sie in der Auswahl Ihrer Gegner vorsichtiger sein? Nur Leute angreifen, die wirtschaftlich und social zu schwach sind, um Sie zu klagen? Es könnte auch Einer auf die Idee kommen, Ihnen zu rathen, Ihre Informationen sorgfältiger zu prüfen. Aber glauben Sie mir: daran liegt es nicht. Der Mann wäre ein Idealist. Lügen darf man, so viel man will; aber man muss achtgeben, mit wem und gegen wen. In Beziehung auf die Corruption jedoch gilt der Satz Goethes: »Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.« Alle Welt fühlt sich wohl dabei. Stören Sie die Leute nicht, sondern setzen Sie sich zu Tische. Sie haben den Anticorruptionismus zu ernst genommen. Wenn man das kunstgerecht machen will, so muss nan dem Wissenden zu verstehen geben, dass nan auch anders könnte, wenn man wollte. Dann geht's . . . . Sollte wirklich der Antiliberalismus an enem 23. Februar eine Schlacht verloren haben? Es vird immer klarer, dass unsere Gegner die Zeichen ler Zeit besser verstehen als wir.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

»Na, und wenn schon der Bukovics dem Bahr as Grundstück geschenkt hat — was geht denn das en Kraus an?« So lautet die Frage, der man in en letzten Tagen da und dort in Wien begegnen onnte. Sie bezeichnet das ethische Niveau, auf dem ch auch die wiederholte verzweifelte Erklärung des eugen Bukovics bewegt hat: wie er sein Repertoire ıache und ob er Herrn Bahrs Stücke am Sonntag der nur an Wochentagen gebe, dies sei seine Privatıche, in die sich niemand zu mischen habe. Der Socialemokrat Harpner pflichtete dieser Anschauung durch en oft und oft erhobenen und dem Gedankenkreise

des Franz Josefsquai entlehnten Einwand bei, dass ich mich um das Berliner Deficit des Herrn Bukovics nicht zu kümmern brauche, weil ich's ja doch nicht zu »zahlen« haben werde. Von dem Standpunkte dieser Ethik aus wäre ich am Ende freigesprochen worden, wenn es mir gelungen wäre, nachzuweisen, dass ich ein persönliches Interesse hatte, den Kampf gegen Herrn Bahr zu führen. Dann würde meine »Einmischung« erklärlich, und der Vergleich einer mir etwa von Herrn Bahr zugefügten Beleidigung mit der Bethätigung meines Rachebedürfnisses gäbe eine glatte Rechnung. Welcher Teufel aber plagte mich, den Herren Bahr und Bukovics ohne persönlichen Grund so hart zuzusetzen? So mag die stumme oder ausgesprochene Frage der Unbefangenen gelautet haben. Und alle Anderen gaben mir Unrecht, weil sie einen persönlichen Grund hatten, auf meiner Seite das Unrecht zu wissen. Vor solchem Forum sollten subtile Fragen der Ethik verhandelt werden. Schien da nicht die Zurückleitung des Streites in das enge Bett der Criminalität fast ein erlösender Ausweg? Man fand es erheiternd, dass vom Kritiker die gleichen Garantien für Unbefangenheit gefordert werden sollten wie vom Richter. Männer wie Harden, Speidel, Hanslick haben diese Garantien stets zu bieten gesucht. Es ist bekannt, dass ein Speidel, der sich seiner menschlichen, im lyrischen Naturell begründeten Schwächen wohl bewusst ist, nach Thunlichkeit sogar die persönliche Bekanntschaft der Burgtheaterschauspieler zu meiden suchte. Aber Herr Bahr, der die Kritik wirklich nur im Nebenamt betreibt, sprach auch theoretisch seine Geringschätzung für die Aufgabe des freien, unabhängigen Recensenten aus. . . . »Ein Kritiker ist Richter, und ein Richter muss auch den Schein wahren«, sagte der Vorsitzende des Theaterprocesses, der am 23. Februar in — München verhandelt wurde und der mit der Niederlegung des kritischen Amtes seitens des klagenden Theaterreferenten, der der Beeinflussung bezichtigt war, endete.

* * *

Der erfolgreiche Autor.

Der Kläger Bahr hat unter Eid ein Plaidoyer gehalten. Der Fluss seiner Rede musste ihm die Erinnerung davontragen, dass er als Zeuge sprach. Ich nahm darauf Rücksicht, mahnte ihn, als er dem Auditorium und auch mir Neuigkeiten über die Anfänge unserer Bekanntschaft mittheilte, an seinen Eid und musste mich, als er geendet, auf die nothwendigsten Correcturen beschränken. Zeit und Ungeduld drängten, und ich vergaß das Selbstverständliche. Als er meinen Kampf Rancune nannte und mir, dem auf die Erklärung Gespannten, vorzuplaudern begann, er habe »aus sicherer Quelle« gehört, dass mir »durch seinen Eintritt in das ‚Neue Wiener Tagblatt' Hoffnungen zerstört« worden seien, erwiderte ich alles mögliche, aber leider nicht: dass der Gewährsmann des Herrn Bahr ein Paralytiker sein müsse, wenn er ernstlich behauptet hat, ich hätte nach zwanzig Heften der ‚Fackel' mich noch mit der »Hoffnung« getragen, in eine liberale Redaction einzutreten. Die Argumente des Herrn Bahr konnte ich nicht mehr widerlegen, seine wertvollen Geständnisse nicht mehr festhalten. Und so hat er im Biedermeiertone mit der durchsichtigsten Ausrede Eindruck machen können. Da ist vor allem »der erfolgreiche Autor«, dem das Theater mehr zu verdanken hat, als er dem Theater. Er ist nie begünstigt worden, er bezieht einfach 10 Procent Tantièmen. Das ist nicht so einfach. Es gibt Autoren, die vom Volkstheater 8, manche, die auch nur 6 Procent für abendfüllende Stücke beziehen. Richtig ist, dass ein Theil der ersten Autoren 10 Procent bezieht, während andere Staffeltarife haben, denen zufolge sie je nach der Einnahme des Abends weniger als 10 Procent, 10 Procent und, wie ich glaube, bei ganz großen Einnahmen auch mehr beziehen. Von der Höhe der Einnahmen hängt es dann auch ab, wie oft der Director das Stück aufführen muss. Man kann leicht ausrechnen, dass Bahr bei einem derartigen Contract — Herr Director Blumenthal z. B. schloss solche Verträge — weniger verdient hätte als bei seinen 10 Procent. Immerhin: Herr Bukovics und Herr Bahr erklären Herrn Bahr für einen der erfolgreichsten Autoren. Nun sind aber in der Verhandlung Zahlen genannt worden. Dass ihre Bedeutung nicht rechtzeitig erkannt wurde, erklärt sich daraus, dass sie theils in Kronen, theils in Gulden angegeben waren, was neuestens in Oesterreich bei allen, die etwas zu verbergen haben, ein sehr beliebtes Mittel ist. Was kommt da heraus? Vier Stücke

von Bahr — der »Franzl« ist natürlich nicht in Betracht gezogen — sind am Deutschen Volkstheater 79mal aufgeführt worden. Die Einnahmensumme beträgt 226.310 Kronen. Die Durchschnittseinnahme betrug also 2865 Kronen. Der Durchschnittsetat eines Volkstheaterabends beträgt nach Angabe des Herrn Bukovics 3200 Kronen. Unter den Vorstellungen waren zwar einige Nachmittagsvorstellungen, die einen geringeren Etat haben, aber dafür auch acht Berliner Aufführungen mit höherem Etat, und überdies haben zwei von den vier Stücken, »Josephine« und »Wienerinnen« (mit den kostbaren Olbrich'schen Möbeln), eine sehr theuere Ausstattung gehabt; der von Bukovics selbst angegebene Durchschnittsetat trifft also hier gewiss zu, vielleicht ist er eher zu niedrig. Das Deutsche Volkstheater hat für 79 Bahr-Vorstellungen 79mal 3200 Kronen, das sind 252.800 Kronen, ausgegeben. Zu diesen Barauslagen kommen nun noch die Bahrauslagen (vulgo Tantièmen) mit 22.631 Kronen (10% von 226.310 Kronen).

Das Volkstheater hat also insgesammt 275.431 K ausgegeben
und . . . 226.310 „ eingenommen,
folglich an Herrn Bahr . . . . . . 49.121 K verloren.

Aber Herr Bahr wird von Herrn Bukovics einer seiner erfolgreichsten Autoren genannt. Da er das Volkstheater durch seine Stücke Geld gekostet hat, so ist es klar, dass er nach Herrn Bukovics' Meinung dem Theater als Kritiker eines einflussreichen Tagesblattes mehr als 50.000 Kronen eingebracht haben muss, wovon er eben circa die Hälfte erhielt. In der Verhandlung wurde aber der gewaltigste Eindruck damit erzielt, dass »nachgewiesen« wurde, dass $1 \times 10 = 10$ ist. Bahr habe zwar wirklich 22.631 Kronen Tantièmen bezogen, aber »dafür« dem Theater »zehnmal so viel eingebracht«.

* * *

Theatercontracte und Theaterehrenworte.

In den Briefen Friedrich Hebbels fand ich zwei bezeichnende Stellen:

»An K. Th. Küstner in Berlin.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich nicht umhin, in Bezug auf Ihren an meine Frau gerichteten Brief vom 12. d. M. zu bemerken, dass Sie der letzteren bei Ihrer persönlichen Zusammenkunft mit uns in Leipzig kein Gastspiel ‚in Aussicht‘ stellten, wie

Sie sich jetzt auszudrücken belieben, sondern ihr mit Wort und Handschlag ein solches für diesen Sommer versprachen — — — —«

»An K. Th. Küstner in Berlin.

Ich habe auf Ew. Hochwohlgeboren geehrte Zuschrift vom 22. d. M. Nachstehendes zu erwidern. Sie haben mir die Vorstellung meiner ‚Julia' nicht, wie Sie sich jetzt ausdrücken, in Aussicht gestellt, Sie haben dieselbe so feierlich und förmlich versprochen, wie ein Mann dem andern irgendetwas versprechen kann. Die Worte Ihres Briefes (vom 22. April 1849) lauten über diesen Punkt: ‚Es steht fest, dass ich die ‚Julia' zur Aufführung im Herbst bestimme, so dass das Studium im August, wo die Künstler alle von den Urlauben zurückgekehrt, beginnt und die Aufführung im September erfolgt, wo bereits die günstige Jahreszeit eingetreten ist.' Sie fügen dann noch hinzu: ‚In Ansehung dieses Stückes steht sonach alles fest!' und schließen: ‚Sollte Sie Ihr Weg zur Aufführung der ‚Julia' im September nach Berlin führen, so würde mir dies sehr willkommen sein, damit Sie sich überzeugen können, wie alle Mittel zum glücklichen Erfolg derselben aufgeboten worden.' — Ein förmliches Versprechen ist nun von einem zweifelhaften ‚in Aussicht stellen' sehr weit verschieden. Es erwachsen daraus auf der einen Seite unbedingte Verpflichtungen, auf der anderen unbedingte Rechte, und das sich ergebende Verhältnis ist nur noch durch freiwillige Uebereinkunft zu lösen, diese kann aber nur aus einer Verständigung über die wahren Interessen beider Theile hervorgehen.«

Ich hatte den zweiten Hebbel-Brief zu Beginn der Gerichtsverhandlung vorgelesen, und als ich geendet, rief — so verzeichnet das Protokoll — der Klageanwalt Herr Dr. Harpner: »Da steht ja von Ehrenwort nichts!« Diesen Ruf that derselbe Herr, der früher und später mit der ganzen Beredtsamkeit seiner Hände die Verworfenheit meines Charakters darzuthun suchte, da ich die Ansicht aussprach, im Coulissenreiche sei nun einmal eine laxere Auffassung von Treue und Glauben üblich, der Vorwurf eines nicht gehaltenen Ehrenwortes werde dort nicht als der schwerste und ehrenrührigste angesehen, das Theater habe alle Maße verändert und es gebe sozusagen auch eine Bühnenperspective für Ehrenworte.

Herr Bukovics nahm den Standpunkt ein, dass Theaterehrenworte als Ehrenworte zu betrachten seien. Aber er selbst erklärte, dass Theatercontracte keine Contracte sind. Er sagte: Wenn ich ein Stück nicht zum vereinbarten Termin gebe, so lasse ich mich entweder auf das Pönale klagen oder ich treffe eine gütliche Vereinbarung mit dem Autor betreffs der Verschiebung.

Bei anderen Contracten würde natürlich jeder anständige Mensch ein fälliges Pönale ohneweiteres zahlen. Der Theaterunternehmer thut das nicht, sondern »lässt sich klagen«. Das heißt: er betrachtet den Anspruch des Autors nicht als eine einfache civilrechtliche Sache, sondern er sieht in dessen Geltendmachung einen Act der Feindseligkeit und muss gezwungen werden, seine Vertragspflicht zu erfüllen. Der abhängige Autor weiß das und verzichtet. Wären aber Theatercontracte Contracte wie die anderen und ist der Director ein anständiger Mensch, so müsste er, wenn am letzten Februar der Termin abläuft, dem Autor schreiben: »Mit dem Ausdrucke des Bedauerns über die Verzögerung der Aufführung, die durch diese und jene Gründe bedingt war, übersende ich Ew. Wohlgeboren anbei die fälligen 500 Gulden Pönale und bitte, mich behufs Berathung über einen neuen Termin zu besuchen.« Gewiss würde dann der Autor in manchem Falle, zumal wenn es sich nur um eine geringe Verzögerung handelt, auf das Pönale verzichten. Aber selbstverständlich muss es ihm angeboten werden.

Und mit einem Worte soll es beim Theater genauer genommen werden als mit einem Contract? Wo die Rechtsverhältnisse so verrottet sind, sollen Dinge wie Versprechen und Vertrauen sich unerschütterlichen Respectes erfreuen? Den Autoren Scheu und Stößl hat der Director des Deutschen Volkstheaters zwar eine »bindende mündliche Zusage« gemacht, aber von einem schriftlichen Vertrag wollte er nichts wissen. Ein Director setzt von den Autoren voraus, dass sie ihn aus dem Contract lassen werden; darf er nicht mit Bestimmtheit erwarten, dass ihn ein Autor, der bloß sein Wort hat, aus dem Wort lassen wird? Herr Bukovics ruft gegen solche Zumuthung das Strafgericht an. Aber im Allgemeinen gilt von den Theaterherrschern noch immer, was ich ihnen einst an dieser Stelle nachgesagt: »Sie wollen sich nicht binden und geben ihr Ehrenwort ...«

*

Charakteristisch für das Verhältnis des einflussreichen Dichters zum Theaterdirector ist der in der Verhandlung verlesene Brief Bahrs an Bukovics, worin er sagt, er wolle in Zukunft keine Contracte mehr mit ihm haben, »ebenso wie Karlweis«. Nur heißt es dort: »dass Du ihm (Karlweis) gar keinen Contract machst und

dass Dir sein bloßes Wort genügt«. Gegenüber dem erfolgreichen Dramatiker Karlweis und dem erfolgreichen Kritiker Bahr ist der Theaterdirector der schwächere Theil, der eventuell froh ist, wenn ihm das Wort gehalten wird. Dem jungen hilflosen Autor aber muss das Wort des Directors genügen, selbst wenn es ihm nicht gehalten wird. Ich spreche natürlich nicht vom Falle Holzer.

* * *

Kaffeehaustratsch und Socialpolitik.

Herr Dr. Harpner hat als mein Gegner wirklich die Sache seiner Clienten zu seiner eigenen gemacht; jedem seiner Worte und ich möchte fast sagen: auch jeder seiner Bewegungen ließ er anmerken, dass er als Exponent der wieder einmal vereinigten liberalen und socialdemokratischen Wünsche spreche. Wenn sich trotzdem, wo so viele Herzen ihm zuflogen, nach seiner Rede keine Hand rührte und wenn nach dem Plaidoyer des Dr. Kienböck lauter Beifall ertönte, so ist der Grund darin zu suchen, dass selbst die Gegner den Abstand zwischen einer mit gehässigen Interjectionen und Jargonwitzen wirkenden Geberdensprache und vornehm sympathischer Beherztheit gewahr wurden. Ich gebe, wenn ich dies sage, nicht mehr als den Eindruck des unbefangenen Hörers und Lesers wieder, wie ich ihn in hundert Briefen aus dem Publicum ausgesprochen finde, und Herr Dr. Harpner, der einen »Angriff« auf seine Person in der ‚Fackel' prophezeit hat, müsste mir anstatt Rachsucht Geschmacklosigkeit nachsagen, wenn er die Duldung seines an die prononciertesten Zierden des Barreaus erinnernden Tones von mir erwartet hätte.

Den Trumpf glaubte er auszuspielen, indem er mich immer wieder der fahrlässigen Benützung von »Kaffeehaustratsch« bezichtigte. Dass er damit so recht auch meinen Gewährsmann in der Sache Holzer, der als Zeuge auftrat, treffen wollte, war klar; aber leider ergab sich während der Verhandlung keine Gelegenheit, Herrn Dr. Harpner zu bedeuten, dass seine zufällige processuale Ueberlegenheit ihm noch kein Recht gebe, einen ehrenhaften Zeugen, der ihm bloß an Bildung und guten Manieren überlegen ist, mit beleidigenden Anwürfen zu belästigen. Dass Herr Dr. Harpner auch im

Lager der ‚Fackel' krampfhaft so etwas wie »Incompatibilität« entdecken wollte und es als unerhört hinstellte, dass ich, der Herausgeber der ‚Fackel', eine Mittheilung von ihm, dem Redacteur eines am Montag erscheinenden Blattes, annahm, kann wohl den erheiterndsten Momenten der Verhandlung zugezählt werden. Eine ähnliche Wirkung erzielte Herr Dr. Harpner nur, als er die Harden-sche Charakteristik der Hedda Gabler als eines »anmaßenden Nichts«, die Herr Bahr in einem Referate citiert hat, als einen Angriff auf die Darstellerin auffasste . . . Man denke nur: ich verkehre mit einem Manne, der in einem Agrarierblatte gegen den Terminhandel schreibt, und hatte mit ihm sogar einmal ein Gespräch über theaterrechtliche Fragen, während dessen er das ihm von Herrn Holzer erzählte Factum erwähnte. Und die ‚Fackel' ist bekanntlich für den Terminhandel. Oder nicht? Dann ist mindestens jenes Gespräch ein »Kaffeehaustratsch«.

Aber ich frage den Genossen Harpner: Wird die ‚Arbeiter-Zeitung', wenn jemand zu ihr kommt, dem eine Arbeiterin vorgejammert hat, der Fabrikant habe sie in sein Cabinet gelockt und dort vergewaltigt, diese Information mit der Begründung zu verwerten ablehnen, das sei ein »Tratsch«, man müsse zuerst noch den Fabrikanten fragen? Freilich muss die ‚Arbeiter-Zeitung', wenn sie über solche Fälle schreibt, darauf gefasst sein, wegen Ehrenbeleidigung einzugehen. Denn wenn es zur Klage kommt, hat die Arbeiterin sich vielleicht längst mit dem Brotherrn versöhnt, rechnet auf gute Alimente für ihr zu erwartendes Kind, kann sich an nichts erinnern oder gibt zu, dass sie damals gelogen habe. Aber mit welch sittlichem Pathos würde ein Harpner den Fabrikanten vertreten, und wie entschieden müsste er es missbilligen, dass die ‚Arbeiter-Zeitung' die »Privatsache«, die zwischen diesem Herrn und seiner Arbeiterin spielte, ohne von der letzteren aufgefordert zu sein, in die Oeffentlichkeit zu bringen wagt. Immerhin: die ‚Arbeiter-Zeitung' könnte sich damit entschuldigen, es sei ihr gar nicht um diese eine Arbeiterin zu thun gewesen. Aber sie wisse, der Herr beschäftige 321 Arbeiterinnen — so viele, als Herr Bukovics Stücke angenommen hat —, und es seien ihr schon öfters ähnliche Klagen, nur nicht in so bestimmter Form, zu Ohren gekommen . . . .

* * *

Der Sachverständige Bukovics.

Es ist, wie ich schon erklärt habe, kein ehrenrühriger Vorwurf, zu sagen, Herr Müller habe Herrn Schulze eine Uhr geschenkt. Diese Behauptung wird erst zur Ehrenbeleidigung, wenn ich z. B. hinzufüge: Herr Schulze — der die Uhr erhielt — hat nämlich eine schöne Frau u. s. w. Damit wird offenbar ein schändlicher Zusammenhang behauptet. Wenn nun der, der eine solche Behauptung über das Verhältnis Müller-Schulze aufgestellt hat, angeklagt würde, und Herr Dr. Harpner wäre der Vertreter eines der Beiden oder Beider, so würde er, wie er es im Fall Bahr-Bukovics that, sicherlich sagen: Die Frage nach dem Verhältnis des Müller zum Schulze, beziehungsweise zu dessen Frau, die will ich unerörtert lassen. Es handelt sich nur und einzig und allein darum, ob die Uhr geschenkt wurde. Der Angeklagte könnte hundertmal beweisen, dass Schulze jährlich von Müller einige Tausend Kronen für die Duldung des Verhältnisses bezieht: Herr Dr. Harpner würde darauf bestehen, dass das Uhrgeschenk bewiesen werde. Im Falle Bahr-Bukovics hat der Gerichtshof ausdrücklich anerkannt, dass es sich darum handle, den unsittlichen Zusammenhang zu beweisen. Er hat dies anerkannt, als er die Einvernahme von Sachverständigen darüber, ob das Verhältnis des Stücke schreibenden Kritikers zum Theaterleiter unehrenhaft sei, mit der Begründung ablehnte, dies sei eben der »Kern der ethischen Fragen, die die Geschwornen, welche in diesem Falle zu richten berufen sind, allein und selbständig zu lösen haben.« In der Rechtsbelehrung wurde dann freilich dieser Gesichtspunkt aufgegeben und den Geschwornen gesagt, es handle sich nur um die Thatfrage.

Die Einvernahme von Sachverständigen wäre mir aber vor allem auch deshalb wichtig gewesen, weil Herr Bahr sowohl wie Herr Bukovics unter Eid — also als Sachverständige in eigener Sache — erklärten, ein »Durchpeitschen« von Stücken gebe es nicht. Seltsam: es gibt einen eigenen Terminus technicus, aber es gibt keine Technik, die mit ihm bezeichnet wird ... So sachverständig und so unbefangen wie die Herren Bahr und Bukovics bin ich in diesem Falle sicherlich auch, und da ich nicht mehr Angeklagter bin, werde ich das nächstemal gleichfalls unter Eid ein Gutachten zu dieser Frage abgeben.

* * *

Der Zeuge Holzer erlitt, wie ich dem Berichte des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ und den Telegrammen verschiedener auswärtigen Blätter mit Bedauern entnahm, während der Verkündigung des Geschwornenverdicts einen Ohnmachtsanfall. Vor der Besinnung — die Hitze des Saales mag das ihre gethan haben — war ihm tagszuvor schon das Gedächtnis geschwunden. Auf mehrere Fragen des Vertheidigers wiederholte er gleichmäßig: »Ich kann mich nicht erinnern«, und als er gefragt wurde, ob er denn überhaupt ein schlechtes Gedächtnis habe, gab er die alle Zweifel bannende Antwort: »Ich kann mich nicht erinnern.«

* * *

Die ‚Neue Freie Presse‘ hat wieder einmal einen unterschlagenden Beweis für ihre Dummheit erbracht. Sie hat sich für meine Angriffe an ihrem Publicum gerächt. Sie verschwieg das ganze Schwurgerichtsrepertoire und verschweigt in zwei Morgen- und zwei Abendblättern die ganze Gerichtssaalrubrik. Und alles dies um meinetwillen: weil ich ihr persönlich nicht angenehm bin. Das heißt doch wahrlich consequent sein bis zur Selbstaufopferung. Ich fürchte, dass sich so viel Entsagung zum nächsten Quartalsbeginn bitter rächen wird. Denn jetzt hat die ‚Neue Freie Presse‘ nicht nur ihre Wiener Leser, die sich über einen sogenannten »Monstreprocess« ja auch von anderen Blättern unterrichten lassen konnten, sondern auch die stillen Abonnenten in der Provinz, die bisher glücklich gar nichts erfahren hatten, gereizt. Am 2. März ist ihr das Malheur passiert, im parlamentarischen Bericht eine Wendung stehen zu lassen, die manchen Lesern völlig unverständlich klingen musste. Sie ließ nämlich eine Rede des Abg. Eldersch, der der Regierung einen Wortbruch vorwarf, den folgenden Satz enthalten: »Vor kurzer Zeit ist im Gerichtssaale davon gesprochen worden, was man von dem Ehrenworte eines Theaterdirectors zu halten hat — —«



DIE INCOMPATIBILITÄT.

Eine Reihe von Gutachten, deren einige ich im Gerichtssaale zur Verlesung gebracht habe:

Grunewald-Berlin, den 14./2. 1901.

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt,*)

Jede Parteinahme in dem Streit der Herren Bahr und Kraus müsste ich ablehnen. Ich kenne das dafür wichtige Material nur unvollkommen und bin den Ereignissen zu fern, um urtheilen zu können. Auch halte ich mich für verpflichtet, Ihnen zu sagen, dass ich seit Jahren zu Bahr in freundschaftlichen Beziehungen stehe und keinen Grund habe, ihn einer unehrenhaften Berufsauffassung zu beschuldigen. Ich kenne ihn nur als einen liebenswürdigen Menschen und höchst ungewöhnlich begabten Schriftsteller, der freilich seine Schrullen hat, der aber, zur Zeit unseres Verkehrs, gegen Zeichen der Corruption und des Cliquenwesens nicht minder heftig zu Feld zog als Ihr Herr Client. Die wiener Thätigkeit Bahrs habe ich nicht verfolgt, auch, da ich von wiener Blättern nur die ‚N. Fr. Pr.‘ regelmäßig lese, wohl nie eine Theaterkritik von ihm (in wiener Blättern) gelesen.

Sie wünschen eine allgemeine, principielle Aeußerung von mir, wie von anderen Schriftstellern, die Sie für bekanntere halten; und der mich nicht zu entziehen, gebietet mir die Pflicht. Doch bemerke ich im Voraus, dass der Aussprache meiner Ueberzeugung jegliche Spitze gegen Bahr fehlt und fehlen soll. In jedem Einzelfall handelt es sich um eine rein persönliche Frage, die der Einzelne so beantworten soll, wie Gewissen und Taktgefühl es ihm vorschreiben.

Meine principielle Auffassung möchte ich so formulieren:

Ein Mann, dem sich je die Möglichkeit bieten kann, zu einem Theaterdirector in geschäftliche Beziehungen zu treten, soll über das Geschäft dieses Directors nicht öffentliche Urtheile fällen, die den Gang dieses Geschäftes beeinflussen können; mindestens soll er das öffentliche Urtheilen aufgeben, sobald solche Beziehungen entstehen. Wie nach unserem Gesetz ein Richter abgelehnt werden kann, gegen dessen Unparteilichkeit Misstrauen besteht — das durch

*) Das Schreiben Maximilian Harden's ist an meinen Vertheidiger, Herrn Dr. Victor Kienböck, gerichtet.

irgendwelche Thatsachen nicht begründet zu werden braucht —, so gilt mir auch — im Allgemeinen — der Kunstrichter als befangen, als abzulehnen, dessen Unparteilichkeit nicht absolut unverdächtig ist. Der gelehrte oder Laienrichter wird freiwillig von der Entscheidung einer Sache zurücktreten, an deren Ausgang er materiell mitbetheiligt ist, selbst dann, wenn er sich stark genug fühlt, bei der Erwägung des Richterspruches seinem persönlichen Interesse Schweigen zu gebieten. So sollte auch in künstlerischen und literarischen Dingen der Richter handeln, der da Kritiker heißt. Er sollte von den zu Richtenden weder Freibillets annehmen noch von ihrer Gunst oder Ungunst die Antwort auf die Frage abhängig machen, ob sie dramatische Arbeiten von ihm annehmen oder ablehnen, kurze oder lange Zeit auf dem Repertoire ihrer Bühne halten wollen. Ich finde es sehr betrübend, dass Journalisten, denen ein Theaterdirector Tausende einbringen, Tausende versagen kann, öffentlich über einen solchen Director zu Gericht sitzen. Der als Dramatiker dem Director geschäftlich verbündete Kritiker steht dem Consorten zu nah, ist an dessen Interesse zu eng gekettet, als dass er dem Publicum ganz unparteilich scheinen könnte. Wenn ein Kritikerstück auf dem Repertoire steht, ist für den Kritiker die Gefahr groß, ein anderes, neueres unfreundlich zu behandeln, weil es seinem eigenen leicht den Raum nehmen könnte; auch kann er leicht Schauspieler, die seine Gestalten verkörpert haben, anderen, nicht minder tüchtigen vorziehen. U. s. w. Solche Verschiebungen des Urtheils brauchen dem Urtheilenden nicht einmal stets zum Bewusstsein zu kommen; sie sind, wie der Psychologe weiß, auch gegen seinen Willen möglich.

Das Alles habe ich öffentlich oft gesagt und kann es hier privatim nur kurz andeuten.

Die wiener Verhältnisse kenne ich wenig. In Berlin aber ist es notorisch, dass hier Theaterdirectoren Stücke aufführen und die Uebersetzung von Stücken vergeben, n u r, um sich den Autor oder Uebersetzer als Kritiker günstig zu stimmen. Hier haben Eingeweihte einander lächelnd die Lobeshymnen gezeigt, mit denen Kritiker die Annahme ihrer Stücke oder einträglichen Uebersetzungen quittierten. Hier kennt man auch Cartelle Stücke schreibender Kritiker, in denen die Losung gilt: Diesmal lobe ich Dein Stück und bei der nächsten Aufführung eines Stückes von mir erwarte ich von Deiner Kritikerfeder den selben Dienst. Hier haben Theaterdirectoren Kritiker-

stücke, die sie schon angenommen hatten, nachträglich abgelehnt oder im Kasten liegen lassen, weil die Verfasser sie inzwischen durch tadelnde Kritiken geärgert hatten, haben Directoren über die Zumuthungen geklagt, die ihnen die Tantièmegier Stücke schreibender und übersetzender Kritiker mache. Das Alles beklage ich im Interesse der literarischen Reinlichkeit und des Berufsansehens.

Zu bedenken ist noch, dass der Director auch nach der Annahme noch viel für ein Stück thun kann. Er kann es in der guten Saison der »vollen Häuser« oder in den Tagen der Theilnahmlosigkeit aufführen, es mit ersten oder mittelmäßigen Kräften besetzen, es geräuschvoll oder leise ankündigen, es durch fortdauernde Reclamenotizen fördern und, wenn er will, über ein paar schlechte Einnahmen hinweg so lange im Spielplan halten, dass endlich das Publicum sagt: Das wird ja so oft gegeben; dahin müssen wir auch gehen! Welche Fülle von Klippen für den Autor, der unterdessen fortfährt, das Theater zu kritisieren, und leicht in die Lage kommen kann, die empfindliche Psyche des Theatergeschäftsmannes zu kränken, der sich dann gern an dem Tadler durch schlechte Behandlung seines Stückes rächt!

Deshalb bekenne ich den Glaubenssatz: Niemand soll öffentlich als Richter eines Unternehmens auftreten, von dem ihm in irgend welcher Form Einnahmen zufließen, an dessen Gedeihen oder Verfall er überhaupt persönlich betheiligt ist.

Da haben Sie meine Ansicht.

In ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

Harden.

Maximilian Harden ist nach Bahr's Urtheil »der einzige Journalist der Deutschen im europäischen Stil«, (siehe »Der Antisemitismus«) und »der feinste Kenner, den das Deutsche Reich jetzt hat« (siehe »Studien zur Kritik der Moderne«). Ich bin diesmal einer Meinung mit Herrn Bahr.

*

Gardone, 16. Februar 1901.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief, der mir auf dem Umweg über München verspätet zukam, traf mich mit einem ziemlich heftigen Erkältungsfieber zu Bett. Ich bin deshalb nicht imstande, anders als sehr summarisch auf Ihre Fragen zu antworten. Dass das Amt eines Theaterkritikers wohl vereinbar sei mit der Stellung eines Dichters, der auf demselben Theater seine Stücke aufführen lässt, hat kein Geringerer bewiesen als Lessing. Die mancherlei Collisionen, in die auch er wohl bei dieser Lage der Dinge kommen musste, haben ihn an seiner Ehre niemals geschädigt, da er die Pflicht der Wahrhaftigkeit immer höher stellte als seinen persönlichen Vortheil. Er hat es deshalb auch nicht als »literarische Ehrenpflicht« betrachtet, sich des Urtheilens zu enthalten, wenn auch sein Urtheil nicht gerade zum Vortheil des Theatergeschäfts ausfallen konnte. Principiell also scheint mir die Frage keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. Da aber nicht alle Dichter und Kritiker Lessinge sind und die Versuchung allerdings unter Umständen groß sein mag, sein Urtheil eben nach diesen Umständen einzurichten, durch seine Macht als Kritiker seine Schwäche als Dichter zu stützen oder sonst irgendwie durch persönliche Beeinflussung sich Vortheile zu verschaffen, so wird es allerdings in der Regel das Gerathenste sein, einer Bühne nur in einer Eigenschaft nahe zu stehen, entweder als Richter oder als Dichter.

Mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Dr. Paul Heyse.

Herr Dr. Harpner hat, wie man sich erinnert, ohne von dem voranstehenden Brief Kenntnis zu haben, mit Paul Heyses Argument, dem Beispiele Lessing gearbeitet. Ich hatte kein Interesse zu beweisen, dass auch ein Mann wie Paul Heyse das Wesen des Falles Lessing verkennt. Darum brachte ich seinen Brief nicht zur Verlesung. Dass ein Wiener Advocat keine Ahnung davon hatte, wie wenig bei Lessing beide Berufe collidierten, war mir minder peinlich. Lessing war Societär, also offener Interessent der Bühne, für die er — in keinem Tagesblatte — dramaturgische

Anleitungen schrieb; und das Urtheilen über Schauspieler hat auch er bald aufgegeben. Als der Klageanwalt pünktlich mit dem erwarteten Lessing angerückt kam, war leider keine Zeit mehr, ihm Heyses bedeutungsvolle Warnung vor allen Anderen, die keine Lessinge sind, zu übermitteln.

*

Auch die Aeußerung Fritz Mauthners lege ich erst jetzt der Oeffentlichkeit vor; sie enthält nach einer subtilen psychologischen Auseinandersetzung, die sich zum Vortrag vor Geschwornen nicht geeignet hätte, erst zum Schlusse das für meinen Fall wichtige decidierte Urtheil:

Grunewald bei Berlin, den 16. Februar 1901.

Hochgeehrter Herr!

Ihre Anfrage ehrt mich und ich beeile mich, nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten. Vielleicht ausführlicher als es Ihrer Erwartung entspricht. Die Frage hat mich aber theoretisch und praktisch so oft beschäftigt, dass es mir nur angenehm sein kann, mich einmal darüber gegen einen Collegen auszusprechen, unbekümmert darum, wem meine Anschauung etwa gefällt und wem nicht. Ich kann umso sachlicher sein, je weniger ich ahne, um welche Persönlichkeiten es sich in Ihrem Processe handelt.

Eins muss ich vorausschicken. Das Amt eines Theaterkritikers ist doch nicht durchaus mit dem Amte eines Richters zu vergleichen. Der Kritiker ist Schriftsteller so gut wie der Theaterdichter. Ein Feuilleton kann in hundert Fällen künstlerisch wertvoller sein als ein Theaterstück. Und auch der Fall ist nicht ausgeschlossen, dass ein reiner Geist unbefangen über ein Theater berichtet, das seine Werke aufführt. In einer idealen Welt, in der Theaterleiter, Theaterschriftsteller und Schauspieler weder geldgierig noch eitel wären, in der die Theaterkritiker auch der indirectesten Bestechung unzugänglich wären, hätte ich nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, dass derselbe Mann gute Kritiken und gute Dramen schriebe. Das wäre ganz gut möglich, wenn wir erst in der besten aller Welten lebten.

So wie Sie aber die Frage gestellt haben, kann ich nur mit einem ganz entschiedenen »Nein« antworten. Wer seine Schrift-

stellerei, die über das Theater sowohl wie die für das Theater, als ein Geschäft auffasst, wer Theaterkritiken und Theaterstücke innerlichst nur um des Erwerbes willen verfasst, wer sich also bewusst vom Interesse leiten lässt, der handelt nicht ehrenhaft, falls er öffentlich Urtheile fällt, die von diesem Interesse beeinflusst sind.

Nicht aus Vorsicht drücke ich mich so aus, sondern deshalb, weil die Beeinflussung durch das eigene Interesse, kurz die Käuflichkeit oder Bestechlichkeit, nur in den seltensten Fällen sich wird nachweisen lassen. Man müsste in das Gewissen des Schriftstellers blicken können, um es unbedingt aussprechen zu dürfen: Dieser ist ein käuflicher Lump, dieser ist wenigstens in seinem Bewusstsein unbestochen.

In der wirklichen gebrechlichen Welt sind die Extreme des Ideals und der Schurkerei selten anzutreffen, besonders selten die des Ideals. In der wirklichen gebrechlichen Welt findet sich ein anständiger Literat häufiger als ein Lessing, finden sich vor allem die Lümpchen häufiger als die Lumpen. Der alltägliche Fall dürfte der sein, dass (unter den von Ihnen gestellten Voraussetzungen) ein Durchschnittscharakter es ist, der für einen Theaterleiter mittelmäßige Stücke und über das Geschäftsunternehmen desselben Herrn mittelmäßige Kritiken schreibt. Dass dann auf den Kritiken der Verdacht ruht, nicht die Aeußerung einer ehrlichen Meinung zu sein, scheint mir gleichgiltig; jeder Getadelte ist mit diesem Verdachte bekanntlich rasch bei der Hand. Da gibt es nicht leicht einen getadelten Schauspieler, der den Kritiker im sichern Bierhaus nicht für einen Hallunken erklärt. Sonst aber gehe ich noch weiter als Sie: Nicht nur die Möglichkeit, sondern die psychologische Wahrscheinlichkeit einer unmerklich wachsenden fortwährenden Beeinflussung behaupte ich, wenn ein Durchschnittscharakter vor der Annahme oder Aufführung seines Stückes die Leistungen des betreffenden Theaters zu beurtheilen hat. Es ist nicht die einzige Lage, in welcher die Einsicht durch die Absicht getrübt wird. Ich glaube also, dass unter solchen Verhältnissen eine unmerkliche und unbewusste Beeinflussung fast immer stattfinden wird. Die bewusste Fälschung der eigenen Meinung gehört auf ein Gebiet, das ich lieber nicht betreten will. Aber auch die Gefahr der unbewussten Beeinflussung ist so groß, dass ein stolzer Schriftsteller, der die Theaterberichterstattung für eine wichtige Tageszeitung übernommen hat, seine

Dramen lieber im Pulte verschließen, als sie einem Theaterleiter seiner Stadt einreichen wird.

Dies sind meine unmaßgeblichen Gedanken zu Ihren Fragen.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Fritz Mauthner.

*

Die Frage, ob es Herrn Hermann Bahr gezieme, als Theaterkritiker ständig über das »Deutsche Volkstheater« lobpreisende Recensionen zu verfassen, während er dort ständig seine Stücke einreicht und placiert, bedarf ja kaum einer Antwort. Denn selbstverständlich ist solches Verhalten ganz unstatthaft und würdigt die Standesehre des Literatenthums herunter, da diese Doppelbeziehung dem übelsten Verdachte Vorschub leistet. Wer unsre Theater- und Presseverhältnisse kennt, begreift den cursierenden Witz: »Am Theater werden nur Stücke von Redacteuren angenommen«, was natürlich nicht wörtlich zu verstehen ist; denn in jedem Fall, wo Beziehungen eines Redacteurs zu einem Theater, das in dessen Blatte poussiert wird, obwalten, wird es scharf gemissbilligt. Eine solche Wechselbeziehung aber, wie hier im Falle Bahr-Bukovics, dürfte wohl einzig dastehen, da sie eine dauernde und ganz offen zu Tage liegende ist. Das Jus versteht bekanntlich unter »Bestechung« lediglich die nachweisliche directe Bezahlung: ein objectiv und vernünftig Urtheilender wird aber keinen eigentlichen Unterschied dazu finden, dass ein Kritiker sich eben durch die Tantièmen seiner ständig am bestimmten Theater aufgeführten Stücke für seine Kritikerdienste belohnen lässt. Uebrigens wirkte auch der Dramaturg des »Deutschen Volkstheaters«, Herr Fellner, als Kritiker für dies Theater, insofern er gleichzeitig als Correspondent der ‚Vossischen Zeitung' nach Berlin über Theaterpremièren referierte, jedoch in viel objectiverer Weise als Bahr.*)

Berlin-Charlottenburg, 15. Februar 1901. Karl Bleibtreu.

*

---

*) Herr Fellner, Dramaturg des Deutschen Volkstheaters, hat einmal über ein Stück von O. E. Hartleben, das im Deutschen Volkstheater gespielt wurde, an das ‚Magazin für Literatur', dessen Redacteur damals Herr Hartleben war, berichtet.

Anm. d. Herausgeb.

Aus einem Feuilleton Eduard Hanslick's (5. September 1900.):

»Der selbstschaffende Künstler geräth beim Kritisieren nur zu oft in eine Verlegenheit, die uns Andere nicht behelligt. Wird der Componist einer erfolgreichen Oper oder Symphonie einen ganz aufrichtigen Lobredner in einem Collegen finden, von dem tagszuvor eine Oper oder Symphonie durchgefallen ist? Oder hat ein mittelmäßiger Componist unbarmherzigen Tadel zu fürchten von seinem kritisierenden Collegen? Die Pariser Kritiker haben, so weit meine Kenntnis reicht, fast immer die echt französische Tugend der Höflichkeit als oberste Pflicht empfunden. Damit machen sie sich das Kritisieren leicht und angenehm — auch leicht und angenehm dem Kritisierten. Es ist dies weniger persönliche Milde, als nationales Gewohnheitsrecht. Hector Berlioz, der Mann mit der Tendenz und dem Charakterkopf eines Revolutionärs, hat als ständiger Kritiker des ‚Journal des Débats' Compositionen, die ihm doch persönlich langweilig oder widerwärtig waren, erstaunlich milde besprochen. ‚Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Lobendes über die neue Oper des N. N. geschrieben!' beschwört er seinen Freund H. Ferrand. Die Schönfärberei galt — wenigstens bis vor kurzem — als eine nationale Institution der Pariser Musikkritik. ‚Wie konnten Sie', fragte ich einst einen berühmten Pariser Kritiker, ‚so liebenswürdig über die gestrige elende Leistung des Tenoristen N. N. schreiben?' — ‚Mais, il n'était pas tout-à-fait sans mérite', lautete die Antwort. — ‚Aber was werden Sie thun, wenn er nächstens noch abscheulicher singt und spielt?' — ‚Alors, on se tait', lautete die Antwort. Dieses ‚Dann schweigt man,' war die letzte Ausflucht — liebenswürdig, aber nicht unbedenklich. In neuester Zeit scheint sich Paris doch allmälig von dieser nationalen Schmeichel- und Heuchelkritik zu emancipieren, und ich konnte in meinem Bericht über die Wiener Orchesterconcerte der Herren d'Olonne und Anderer mit großer Genugthuung die sehr ungeschminkten Urtheile zweier Pariser Kritiker ersten Ranges, A. Pouget und O. Fouqué, über ihre jungen Landsleute citieren. Das sind freilich Kritiker, die nicht selbst componieren. Wie aber sollen sich z. B. die Herren E. Reyer, Bruneau, Joncières heraushelfen in ihren Besprechungen der distonierenden Sängerin A. oder des stimmlosen Tenors B., welche eben die Hauptpartien in

einer neuen Oper von Reyer, Bruneau oder Joncières studieren? Sie darf man doch um Himmelswillen nicht reizen!«

*

Wilhelm Jordan (Frankfurt) ließ mir am 16. Februar durch seine Tochter mittheilen, dass er meinen Wunsch, seine Meinung zu hören, nicht erfüllen könne, weil er sich principiell allen ähnlichen Anfragen gegenüber nicht ausgesprochen habe. »Er kann sich«, schrieb Fräulein Emma Jordan, »nun, bei 82 Jahren, gar nicht entschließen, von seiner Gewohnheit abzugehen, selbst wenn er im Ganzen Ihren Ansichten nicht entgegensteht.«

*

Morning Leader *London, 19. Feby 1901.*
(Circulation: 400,000 copies daily.)

Dear Colleague,

I am asked, on your behalf, by Mr. WHITE, our Vienna correspondent, to express my opinion, as an English journalist and editor, upon the subject of a dramatic critic criticising always in a favorable manner, the plays at a theatre, whose Directors accept plays, written by the said dramatic critic!

I can assure you to such a deplorable depth of degradation, dramatic criticism in the London Press has not yet sunk; and I can equally assure you that should any dramatic critic ever indulge in such disgraceful methods, and they became known to his editor, his services as dramatic critic would be dispensed with on the spot.

You will, therefore, observe that my opinion on the matter is a very straight one.

I have the pleasure to remain, Yours very truly,

John Reid (Magister Artium)
foreign Editor
(of The "Morning Leader").

To
Herrn Karl Kraus, Proprietor of the "Fackel"

Uebersetzung:

Morning Leader London, 19. Februar 1901.
(Auflage: 400,000 Exemplare täglich.)

Lieber College!

Ich wurde in Ihrer Angelegenheit von unserem Wiener Correspondenten, Herrn White, ersucht, als englischer Journalist und

Herausgeber meine Meinung auszusprechen über den Fall, dass ein Theaterkritiker die Leistungen eines Theaters, dessen Director seine eigenen Stücke zur Aufführung annimmt, immer in lobendem Sinne bespricht.

Ich kann Sie versichern, dass die Theaterkritik in der Londoner Presse bisher noch nicht zu einer so bedauerlichen Tiefe der Erniedrigung gesunken ist, und ich kann Sie gleichfalls versichern, dass, wenn je ein Theaterkritiker ein so schändliches Verfahren einschlagen und dies seinem Herausgeber bekannt werden sollte, er seines Postens als Theaterkritiker auf der Stelle enthoben würde.

Sie sehen also, dass meine Meinung über diese Frage eine sehr decidierte ist.

Ich habe die Ehre, zu zeichnen als Ihr sehr ergebener

John Reid (magister artium)
Mitherausgeber des ‚Morning Leader'.

Herrn
Karl Kraus, Eigenthümer der ‚Fackel'.

*

Berlin-Schmargendorf, 25./2. 1901.

Sehr geehrter Herr,

Auf dem nicht unbeträchtlichen Umweg über Riga,*) das ich freilich recht lange schon verlassen habe, geht mir soeben erst Ihr Brief vom 13. d. M. zu. — Ich antworte nun so »umgehend«, als es unter den Umständen möglich ist, um Ihnen die Verstimmung zu benehmen, die bei der scheinbaren Nachlässigkeit — oder Feigheit, in Ihrer Frage Stellung zu nehmen, nur begreiflich ist.

Inzwischen habe ich gelesen, dass der Beleidigungsprocess zu Ihren Ungunsten entschieden worden ist. Das nimmt mich nicht Wunder, obwohl ich Sie nicht nur im Rechte glaube, sondern Sie meinem ganzen Gefühle nach und auf Grund aller Kenntnis der Theatercultur von früher und heute vielmehr im vollen Rechte weiß, wenn Sie behaupten: dass ein irgendwie in seiner Existenz, seinem Erwerb vom Theater abhängiger Mann über dasselbe Theater keine Kritik schreiben darf, dass ein solches Verhältnis unausbleiblich zur Corruption führen muss.

---

*) Ich hatte mein Schreiben nach Riga, wo Martersteig lange Zeit als Oberregisseur und Dramaturg gewirkt hat, gerichtet.
Anm. d. Herausg.

Da das jedoch im Gesetze nicht verboten ist, und meines Wissens auch in Oesterreich der sehnlichste Gipfel aller wirklichen Cultur: Einklang von moralischem und geschriebenem Recht — noch nicht erklommen ist, sagte ich, dass mich Ihre Verurtheilung nicht Wunder nähme.

Einige Notizen zu dem Thema:

Den Schauspieler, der über das Theater, wo er engagiert, Kritiken schreibt, entlässt der Director de jure — denn das steht im Hausgesetz. Also!! — Andererseits haben große Theater — ich nenne Dresden und Hamburg — die mächtigsten Kritiker ihrer Zeit, z. B. Tieck, Gutzkow, als Dramaturgen engagiert, damit sie über die Theater gut schrieben, und haben sie entlassen, als sie trotzdem in ihrer öffentlichen Kritik noch etwas an ihren Brotinstituten auszusetzen hatten. Also!! —

Ich will wünschen, dass Ihre letzte Erfahrung Sie nicht abhalte, Ihre Fackel weiter in die Abgründe des Lügensumpfes unserer Theatercultur leuchten zu lassen. Zwar glaube ich nicht an eine Besserung dieser Zustände, — aber es wäre jedenfalls dem Chaos der schandbarsten Verlotterung jeder Damm weggeräumt, wenn von Zeit zu Zeit nicht solche Warner vor der Sumpfflut ihre Stimme erhöben — wenn alle so müde, so trübsälig pessimistisch am Theater verzweifelt wären,

wie Ihr sehr ergebener

Max Martersteig.



WIE DAS GLÜCK EINZOG.

»Die Schuld (an dem Durchfall) trifft die Regie, die jede Stimmung wie geflissentlich vermied, und Einen schon durch das träge, holperige, tausendmal stockende Tempo immer wieder erinnert, dass das ja Alles nur Komödie und Spiel, nicht Leben ist.«

8. Jänner 1893.

»Ganz jämmerlich war wieder die Regie. — — Diese Regie glaubt ihre Aufgabe gethan, wenn ein paar Stühle aufgestellt und die nächsten Coulissen herabgeschoben sind. Das ist freilich bequem,

und solange das Publicum thöricht genug ist, es sich gefallen zu lassen, hat sie ja auch ganz Recht.« 15. Jänner 1893.

»Frl. Hell spielte mit den ältesten Mätzchen, in den falschesten Tönen, wie man in der letzten Provinz die Medea oder die Iphigenie spielt, ganz unzulänglich, hohl und leer, ein weiblicher Kutschera. Die Rolle schreit nach der Sandrock. Und wenn schon die Aesthetik des Herrn Bukovics den Ruf nicht hört, seine Kasse wenigstens sollte ihn hören.« 24. Februar 1893.

»Aber ein solches Stück jetzt spielen, das ist wieder einmal eines von den tiefen, dunklen Räthseln, deren Geheimnis allein diese unerforschliche Direction des Volkstheaters hat. Die Direction ist unerforschlich. Schlichter Verstand kann sie gar nicht begreifen. Sie muss ihm ganz ohne Sinn und rathlos scheinen. Es sind jetzt drei Stücke da, an denen eine ernste Bühne nicht vorbei kann; alle drei sind, jedes aus einem andern Grunde, ausgeschlossen von der Burg (»Heimat«, »Gläubiger«, »Talisman«). Das Volkstheater hat ohnedies immer das Glück. Aber es denkt nicht daran, es zu nützen. Es ist das reine Asyl für invalide Dichtungen und Dichter. Am liebsten gibt die Direction Stücke, die schon die Probe bestanden haben, dass sie gewiss durchfallen. Ist das in einem Falle nicht ganz sicher, so lässt sie sie behutsam liegen, bis ihre Zeit, wo sie etwa wirken konnten, vorüber ist. Steht zu befürchten, dass auch dann schauspielerische Kraft sie dennoch retten könnte, so gibt sie die ersten Rollen an Herrn Kutschera und Frl. Hell. 26. Februar 1893.

»Das Stück (»Stahl und Stein«) wurde unbekümmert und liederlich verschleudert; es soll ja wohl auch nur ein Füllsel sein zwischen L'Arronge und Kadelburg . . . Wenn die Direction oder die Regie oder das Secretariat oder wer sonst dort eigentlich die künstlerische Leitung hat, endlich begreifen lernte, dass Herr Kutschera zum Helden und Liebhaber, weil ihm Schwung, Leidenschaft und Anmuth fehlen, auf keine Weise taugt . . . Aber die Direction kennt solche Erwägungen nicht und oft möchte es fast scheinen, als ob hier die Rollen gar nicht vertheilt, sondern einfach ausgeknobelt würden.« 4. April 1893.

»Es klappte besser als es in diesem Theater der Stockungen sonst üblich ist. Man merkt doch die Nähe des 27. April, da sich der Verein des Volkstheaters versammeln und über die Zukunft des Directors entscheiden soll. Da ist nun auf einmal große Angst und gewaltsam soll nun rasch bewiesen werden, dass es doch ein bisweilen auch »literarisches« Theater ist. Volksstücke werden mit der Laterne gesucht; Rosmersholm, von dem zwei Jahre nicht die Rede war, taucht wieder auf und weil man um jeden Preis für dieses Potemkinsche Repertoire eine »Sensation« haben wollte, wurde dieses Stück (»Dämmerung« von Elbogen) gespielt, von dem man doch vielleicht einmal länger als

die drei Stunden des Spieles spricht. So viel Eifer, fast drei Wochen lang, muss doch die Actionäre rühren, und hoffentlich winkt die »Victoria« dem Director, die in jedem Stücke immer die gleiche, immer von dem gleichen Ofen, immer den gleichen Lorbeer nach der breiten Loge schwiegt, wo er lächelnd glänzt.«

23. April 1893.

»Der schönen Dame (Frau Ellmenreich) mag es peinlich sein, solche Dinge zu hören, und mir muss es peinlich sein, solche Dinge zu sagen. Wir können uns beide bei dem Director bedanken, der, ein wunderlicher Intriguant gegen seinen eigenen Vortheil, sich an diesen Schwänken vergnügt. — — — — Solche Quartette falscher Töne, mit verstellter Stimme, zwischen den Zähnen, durch die Nase, vom Gaumen, aus allen Gegenden des Leibes, wie heute der Herren Weisse, Löwe, Kutschera und Meixner, dass man sich unter declamierenden Primanern glaubte, wären dann nicht möglich. Es fehlt überhaupt an der Führung: man hat jetzt zwar für das Drama gleich zwei Regisseure, man hat aber leider noch immer keine Regie. 24. September 1893.

»Merkwürdig: Die guten Stücke werden im Volkstheater doch immer elend gespielt.« 8. October 1893.

»Schrecklich ist nur stets, wenn es hier eine ‚Gesellschaft‘ gibt, einen Ball oder eine Soirée. Dann stolpern immer, in schlotterichten Fräcken, phantastischen Hosen, fraglichen Hemden verdächtige Herren herum, die ihre Eleganz sonst offenbar doch nur beim Greisler üben.« 29. November 1893.

»In der Loge das mondlich milde Schmeergesicht der Direction.« 10. December 1893.

»Was kann denn Herr Kadelburg eigentlich, wenn er jetzt nicht einmal mehr Möbel rücken kann?« ‚Zeit‘, 6. October 1894.

»Ich muss leider sagen, dass mein lieber Martinelli das neulich versäumte. Man lässt heute Entrées nicht mehr am Kasten vorne singen, eine Strophe links, die andere rechts und immer zum Hörer hin — — — Man stellt heute nicht mehr die Leute in einer Geraden vorne auf, einen neben den anderen, alle en face, wie Soldaten zur Parade. — — — So hat man vor dreißig Jahren gespielt; so darf man heute nicht mehr spielen.«

17. November 1894.

»Weiß man im Deutschen Volkstheater nicht, dass die Sonne anders als der Mond scheint? Und weiß man dort nicht, dass eine Lampe anders als die Sonne scheint? Im zweiten Act ist erst Tag, dann dunkelt es, dann wird eine Lampe gebracht. Im Volkstheater ist das ungeheuer einfach. Wenn es dunkelt, dreht man ab, und wenn die Lampe kommt, dreht man wieder auf. — — — Das ist die Regie des Herrn Bucovics.«*) 22. December 1894.

---

*) Herr Bahr hat damals den Namen des Herrn Bukovics noch nicht schreiben können. Anm d. Herausgeb.

»— — Sonst ist vorderhand von der gepriesenen Regie des Herrn Retty nichts zu melden. Herr Kadelburg mag ruhig sein.«
23. Februar 1895.

»Nichts wollte klappen, nichts hatte Stimmung, nichts kam ordentlich heraus, und im Wirrwarr einer thörichten Regie wurde die beste Laune verloren.« 2. März 1895.

»— — — Das ist die berühmte Regie des Herrn Retty. Herr Kadelburg konnte sich an der Kritik nicht furchtbarer rächen.«
9. März 1895.

»Unklar bleibt an diesem Theater nur, warum, wenn fünf oder sechs Personen auf der Bühne sind, sie hier principiell stets in einer Geraden, dicht am Souffleur, wie zur Parade stehen müssen. Es sieht aus, wie von einem Feldwebel insceniert.« 25. Mai 1895.

»Es scheint, das alte Glück, das eine Zeit schmollen wollte, zieht wieder im Volkstheater ein.«
30. November 1895.

»Auch darf nicht verschwiegen werden, dass eine so kluge, dem Geheimsten des Dichters nachsinnende Regie im Volkstheater schon lange nicht gewaltet hat.« 26. Dec. 1896.

»Jede Nuance hat eine kluge Regie mit zärtlichen Fingern aufgehoben.« 6. Febr. 1897.

»— — — Doch sollen der Eifer und die Mühe seiner (Kadelburgs) Regie nicht verkannt werden.« 13. März 1897.

»Der Regisseur ist dem Autor nichts schuldig geblieben, es ist jedes Bild ein kleines Wunder an Geschmack und Präcision.«
24. Sept. 1898.

»Mit Freude, mit Stolz kann die Direction zurückblicken. Man darf wohl sagen: es gibt kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist. Ja noch mehr: es gibt kaum ein deutsches Theater, das mit einer solchen Energie jeden Gewinn festzuhalten, jeden Verlust sogleich zu ersetzen, jede Gefahr zu verwinden und von Jahr zu Jahr, fast von Woche zu Woche sein Niveau zu heben verstanden hat, sich niemals bei einem Erfolge beruhigend, niemals ablassend, immer mit neuer Leidenschaft um neue Ziele bemüht — — — Und nun ist es ein Vergnügen, zu sehen, wie die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird, sich nicht beirren lässt und das Publicum zwingt, ihr nachzukommen.« 16. Sept 1899.

Herr Bahr hat als Zeuge angegeben, er urtheile jetzt anders als früher, weil er Director, Regisseur und Schauspieler jetzt »an der Arbeit sehen« könne. Mehr

habe ich selbst nie behauptet. Herr Bahr war zuerst bloß Kritiker und ist dann auch Volkstheater-Autor geworden . . .

* * *

„WIENER THEATER“

ist das Sammelwerk betitelt, das Hermann Bahr im Jahre 1899 als ein Document seiner Entwicklung herausgab. In der Vorrede heißt es ausdrücklich: »Diese Sammlung von Recensionen, die ich, von 1892 auf 1898, erst in der ‚Deutschen Zeitung‘, dann in der ‚Zeit‘ über Wiener Theater geschrieben habe, soll zeigen, wie ich von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reinen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen bin.« Da Herr Bahr gleichzeitig aber auch — »nach und nach doch« — zu Tantièmen gekommen ist, so durfte er nicht alle Feuilletons, die er seinerzeit geschrieben, in das Buch aufnehmen. Solche Vorsicht erheischte natürlich nur die Abtheilung: »Deutsches Volkstheater«. Hier mussten nicht nur gewisse Feuilletons gänzlich weggelassen, sondern aus anderen gewisse Stellen eliminiert werden. Was verschlug's, dass da und dort der Sinn in sein Gegentheil verkehrt ward? Als ich Herrn Bahr am Tage des Gerichts seine nachträgliche Veränderung früherer Urtheile über das Theater des Herrn Bukovics vorhielt, nahm ich bloß eine Ausrede, die denn auch pünktlich aufmarschierte, vorweg: »Bemerkungen über Regie und Schauspieler, zumal solche tadelnder Natur, seien nicht geeignet, für die Ewigkeit festgehalten zu werden.« Wie kommt's, dass aller Burgtheatertadel sorgsam conserviert wurde? Und wie ist es zu erklären, dass in der Abtheilung »Raimund-Theater« die kleinsten Schauspieler, ja die letzten Statisten in gesperrtem Druck der Ewigkeit überliefert werden? Im Namensregister findet sich nicht nur Aischylos, sondern auch Frau Anatour, nicht nur Balzac, sondern auch Herr Balajthy, nicht nur Flaubert,

sondern auch Frl. Fenzella, und Frl. Giesrau hat an der Seite Goethes, Frl. Sobjeska neben Sokrates Platz genommen. Aber Herr Bahr fand, in die Enge getrieben, noch eine andere Erklärung für die nachträgliche Redaction. Er sei als Kritiker der ‚Deutschen Zeitung‘ die Nachtarbeit nicht gewohnt gewesen und habe in nervöser Hast über manchen Schauspieler und Regisseur Worte von einer Heftigkeit gefunden, die ihn schon am nächsten Morgen gereut hätte. Die Reue glaube ich Herrn Bahr, aber ich glaube nicht, dass sie ihn so rasch überkommen hat. Er müsste denn schon in der Nacht nach einem wüthenden Volkstheaterreferat von den zukünftigen Tantièmen des Volkstheaters geträumt haben. In Wahrheit ist er aber erst »nach und nach« von den heftigen Forderungen zu einer reinen Freundschaft mit dem Deutschen Volkstheater gekommen. Warum hat er den Tadel nicht gemildert, sondern gänzlich entfernt? Auf den Vorhalt, dass er ja zwar bei der ‚Deutschen Zeitung‘, aber nicht bei der Wochenschrift ‚Die Zeit‘ als Nachtkritiker angestellt war, hat er überhaupt nichts zu erwidern vermocht.

Ich habe in meiner Vertheidigungsrede erklärt, dass sonst höchstens der Wahrscheinlichkeitsbeweis für eine Beeinflussung gelingen könne, da man ja einen psychischen Vorgang nicht beweisen könne. Die rechte Hand, sagte ich, schreibt günstig und die linke nimmt Tantièmen; ein causaler Zusammenhang sei wahrscheinlich, denn es sei auffallend, dass die eine immer günstig schreibe, wenn die andere Tantièmen bezieht. Gleichwohl: die Rechte kann sich darauf ausreden, sie wisse nicht, was die Linke thut. Der Weg, den der kritische Gedanke von dem Gehirn durch die Feder bis auf das Papier nimmt, ist schwer zu controlieren und die Hemmung durch ein materielles Interesse gerichtsordnungsmäßig nicht zu beweisen. Anders bei Herrn Bahr. Er ist vielleicht der einzige Kritiker, der einen offenen Einblick in die

Werkstätte seiner Sympathien und Antipathien gestattet. Er ist nämlich nicht dabei stehen geblieben, Gedanken auf ihrem Wege zu sichtbarer Kritik zu verändern. Er hat die fertige kritische Aeußerung selbst verändert. Das ist ein seltener Fall, und darum der Betrachtung besonders wert. Herr Bahr will uns in seinem Sammelwerke zeigen, wie er allmälig von den heftigen Forderungen einer recht vagen Schönheit abgekommen ist, aber er enthält uns die heftigen Forderungen vor, und es bleibt nichts übrig als die Schönheit. Da gibt es Feuilletons, die dem oberflächlichen Blick wörtlich herübergenommen scheinen; aber wer näher zusieht und genau vergleicht, entdeckt, dass da und dort ein ganzes oder halbes Sätzchen, eine Bosheit gegen Herrn Bukovics, ein Tadel gegen seine Schauspieler weggelassen ist. Und das gibt dann Entdeckerfreuden, um die einen selbst Herr Bahr beneiden könnte. Der Berliner Schriftsteller Fritz Mauthner, den ich um ein Gutachten über die Frage der Compatibilität des Kritiker- und des Autorberufes ersuchte, hatte keine Ahnung, um welche Persönlichkeit es sich in meinem Processe handle, als er die Worte niederschrieb: »Die bewusste Fälschung der eigenen Meinung gehört auf ein Gebiet, das ich lieber nicht betreten will.« Und er hat dabei gewiss nicht einmal an Veränderung von bereits geschriebener Meinung gedacht. Wie wird er verblüfft sein, die folgende Zusammenstellung zu lesen:

Buch:	Zeitung:
»Zwei glückliche Tage.« Von Schönthan und Kadelburg.	‚Deutsche Zeitung', 27./1. 1893:
Die Autoren höhnen, wie der Kritiker auseinandersetzt, das Wienerthum und stellen den Wiener als Wurstel dar. Die Wiener, fährt Herr Bahr fort,	
»lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett und freue	»lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett und freue

mich, dass ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmuth und Heiterkeit gewann. Schauspielerisch sind solche Stücke . . .

mich, dass ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmuth und Heiterkeit gewann. Ob es freilich gerade diesem Director geziemte, gerade in diesem Hause, das Wiener Bürger für sich erbauten, das Experiment auf die Gutmüthigkeit der Wiener zu wagen, das wäre eine andere Frage. Schauspielerisch sind solche Stücke . . .

Schluss: »— — — Aber sonst kann man es wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, dass in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen.«

»— — — Aber sonst kann man es wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, dass in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen. Dagegen für die schlechten, mit Mätzchen und Manieren, ist es gewöhnlich ein Triumph. Für Herrn Tyrolt war es heute ein Triumph.«

*

»Lolo's Vater.« Von Adolf L'Arronge.

Schluss: »— — — Er (der Erfolg) gehört auf das Conto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet.«

‚Deutsche Zeitung', 19./3. 1893:

»Er gehört auf das Conto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet. Sie ist, wenn man mir deswegen auch noch so grobe Briefe schreibt und schreiben lässt — ich kann mir nicht helfen, sie ist nicht nach meinem

Geschmacke, weil ihr jede Natur und der schlichte Adel der Empfindung fehlen und alles immer aus dem Kopfe kalt berechnet wird; verblüffende Masken, der billige Spass verlachter Dialecte, die sie freilich unvergleichlich meistert, Wunderlichkeiten im Gange, in den Gesten sind ihre Mittel, und jede »Nuance« ist vor dem Spiegel »gemacht«, ausgekostet und erprobt; das Herz hat keinen Theil, und wer gefühlte Kunst will, die nichts künstelt, mag sie nicht leiden. Aber ich darf nicht verhehlen, dass sie bei uns den Leuten noch immer gefällt; man jubelt ihr begeistert zu, und so ist vorläufig das Recht auf ihrer Seite. Vielleicht wird sich das ändern, wie es sich in Berlin für Klein geändert hat, gegen den ich lange der einzige Prediger für die Wahrheit der Empfindung war. Die Familie Klemm wird polyglott gespielt: Herr Tyrolt böhmelt, Frau Berg und Frl. Glöckner wienern und Frl. Odilon berlinert u. s. w.«

*

»Rosmersholm.« Von Henrik Ibsen.

Schluss: »— — vortrefflich.«

‚Deutsche Zeitung‘, 5./5. 1893: »— — vortrefflich. Den Ulrik Brendel verfehlte Herr

Weiße*) in Maske, Haltung und Redc. Herr Löwe machte aus dem starren und trotzig-fanatischen Rector einen weinerlich polternden Messner u. s. w.«

*

»Eine Palastrevolution.« Von R. Skowronnek.

Schluss: »— — welche von selber kommt.«

,Deutsche Zeitung', 15./10. 1893.

»— — welche von selber kommt. Der Darstellung gebürt heute Lob. Den Stil solcher Benedixiaden, welche auf Wahrheit und Stimmung verzichten und behaglich in breiten Spässen plätschern, trifft diese Bühne. Sie werden, wenn man sich in das steife, träge, nervenlahme Tempo, das hier nun einmal Sitte ist und jede Vorstellung um eine Stunde verschleppt, geduldig fügt, erträglich gespielt. Freilich, ohne jede Führung, welche die Klänge verbinden und ordnen würde. — — — Auch Frau Odilon weiß zu gefallen, was nicht recht begreiflich ist, da sie die flotte Amerikanerin doch im Ton und in den Gesten verfehlt, und statt die wunderlichen Reize der britischen Zunge zu treffen,

*) Vgl. damit: ,Neues Wiener Tagblatt', 6. Juni 1900 (Wechselgastspiel): »— — — Die Episoden des Brendel und des Mortensgard, mit welchen ja auch unsere Weiße und Meixner viel Glück hatten.«

stottert sie ein künstliches Kauderwelsch, das es nicht gibt, und bringt wieder ihre spitzen, unveränderlich berlinischen Mätzchen; aber die Leute klatschen, und so verdienen sie es ja nicht besser.«

*

»Malaria.« Von Richard Voß. Schluss: »— — — erst die Stimmung vorbereiten müsste.«

‚Deutsche Zeitung', 22.|10. 1893:

»— — — erst die Stimmung vorbereiten müsste. Hier freilich hätte auch die beste Kunst nicht geholfen. Hier hätte auch ein literarisches Werk versagt. Hier musste das Stück, ohne Verschulden des Dichters, durch die elenden und schändlichen Mätzchen der Fr. Elmenreich fallen, die es vermochte, selbst den unwiderstehlichen 1. Act zu werfen. — — — — — — — — — — — — — — Aergere Unnatur ward noch nicht erlebt und selbst der gewiss sanfte, geduldige und zahme Hörer dieses Hauses wurde heute wild, dass der Zorn bald unerquickliche Formen genommen hätte. (Folgt Lob einiger Schauspieler.) Ich bin von dem Verdachte frei, diese Schauspieler über Gebür zu schätzen. Aber es muss doch gesagt werden, dass es sie de-

gradieren heißt, wenn man immerhin ernsthaften und künstlerisch ehrbaren Leuten den Schimpf zumuthet, mit einer so unwürdigen Partnerin zu spielen.»

*

»Der Talisman.« Von Ludwig Fulda.

Schluss: »— — und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt.«

‚Deutsche Zeitung‘, 5./11. 1893:

»— — — und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt. (Folgt ein Tadel der Darstellung, die weit hinter der Berliner zurückbleibe.) Frl. Odilon bleibe »stets die zappelige Berliner Soubrette«. Der Jubel, der Herrn Tewele (den kurz zuvor Entlassenen) empfieng, »mag die Direction oder das Secretariat oder wer sonst jetzt gerade im Volkstheater an der Herrschaft ist, lehren, solche Scherze, die zu behaupten sie doch die Autorität nicht hat, künftig lieber bescheiden zu lassen.«

*

»Das Märchen.« Von Arthur Schnitzler.

»— — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener ‚Lebebuben‘, waren unübertrefflich. Herr Nhil schien heute — —«

‚Deutsche Zeitung‘, 2.|12. 1893:

»— — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener ‚Lebebuben‘, waren unübertrefflich. Herrn Kutschera muss ich das besonders sagen. Er ist oft elend, niederträchtig, schändlich, weil man ihn in falsche

Rollen stellt. Aber jetzt weiß ich, dass er ein Künstler ist. Herr Nhil schien heute — —«

»Komödianten«. Von Eduard Pailleron.

»— — In der Wiener Bearbeitung der ‚Komödianten' fehlt eine Scene, die an der Comédie der beste Treffer des Stückes ist — — —«

‚Zeit', 27. October 1894.

»— —. In der Wiener Bearbeitung der »Komödianten«, die von einem Analphabeten*) sein muss, der weder deutsch noch französisch kann und die Gesetze der Sprache so wenig als die Gesetze des Anstandes ahnt, in dieser ganz dummen und phantastisch jämmerlichen Verstümmelung fehlt eine Scene, die an der Comédie der beste Treffer des Stückes ist — — —«

Schluss: »Die Wiener Darstellung versagte. Nur eine Scene im dritten Acte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — — schön gespielt, natürlicher, freier und verständiger selbst als an der Comédie.«

»Die Wiener Darstellung versagte. Eine Scene im dritten Acte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — — schön gegespielt, natürlicher, feiner und verständiger selbst als an der Comédie. Alles andere war unbeschreiblich elend, albern und gemein — man konnte sich fast im Raimundtheater glauben.

»Was ich ausschied, brachte ich gleichsam verstohlen, heimlich beiseite und musste schon fest überzeugt sein: Den kleinen Raub wird man aber nicht merken«. Kürnberger, »Siegelringe«.

*) Die Wiener Bearbeitung der »Komödianten« rührt von Emerich v. Bukovics her. Anm. d. Herausg.

* * *.

Allerlei Citate.

»'s Wort gilt bei mir so viel als ein Theatercontract, denn man halt' ihn auch nur so lang man will.«

Nestroy, »Zwei ewige Juden und Keiner« (I., 22).

*

»Diese Hausierer der Literatur — für die jedes Drama eine neue Villa ist — —!« Leo Hirschfeld, »Die Lumpen« (I., 2.)

*

»Zipser: Und der Millner in der ‚Morgenpost'?

Lona: Der is doch immer ein Schwein gewesen. — Lauter Schweine, lauter Schweine! Ah!

Zipser (die Zeitungen zusammenlegend): Die Pest soll sie treffen! — Du musst sie nächstens wieder einmal einladen.«

Bahr, »Der Star« (I., 4.)

*

»Was die Künstler immer zuerst und mit Leidenschaft verhandeln, ist das Thema von der bestechlichen Kritik« — — Kritiker »die ihr Urtheil nach der Zeile für Cigarren oder auch, wenn es einem bequemer ist, für bares Geld verkaufen.« Es beweist dies nichts gegen die anständige Kritik, »neben der überall Erpresser sind, wenn sie sich auch freilich anderswo wenigstens nicht in die erste Reihe drängen.« Bahr, »Studien zur Kritik der Moderne«, 1894.

*

»Weißt Du, was ein Dichter will? Zehn Percent Tantièmen. Außer, wenn er ein großer Dichter ist; nachher will er fünfzehn Percent!« Leo Hirschfeld, »Die Lumpen« (II., 2).

*

»Aber jetzt geben Sie meine Komödie nur mehr zweimal oder höchstens dreimal in der Woche — und Sie setzen sie auch am Montag und Freitag an, ausgerechnet an den schlechtesten Theatertagen!«

»— — Das geht nach den Cassaausweisen, Herr Ritter. Ihr Stück ist das zugkräftigste — natürlich setzen wir's an den schlechtesten Tagen an, weil die die Poussierung brauchen. Das

ist ein großes Compliment für das Stück, dass es Montag und Freitag gegeben wird!«

»— — Ah — ich dank' schön! Ich brauch' keine Complimente! — — Ich bitte Sie also sehr ernsthaft und nachdrücklich, mein Stück Mittwoch und Samstag anzusetzen — verstanden — wenn ich schon auf den Sonntag verzichten will!«

Ebenda (III., 3.)

*

»Wann man bedenkt, was die Ander'n All's hab'n — die in Wien — — wo Oaner den Andern aneifert, Oaner dem Andern hilft, Oaner den Andern nachzieht, wo s' Alle in oan' groß'n Kreis steh'n und sich an der Hand halt'n, wo nix verlor'n geht, weil's gleich wieder von oan' Ander'n abg'nommen und aufg'nommen wird ...«

Bahr, »Der Franzl«, (III., 2).

*

»Sie brauchen Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Concordiaball, sonst werden sie schlecht recensiert.«

Bahr, ‚Zeit' (2. Febr. 1895).

*

»Lüge über Lüge unter dem bergenden Schutze der Anonymität; Lüge, Laster und Feigheit! Es verschlägt Einem den Athem in dieser pestfaulen, mephitischen Sphäre, und es heißt wahrhaft übermenschliche Selbstbeherrschung, über derlei Dinge ruhig zu sprechen, ohne mit Keulenschlägen d'reinzufahren.«

Bahr, ‚Deutsche Wochenschrift' 1884.

*

»Er wusste mit einer strebsamen und sehr verwendbaren Naivetät langsam seinen kleinen, aber sicheren Weg in die Presse zu nehmen. — Er wuchs an Haltung, förderte seinen Namen und stieg, bis man ihm zuletzt sogar das kritische Amt anvertraute. Er recensiert seit einem Jahre jetzt das Deutsche Volkstheater, das denn auch heute seine »Sintfluth« brachte.«

Bahr, ‚Deutsche Zeitung', 8. Oct. 1893. Besprechung der »Sintfluth« von Brociner.

*

»Ich sagte ja, dass ich nicht ganz unschuldig bin an dem Urtheil.«

Dupoël, Präsident des Schwurgerichtes in Brieux, »Die rothe Robe«. (III.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Socialdemokrat. Unser feuchtfröhlicher Habakuk ist ja schon früher einmal mit der Redaction der ‚Arbeiter-Zeitung‘ meinethalben in Widerspruch gerathen. Er griff mich an, und die Redaction theilte mir mit, das habe Habakuk lediglich zu seinem Privatvergnügen, aber zu ihrem Missbehagen gethan; ihr falle gar nicht ein, im Ernst zu vertreten, was er im Scherz gesagt habe. Diesmal wurde Genosse Habakuk noch rascher und entschiedener verleugnet. In der Sonntagsnummer verspottet er das Interesse, das die Wiener an dem Process zwischen »zwei Bajazzos« — das sollen Herr Bahr und ich sein — nehmen. Aber in derselben Nummer der ‚Arbeiter-Zeitung‘ stand ein spaltenlanger und, soweit ich es übersehe, recht objectiver Bericht über diesen Process. Habakuks Collegen waren also der Meinung, dass die Corruption in Presse und Theaterwesen, über die neulich zwei Tage lang vor dem Schwurgericht verhandelt wurde, nebst dem übrigen Wien auch vor allem die Wiener Arbeiterschaft interessiere und interessieren solle; im Texttheil der ‚Arbeiter-Zeitung‘ pflegen doch nur Angelegenheiten, die für die Arbeiterschaft von Bedeutung sind, ausführlich behandelt zu werden, und nur für den Inseratentheil wurde bisher die Entschuldigung geltend gemacht, die Redaction brauche, was der Leser hier gern missen möchte. Die Collegen des überlegen-spöttischen Habakuk sind aber noch weiter gegangen: sie haben dem Process zwischen den Herren Bahr-Bukovics und mir allgemeines Interesse vindiciert, und der politische Redacteur hat wenige Tage nachher der ‚Neuen Freien Presse‘, mit der er doch neuestens in den meisten Dingen sicherlich mehr sympathisiert als mit mir, den Vorwurf nicht ersparen zu dürfen geglaubt, dass sie den Processbericht »unterschlagen« habe. Ich sagte einmal, Habakuks Sonntagshumor würde sich im ‚Wiener Tagblatt‘ nicht schlechter ausnehmen als in der ‚Arbeiter-Zeitung‘. Und man sieht jetzt, dass er in die ‚Neue Freie Presse‘ sogar besser passen würde.

Den vielen Freunden, die mich neulich ihrer Sympathien versichert haben, danke ich ebenso herzlich, wie den Verfassern anonymer Schmähbriefe, die mir auf ihre Weise zu verstehen gaben, dass die Sache, die ich vertrat, eine gute war. Das stenographische Protokoll der Gerichtsverhandlung, das gegen 1000 Bogenseiten umfasst, ist noch nicht vollständig ausgeschrieben, und ich werde im nächsten Hefte einige Lücken der Wiener Gerichtssaalberichterstattung ausfüllen. Inhalt und Umfang der vorliegenden Nummer entschuldigt die Verspätung.

Die Märzhefte werden am 15., 23. und letzten des Monates erscheinen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 70 Wien, Anfang März 1901 II. Jahr

Die Fackel

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS.

ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.

PREIS 10 Kr.

WIEN.

DIE FACKEL

Nr. 70 WIEN, ANFANG MÄRZ 1901 II. JAHR

THEATERLOGEN.

»So lass' mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, dass die Freimaurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnst nach?«

Lessing: Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer.

Lessing hätte es sich wohl nicht träumen lassen, dass man einst diesen Satz aus seinen Freimaurergesprächen, der dort natürlich eine ganz andere Bedeutung hat, in einem Sinne citieren könnte, der die Wirksamkeit der Logenbrüder als eine vorwiegend theatralische erscheinen lässt. Und doch ist die Stelle, aus ihrem Zusammenhang gerissen, durchaus verständlich, sobald ihr Inhalt auf Wiener Verhältnisse angewendet wird. Es gibt nämlich in der That »Stücke«, auf die die Freimaurer »ihr Absehen haben«. Und neuestens haben wir erfahren, dass auch die Pforten des Jubiläumstheaters sich den im Kreise der Brüderschaft großgezogenen Talenten willig öffnen. Ich finde den Protest gegen solche Bereitwilligkeit begreiflich. Die liberale Presse möchte natürlich von einer »Denunciation« sprechen und ihre Leser glauben machen, die antiliberale Publicistik »hetze« gegen die Aufführung des Ressel'schen Werkes am

Jubiläumstheater aus politischen Gründen. Wäre dem so, so hätten sie Recht: es kommt nicht auf die private Gesinnung, sondern auf das Bühnengeschick des Autors an. Aber ich glaube, dass hier böswillig der Standpunkt verrückt worden ist, von dem aus gegen die Aufführung des Ressel'schen Stückes protestiert wurde. Es fällt heute ernstlich niemandem mehr ein, die Wiener Freimaurer, wenn sie sich auch in mystischem Mummenschanz gefallen mögen, als eine »Gefahr für Thron und Altar« zu betrachten. Man missbilligt ihre Vereinigung bloß als einen Hort der Corruption, als eine Gelegenheit, unter ethischen Vorwänden die gegenseitige ökonomische Poussierung zu betreiben. Man ist längst nicht mehr so verblendet, österreichischen Freimaurern die Wirkensmöglichkeit und Gefährlichkeit der italienischen Logen zuzuschreiben und die republikanische Gesinnung eines Julius Löwy zu fürchten. Nicht der Hüter der politischen Ruhe, aber der Wahrer der socialen Reinheit wird bei uns auf die Thätigkeit der Logen ein scharfes Auge haben müssen. Und als besonders dringend erweist sich die Pflicht, das Theaterwesen, das unter dem Ansturm der von der Presse gezüchteten Impotenzen genug zu leiden hat, von freimaurerischen Gönnerschaften zu erlösen. Genügt heute notorischerweise ein Mindestmaß von Talent, um unter freimaurerischer Protection auf einer Wiener Bühne durchzudringen, so ist die Abneigung begreiflich, auf einem gegen den Willen der Cliquenmächte gegründeten und gedeihenden Theater das Werk auch des talentiertesten Logenbruders vorgeführt zu sehen. Wenn bei Lessing Ernst und Falk darüber disputieren, welche denn »die wahren Thaten« der Freimaurer seien, so lässt sich mit Beziehung auf Wiener Verhältnisse antworten: Die wahren Thaten der Freimaurer sprechen für sich — mit den Händen. Wir haben ihnen Premièrenerfolge, wir haben ihnen eine Vermehrung der Claque, der kritischen und der manuellen, zu danken. Im Carltheater debutiert eine mittelmäßige Soubrette, und der Jubel der Presseleute

erreicht einen selbst in den Tagen der Kopaczi unerhörten Grad. Bruder Schnüfferl flegelt ihr zuliebe die ungleich begabtere Vorgängerin an, nennt sie eine »wirkliche Künstlerin«, spricht von Triumph, Hochgenuss, herrlicher, in allen Lagen ausgeglichener Stimme. Und siehe da, selbst Bruder Bahr scheut den weiten Weg vom Deutschen Volkstheater in die Leopoldstadt nicht, übernimmt ausnahmsweise das Operettenreferat, und wir hören ihn von einer »reizenden Erscheinung«, von »großen, grauen, wie verschleierten Augen« schwärmen und berichten, Frau Fischer-Günther habe das Publicum »im Sturm genommen, das nun nicht ermüdete, sie immer aufs Neue auszuzeichnen«. Wie ist solcher Eifer zu erklären? Ganz einfach: Die Dame ist eine Schwester, und ihren Schwager, der wieder ein engerer Bruder Bahrs ist, sah man über die Durchfälle des »Athlet« und des »Franzl« mit Leibeskräften hinwegtäuschen. So wäscht eine Hand die andere und beide applaudieren. Und so begehe ich »Eingriffe ins Privatleben«, wenn das Privatleben in die Sphäre öffentlicher Kunstinteressen eingreift.

Die freimaurerischen Geheimnisse sind längst nicht mehr politische Verschwörungen, sondern simple Wiener Redactionsgeheimnisse. Seit Bruder Bahr »einen großen Erfolg gewünscht« und die ‚Fackel‘ dies freimaurerisch heimliche Sehnen der Welt verrathen hat, ist die Theaterlogenpropaganda durchaus nicht aufgegeben worden; nur ihre Taktik wurde ein wenig verändert. Ein einfaches »Aviso« genügt jetzt, um die Applausbrüder in die Premièren zu treiben und die gewissen Erfolge zu garantieren. Und damit alles Leugnen nichts nütze und man klar erkenne, welchen Antheil die Wiener Freimaurerei an dem literarischen Cliquentreiben hat, veröffentliche ich ein hektographiertes Schriftstück, das mir dieser Tage zugieng, im Wortlaut und in der Orthographie des Originals:

Tagesordnung
für Montag den 4 März 1901

7 Uhr Beamtensitzung
8 Uhr präcise Allgem. Conferenz
1. Einläufe u. Mittheilungen
2. Ballotage über den Suchenden
Dr. Alfred Bastyř
3. »Die Gewerbe und Lehrlingsfrage
besprochen vom Mstr .·. v .·. St .·. Br .·.
Donat Zifferer
4. Rundfrage

Aviso

Am 28. Feber Premiere, von Chiavacci,
»Aus'n Herzen heraus«
im Raimund Theater.

*

Am 7. März waren die Feinde der Freimaurerei nahe daran, an die »Verschwörung gegen Thron und Altar« zu glauben. Die ‚Neue Freie Presse' hatte nämlich in einem Bericht über den Attentatsversuch gegen Kaiser Wilhelm II. den Satz gebracht: »Nistet sich in einem Kopfe, dessen Denkvermögen sich verwirrt, die Großmannssucht ein, dann reift sehr leicht der Entschluss, sich an einem Mächtigen der Erde zu vergreifen, und es erfolgt eine ebenso blöde und zwecklose als brüderliche That.« In den Logen wie im gegnerischen Lager herrschte lebhafte Erregung; aber glücklicherweise brachte die ‚Neue Freie Presse' schon am nächsten Tage die Aufklärung, dass es eigentlich »widerliche« That hätte heißen sollen. Es sei »ein schlimmer Druckfehler« gewesen. Nun weiß man's: Bitru ist bloß ein Druckfehlerteufel . . . .

* *
*

Graf Paul Hoensbroech, der ehemalige Jesuit, der sich aus dem Orden in das Heiratsvermittlungsbureau und nach dem Scheitern des Versuchs, das alte Adelswappen an die meistbietende der Millionärinnen

ohne Unterschied der Confession zu verschachern, aus dem Heiratsvermittlungsbureau in die stille Gelehrtenklause zurückgezogen hat und dort Material gegen das Papstthum sammelte, ist in Oesterreich, seit sein Werk über des Papstthums social-culturelle Wirksamkeit verboten ward, ein Mann von Einfluss geworden und hofft, wie er den Lesern der ‚Zeit' neulich verrieth hier besseren Boden für seine Mahnungen zu finden, als draußen im Reiche. Eisenkolb, Schönerer, Wolf und ähnliche Zwischenrufer im Streite werden wegen der »Vorarbeiten«, die sie geleistet, von ihm belobt, und wenn sie mit abtrünnigen Pfaffen und Börsensocialpolitikern zusammengehen wollen, werden wohl die Grenzfesten, die wir Jahr für Jahr gegen das verbündete Italien in den Alpen bauen und verstärken, bald ebensoviele Bollwerke gegen den Ultramontanismus bilden. Dass es Päpste gab, die die Ermordung einer andersgläubigen, also nach dem Sprachgebrauch jener Zeit ketzerischen Königin guthießen, und dass der heilige Alphons von Liguori nicht nur den Beichtvater mit den sexuellen Verirrungen der Beichtkinder bekannt gemacht, sondern auch eine mit unserem Strafgesetz unvereinbare Lehre von den Vorbehalten beim Eide verkündet hat: welcher gutgläubige Katholik müsste nicht, wenn er aus der ‚Zeit' diese historischen Thatsachen erfahren hat, von der Kirche abfallen? Die Lehren der Geschichte auf das Leben anzuwenden, ist ja der Beweis wahrer historischer Bildung. Ein Geschichtskenner vom Schlage des Herrn Hoensbroech muss die Juden lediglich aus dem Grunde hassen, weil ihre Väter den Heiland gekreuzigt haben, und kann nimmermehr die Ausrede von Kohns Kindern gelten lassen, die auf den Vorwurf ihrer christlichen Spielkameraden, dass sie Jesum gemordet hätten, erwiderten, sie hätten es nicht gethan, das seien Spitzers — oder, um im Milieu der ‚Zeit' zu bleiben, Singers — Kinder gewesen. Dieser Geschichtskenner wird in den Wiener Socialdemokraten Anstifter der Revolution sehen, weil er die Gutheißung der

Revolution durch die Socialdemokratie historisch nachweisen kann, und er wird uns vor der preußisch-deutschen Freundschaft ernstlich warnen, da doch schon einmal ein Preußenkönig mitten im besten Frieden Oesterreich überfallen und einer schönen Provinz beraubt hat. Man muss thatsächlich auf diese lächerlichen Consequenzen jener Ausnützung der Geschichte hinweisen, die den Alldeutschen und Herrn Hoensbroech im Kampfe gegen das Papstthum beliebt, weil auch manche Clericalen, wie es scheint, diese Geschichtsauffassung theilen und sich nicht anders zu helfen wissen, als dass sie geschichtliche Thatsachen einfach leugnen. Der unbefangene Verstand aber vermag in all dem, was Graf Hoensbroech bisher mitgetheilt hat, nichts Anstößiges zu erkennen. Kein Vernünftiger hat, ob man's ihm nun durch neue Beweise belege oder nicht, jemals daran gezweifelt, dass die Päpste, wenn sie Politik trieben, sich stets der üblichen politischen Mittel ihrer Zeit bedient haben und dass die politische Moral des achten Clemens sich von jener des dreizehnten Leo nicht weniger unterscheidet, als die politische Moral irgend zweier weltlicher Staatsmänner vom Anfang des zwanzigsten und vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Unbefangenen wird es auch kein Aergernis sein, dass in einer Zeit, die dem Angeklagten nicht erlaubte, eine Aussage, die ihm schweren Schaden bringen musste, zu verweigern, ein Moraltheologe die Ansicht »genügend probabel« fand, der Angeklagte dürfe in solchem Falle einen Eid mit Vorbehalt schwören. Gegen Liguori wird er dabei nichts vorzubringen wissen, den Grafen Hoensbroech aber bedeuten, dass in unserer Zeit der Angeklagte überhaupt nicht zum Eide zugelassen wird. Und so vermöchte jeder halbwegs juristisch und historisch Gebildete, der moralisch empfindet, von jeder einzelnen der von Herrn Hoensbroech mitgetheilten Lehren Liguoris darzuthun, dass sie in einer ihrer Zeit vorauseilenden Rechtserkenntnis und Moral wurzelt.

Geschichtskenntnis ohne Geschichtserkenntnis: es gibt keine tiefere Unbildung, als die sich hierin äußert. Aber solche Seichtigkeit des Denkens beherrscht immerzu das öffentliche Leben einer Zeit, der die Einsicht abhanden gekommen ist, dass die Logik der Ethik, d. i. dem logisch Denkenwollen, entspringt.

* * *

Im ungarischen Abgeordnetenhause wimmelt es von Verwaltungsräthen. Und einzelnen dieser Herren gestattet ihre außerordentliche Arbeitskraft, außer dem Volk noch zwanzig und mehr Actiengesellschaften zu vertreten. Aber die ungarische Socialdemokratie tritt für den Grundsatz der Arbeitstheilung — man kann es auch Incompatibilität nennen — ein; die Ueberbürdung der Abgeordneten durch die Verwaltungsrathsthätigkeit gefährdet, so erklärt sie, nicht nur die Leistungsfähigkeit, sondern auch die Moral des Parlaments. Alle antimagyarischen Blätter Oesterreichs pflichten der ungarischen Socialdemokratie bei; man verdreht scheinheilig die Augen über die Corruption im öffentlichen Leben Ungarns und segnet sich, dass es bei uns doch besser sei. Der schärfere Beobachter wird freilich in dem scheinbaren Vortheil einen Nachtheil erkennen: erst seit das österreichische Abgeordnetenhaus einflusslos ward, ist es reiner geworden, tugendhaft wie eine alte Jungfer, die niemand begehrt. Und doch war's eine Metze, als es noch jung und schön war; Verwaltungsrathsstellen und Eisenbahnconcessionen flogen einst auch in Oesterreich den liberalen Abgeordneten in den Schoß, und so mancher bewahrt noch heute Millionen als schöne Erinnerung an die blühende Jugendzeit unserer Verfassung. Immer hat die Corruption die Mächtigen in Versuchung geführt, und wo der öffentliche Geist schlecht ist, sind sie der Versuchung stets erlegen. In Ungarn ist heute das Abgeordnetenhaus der stärkste Machtfactor, und es ist corrupt. In Oesterreich sind der grundbesitzende Adel und die

Beamtenschaft politisch mächtig, und wessen Namen findet man neben denen der ärgsten Jobber in den Verwaltungsrathslisten? Hohe Ministerialbeamte und Gerichtsfunctionäre gehen in Pension und werden Verwaltungsräthe oder Generaldirectoren, und die Sprossen des Adels, der einst die Türken besiegt hat, lassen sich von den Nachkommen der Hausjuden, die von den Türkensiegern Percente nahmen, Tantièmen zahlen. Es ist eine sinnreiche Rache: den Söhnen jener Hausjuden ist der gelbe Fleck abgenommen worden, und sie haben dafür den Söhnen des Adels Präsenzmarken angeheftet. Unsere Presse sollte häufiger von dieser österreichischen Finanzcorruption sprechen, aber sie wäre allzu bescheiden, wenn sie sich selbst dabei vergäße und nicht darauf hinwiese, dass auch sie, die längst politisch ohnmächtig geworden ist, im wirtschaftlichen Leben noch stark genug blieb, um — nicht der Corruption zu widerstehen, aber corrumpiert zu werden. Oesterreichische Blätter, die dem Grafen Stefan Tisza vorwerfen, er habe mehr als 20.000 Gulden jährlich von Actiengesellschaften bezogen, sollten doch von ihren eigenen Pauschalien und Bankinseraten nicht schweigen. Uns alle verlangt es ja, zu wissen, in welchem Falle wohl österreichische Blätter sich entschließen könnten, dem Beispiel des jungen Tisza zu folgen und auf die Einnahmen, die sie von Actiengesellschaften beziehen, zu verzichten.

* * *

Ich finde das Pathos, das die liberalen Bordellblätter an die Affaire der Französin wenden, die polizeiärztlich untersucht und brutalisiert wurde, unerträglich. Eine Abonnentin der ‚Neuen Freien Presse‘ rief ihr neulich gar im Namen »aller Frauen und Mädchen«, die »zu ihr pilgern müssten«, den tiefsinnigen Satz zu: »Weine nicht, denn sieh', wir weinen mit dir!« Was untergeordnete Polizeiorgane hier verbrochen haben, ist in der That grauenhaft und empörend. Aber wogegen richtet sich die Empörung

jener Gesellschaft, deren Sprachrohr die liberale Presse ist? Gegen den »Missgriff«. Dagegen, dass, was gestern der Französin passiert ist, morgen »anderen anständigen Wiener Frauen und Mädchen« passieren könnte. Das ist doch zu läppisch. Als ob Missgriffe planvoll angelegt würden, als ob sie organische Begleiterscheinungen eines Systems wären und als ob nicht, wenn jetzt der schuldtragende Beamte strenge bestraft wird, in einem Jahr wieder ein Missgriff geschehen könnte! Nicht wo sie Missgriffe begeht, ist unsere Polizei anzuklagen, sondern wo sie scheinbar gesetzliche Handlungen vornimmt. Gegen die Brutalität, mit der die Untersuchung an einer Frau vorgenommen wurde, die gar nicht zu untersuchen war, wird protestiert. Aber gegen die nämliche Brutalität, die nach Polizeiauffassung den »richtigen« Personen, den Prostituierten gegenüber am Platz ist, wird kein Wort gewagt. Und doch ist ein schlechtes System tausendmal verdammenswerter als ein einzelner Missgriff. Das Pathos lässt die logische Erwägung nicht aufkommen, dass es in der Natur der Missgriffe liegt, unversehens immer von neuem zu geschehen. Die Reue der Polizei ist vollkommen überflüssig und gewährt nicht die geringste Beruhigung. Die Forderung der kürzlich abgehaltenen Frauenversammlung, dass der Uebelthäter exemplarisch bestraft werde, ist sicherlich berechtigt, aber ihre exacteste Erfüllung bringt uns um keinen Schritt weiter. Das Aequivalent einer socialen Bewegung kann doch nicht sein, dass ein einzelnes Opfer falle. Vielmehr hätte der Nachdruck darauf gelegt werden müssen, dass man aus der Situation, in die eine »anständige« Frau gerathen ist, nun endlich und glücklicherweise erkannt habe, wie die »unanständigen« bei uns von der Polizei behandelt werden, und dass diese Zustände unhaltbar seien. Werden sie beseitigt, so wird auch ein »Missgriff« in der Folge nicht mehr so schmerzlich empfunden werden. Aber das Pathos hatte die Köpfe völlig verwirrt. So rügte einer der Redner, dass man es nicht einmal der Mühe wert gefunden hätte, einen Regierungsvertreter in die Versammlung zu entsenden. Aber dasjenige, was er für polizeilichen Hochmuth hielt, war nichts weiter als polizeiliche Reue und das offenkundige Bestreben, die Leute, denen man nicht widersprechen konnte, sich einmal gründlich ausschimpfen zu lassen. Herr Dr. Ofner aber hatte wieder einmal den sinnigen Einfall vom »Zusammengehen des Bürgerthums mit den Arbeitern«. Hier würde nicht nur die

Polizei das übliche »Gehen Sie auseinander!« rufen, sondern sogar die ‚Arbeiter-Zeitung', die Herrn Dr. Ofner oft und oft ob dieser Coalitionsidee verspottet hat und die ungeniert zugibt, dass ihr ein solches »Zusammengehen« nur für Wahlzwecke erwünscht ist.

*

Auch der Ministerpräsident hat öffentlich Buße gethan. Er geht sogar im Verkennen des Wesens der Missgriffe noch weiter als der Polizeipräsident. Er verspricht, für die »unbedingte künftige Vermeidung« von Missgriffen zu sorgen.

*

Im Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 6. März übermittelte Herr Paul Goldmann den Lesern einen Auszug aus der Rede, die Herr Sudermann am Festabend des Berliner Goethe-Bundes gehalten hat. Die wichtigste Stelle der Rede, jene, aus der das staunende literarische Deutschland erfuhr, dass Herr Sudermann nicht nur über eine geschickte, von Dumas entlehnte Theatermache, sondern auch über eine direct von Goethe bezogene Weltanschauung verfügt, hat Herr Goldmann also wiedergegeben: »Sudermann legte dann sein eigenes Bekenntnis ab. Er erklärte sich für einen decidierten Nichtchristen. ‚Mag der menschliche Geist', sagte er, ‚sich erweitern wie er will, über die Hoheit und die sittliche Cultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!'« Christliche Leser der ‚Neuen Freien Presse', deren es bekanntlich annoch etliche in den Redactionen antiliberaler Zeitungen gibt, haben in diesen Herrn Goldmann und sein Blatt wegen jenes Berichtes angegriffen und erklärt, Herr Sudermann, der die Evangelien preist, könne sich unmöglich einen decidierten Nichtchristen genannt haben und nur der Hass des Juden Goldmann gegen das Christenthum könne ihm dies Wort in den Mund legen. Aber Herrn Goldmann ist diesmal schweres Unrecht geschehen: nicht gegen die gläubigen Christen hat er eine Bosheit beabsichtigt, aber gegen Herrn Sudermann hat er sie freilich verübt, indem sein missverständlicher Bericht die seltsam zusammengeflickte Weltanschauung dieses Herrn in ihre Goethe'schen Lappen zertrennte. Herr Sudermann gehört zu den Leuten, die da meinen, es gebe eine platonische oder kantische Philosophie und eine goethe'sche Weltanschauung, weil ein Plato, ein Kant und ein Goethe gelebt

haben. Er citierte einen Brief Goethes an Lavater, in dem Goethe sagt, er sei »kein Unchrist, aber ein decidierter Nichtchrist«, und erklärte, das sei auch sein Standpunkt. Er citierte dann aus den Gesprächen mit Eckermann eine Aeußerung Goethes über die Evangelien und erklärte, so denke auch er. Man könnte ernstlich darüber streiten, ob beide Aussprüche Goethes sich vereinbaren lassen. Aber was verschlägt's Herrn Sudermann? Zwischen dem Briefe an Lavater und dem Gespräch mit Eckermann liegen Jahrzehnte, während derer Goethe das Verschiedenartigste über das Christenthum gedacht und gesagt hat. Herr Sudermann könnte aus dieser Zeit noch manches Dutzend Goethe'scher Worte über das Christenthum anführen und würde wohl jedem einzelnen zustimmen. Dieser harmonischeste aller Geister vermag mühelos, was immer Goethe im Laufe von achtzig Jahren gedacht haben mag, gleichzeitig zu denken; denn er besitzt die Goethesche Weltanschauung. Wie frei und leicht muss er in solchem Besitz sich fühlen! Für jede Frage hat er die Antwort — nein, die Antworten — parat, das Nächste und das Fernste zu entscheiden, kann ihm nicht schwerfallen. Herr Sudermann darf etwa die gothische Baukunst bewundern; auch Goethe hat es gethan. Gleichwohl kann Sudermann die Gothik verwerfen; Goethe hat es auch gethan. Das Nacheinander der Goethe'schen Gedanken wird zum friedlichen Nebeneinander bei Sudermann. Leicht wohnen sie alle in diesem weiten Geist beisammen: zum Raum wird hier die Zeit.

* * *

»Von einem Zebra zerfleischt.«

Von einem neuen Strafgesetz erwarten wir vor allem eine Einschränkung der Wirksamkeit des ‚Illustrierten Wiener Extrablatt'. Es klingt wie eine triviale Phrase, dass dieses Organ die geistige Gesundheit der Bevölkerung bedroht; aber das fortwirkende Uebel ist gefährlicher als die Wiederholung der trivialsten Phrase. Dies Capitel schließt eine der am seltensten gerügten, aber sicherlich unheilvollsten Unterlassungen unserer Volksvertretung in sich. Noch nie ist an den Justizminister oder an jenen für Cultus und Unterricht die Frage gestellt worden, ob ihm das Treiben des Julius Löwy bekannt sei und was er zu thun gedenke, um die Verbreitung der täglich die Volksphantasie vergiftenden Mordbilder des ‚Extra-

blatt' hintanzuhalten. Es wäre eitel Selbstüberhebung, wenn unsere Abgeordneten vielleicht aus dem Grunde hier Connivenz übten, weil sie sich selbst das größere Verdienst um die öffentliche Verrohung zusprechen möchten. Der Löwyantheil gebürt hier noch immer dem ‚Extrablatt', und der ordinärste Parlamentston kann in einem Jahre nicht leisten, was der schlecht illustrierten Hacke in einem Quartal gelingt. Leider wird man den Mordbildnern gesetzlich nur dort an den Leib rücken können, wo sie ihrem Publicum Darstellungen aus dem Familienleben zu bieten wagen. Der Fenstersturz eines schlecht behüteten Kindes, der Selbstmord einer verzweifelten Mutter sind jene Ereignisse, bei denen der grausame Specialzeichner des ‚Extrablatt' immer dabei war und die er dennoch nie zu verhindern gesucht hat. Auch diese dolose Absicht wird sich vielleicht strafrechtlich fassen lassen. Wie aber schützt man uns vor jenen blutigen Excessen der Schmockphantasie, die sich außerhalb des Familienlebens und Familiensterbens abspielen? Der Kunstrath im Unterrichtsministerium sollte die Aufgaben einer Geschmackscensur besser erfassen und die Standlweiber vom Naschmarkt erst dann für Strassers Marc Anton zu erziehen suchen, wenn er sie von der Lecture des ‚Extrablatt' entwöhnt hat. Löwen, die von irgend jemandem gelenkt werden, gelten jenem Publicum noch immer viel weniger, als Löwen, die irgendjemanden zerfleischen. Anders freilich steht die Sache, wenn ein Zebra das Zerfleischende bekommt. Das ‚Extrablatt' hat neulich das Vertrauen seiner ältesten Leser erschüttert. Denn gerade die ältesten wussten sich daran zu erinnern, dass auf der Titelseite des ‚Extrablatt' schon einmal ein Zebra sich in ähnlicher Weise gegen seinen Wärter vergangen hatte. Und wenn ein und dasselbe Zebra einen und denselben Wärter zweimal oder öfter zerfleischt, so verwandelt sich die Erregung des gläubigsten Betrachters in gelinde Heiterkeit. Dass das ‚Extrablatt' am 4. März 1901 die Phantasie so manches getreuen Wasserers einfach betrogen hat, liegt auf der Hand. Am 3. Juni 1894 hatte es genau dasselbe Bild gebracht und denselben Text. Bloß eine kleine Veränderung, die den Betrug nur umso auffälliger macht, ward vorgenommen. Damals war der Schauplatz nach Paris, diesmal nach Neapel verlegt. Damals hieß es, »unser Pariser Correspondent« habe die Skizze zu dem Bilde eingesandt, diesmal ist es »einem italienischen illustrierten Blatte« entnommen. Eine Zusammenstellung mag das täuschende

Vorgehen des ‚Extrablatt', das da gewähnt hat, das Gedächtnis seiner Anhänger sei schwächer als ihr Blutdurst, auch den jüngeren Lesern klar machen:

3. Juni 1894:

Wir erhielten von unserem Pariser Correspondenten die Skizze zu dem vorstehenden Bilde, das eine furchtbare Scene veranschaulicht, die das ‚Extrablatt' in einem telegraphischen Berichte aus Paris ausführlich geschildert hat. In dem großen Thiergarten von Paris, der unter dem Titel »Jardin d'Acclimatisation« besteht und in dem nicht nur die Schaulust des Publicums allein befriedigt wird, sondern der auch den Zweck hat, wie sein Name besagt, die Thiere aus fernen Zonen in unserem Klima einzubürgern, befinden sich zwei Zebras, die sich bis nun als ziemlich gut und fromm erwiesen und durch ihre Aufführung keinerlei Grund zu einer besonders scharfen Bewachung gaben. Der Wärter hatte sich daran gewöhnt, diese beiden Thiere wie Pferde zu behandeln, und sie zeigten sich auch stets zutraulich und gutmüthig. Doch so eine Bestie hat Launen — — — — — — — — — — — — — — — — — —.

4. März 1901:

Einem italienischen illustrierten Blatte entnehmen wir das vorstehende Bild, das eine furchtbare Scene veranschaulicht, der ein Menschenleben zum Opfer fiel. In dem Thiergarten von Neapel, in dem nicht nur die Schaulust des Publicums allein befriedigt wird, sondern der auch den Zweck hat, Thiere aus fernen Zonen in Italien einzubürgern, befinden sich zwei Zebras, die sich bis nun als ziemlich gut und fromm erwiesen und durch ihre Aufführung keinerlei Grund zu einer besonders scharfen Bewachung gaben. Der Wärter hatte sich daran gewöhnt, diese beiden Thiere wie Pferde zu behandeln, und sie zeigten sich auch stets zutraulich und gutmüthig. Doch so eine Bestie hat Launen —.

* * *

Die liberale Presse hat Tage, an denen sie himmelhoch jauchzt, und Tage, an denen sie zu Tode betrübt ist. Sie bringt es zuwege, in stetem Wechsel freudvoll und leidvoll, wenn auch nicht gerade gedankenvoll zu sein. Sie lässt sich also, im Gegensatz zu Goethes Clärchen, immer von einer ausgesprochenen Grundstimmung leiten. Die ‚Neue Freie Presse' speciell ist ein harmonisches Kunstwerk. Ist sie im Leitartikel schlecht aufgelegt, dann raisonniert sie auch im Economisten, und ihre üble Laune kann sich in der

Gerichtssaalrubrik sogar in totaler Stummheit äußern. Die Ereignisse sind immer so coulant, auf die jeweilige Stimmung der Herausgeber Rücksicht zu nehmen, und richten sich's eben ein, so gut es geht. Am letzten Montag z. B. war das Weltbild in die blaue Farbe des Frohmuths getaucht. Huldigung für den Prinz-Regenten, Anti-Jesuiten-Bewegung in Portugal, Ankündigung Zolas, dass die Wahrheit bereits unterwegs sei, beruhigende Erklärung des Polizeipräsidenten in der »Affaire der Französin«, im Inseratentheil die mehrfache Versicherung, dass nur ehrbare Annäherung gestattet sei, und vor allem — »Lucina«. »Lucina« oder: die feierliche Eröffnung des neuen Wöchnerinnenheims. Die Vollendung des Werkes, für das sich Frau Auspitz geopfert hat und für dessen Gedeihen im Sophiensaal von wohlthätigen Frauen unthätigen Herren Thee eingeschänkt und Sandwiches serviert wurden. Es versteht sich von selbst, dass am Tage der Eröffnung »das schmucke, freundliche, festlich beflaggte Heim im hellen Sonnenschein dalag«. Wenn der Kaiser erscheint, machen die Zeitungen immer Kaiserwetter. Es ist ein Festtag der Menschenfreundlichkeit: alle Anwesenden werden in der Zeitung genannt. Und alle, deren Beruf es ist, anwesend zu sein, sind es natürlich auch diesmal. Die Wöchnerinnen kommen dabei erst in letzter Linie in Betracht. Drei haben vorige Woche drei gesunden Knäblein das Leben geschenkt. Und hundert Erwachsene wollen aus diesem Grunde genannt sein. Ein Wöchnerinnenheim ist eine segensreiche Einrichtung: man kann jetzt nicht nur an einem Grabe, sondern auch an einer Wiege anwesend sein. Aber die drei Wöchnerinnen statieren nur mit. Ihre Rolle ist nach der Schilderung der ‚Neuen Freien Presse' nicht schwer. Als der Kaiser sie ansprach, war es für sie »ein weihevoller Moment, dem sie dadurch Ausdruck verliehen, dass sie alle Drei vor Freude und Rührung weinten«. Und als der Kaiser das Haus verließ, hatten sie noch, »so laut sie nur konnten«, Hoch! zu rufen. Mehr konnte man Wöchnerinnen nicht zumuthen. Die Hauptdarsteller hatten schon schwierigere Partien. Frau Auspitz hatte zu rufen: »Wenn wir nur das Geld dazu bekommen, wir fangen gleich mit dem Bau des zweiten Heims an.« Aber der Lohn bleibt nicht aus: »Auf der Treppe bemerkte der Kaiser mit Befriedigung die Gedenktafel der Stifter, auf der bereits der Name der Vereinspräsidentin Frau Marie Auspitz verzeichnet steht« . . . Alles ist wie in Licht getaucht, allgemein ringt sich die Erkenntnis durch, dass wir auf dem Wege

der Socialpolitik (Schutz der Reclamebedürftigen) wieder einen Schritt weiter gekommen sind, und wenn nicht alles trügt, wird die Eröffnung des Wöchnerinnenheims auch eine allgemeine Versöhnung der Menschheit nach sich ziehen und ein goldenes Zeitalter der Bildung, Humanität und religiösen Toleranz anbahnen. Wenigstens verheißt uns dies ein Idyll, das der in Rührung zerfließende Schmock von der ‚Neuen Freien Presse‘ an diesem Tage beobachtet haben will: »Besonders bemerkt wurde von allen Anwesenden, dass sich während der Feier die drei Vertreter der verschiedenen Confessionen, der Pfarrer von St. Anton, der evangelische Pfarrer Dr. Johanny und Rabbiner Dr. Bach, in der ungezwungensten Weise miteinander unterhielten und einstimmig das vom Verein ‚Lucina‘ vollbrachte Werk lobten.« An diese freimaurerische Apotheose schließt sich passend eine geschäftliche Anzeige der Baumeister, die das Haus der Menschenliebe gemauert haben. Es ist ein Festtag der ‚Neuen Freien Presse‘. Im Inseratentheil machen sich mehrere Herren erbötig, mehreren Damen zu einem Aufenthalt in jenem Hause über's Jahr zu verhelfen . . .



Der letzte Herbst und Winter unseres theatralischen Missvergnügens hat auch die Hartnäckigsten überzeugt, dass Wien um zwei Schaubühnen zu viel besitzt. Dem durch jahrelangen Raubbau geschwächten Boden des Carltheaters und des Theaters an der Wien vermögen auch die unbedenklichsten unserer Tantièmenwucherer nicht mehr nennenswerten Gewinn abzuringen, und die Capitalisten, die als Kunstmäcene bei diesen Theatern nicht bloß Zinsen, sondern auch Ehre aus ihrem Capital herauszuschlagen hofften, büßen mit dem Verlust des Capitals selbst die Ungenirtheit, mit der sie sich dem Wiener Kunstleben aufzudrängen strebten. In der Presse mag etwa noch ein oder der andere stückeschreibende Schnüfferl, der aus der Existenz

von Theatern an sich Profit in Form von Vermehrung des Theaterklatsches zieht und der, wenn die anderen den Tantièmenstrom längst in ihre Taschen geleitet haben, gierig nach den letzten Tröpfchen des versiegenden Gewässers hascht, jene der beiden Bühnen reinzuwaschen sich bemühen, die ihm selbst zu beschmutzen erlaubt war. Die große Menge der Journalisten steht beiden Theatern, mit deren Freikarten sie längst Schneider und Schuster nicht mehr bewegen können, den Zahlungstermin zu verlängern, gleichgiltig, ja feindselig gegenüber.

Wenn aber die Schließung zweier Häuser, in denen die baulichen Zustände das Leben, die Aufführungen der Werke eines Weinberger, Taund, Landesberg und Buchbinder den Geschmack des Publicums beständig gefährdeten, nur noch auf kurze Zeit verzögert werden kann, so musste um so gewisser in diesem Winter die Erkenntnis reifen, dass Wien neben der Hofoper einer zweiten Stätte musikalischen Theatergenusses bedarf. Wir brauchen ein Repertoiretheater für Spieloper und Operette, das einer durch bunte Abwechslung immer aufs neue amüsierten Zuhörerschaft in mustergiltigen Aufführungen die Werke eines Lortzing, Nicolai, Goetz, Strauß, Suppé, Millöcker bieten könnte, dazwischen Offenbachs Operetten und was die Franzosen vor und nach diesem Meister Bestes an heiterer Musik geschaffen, dann Sullivans und Sidney Jones' Werke und schließlich in strengster, den höchsten musikalischen Maßstab anlegender Auswahl einiges von dem, was an zarter und fröhlicher Musik in den kommenden Jahren Künstlern, die bisher auf den Operettenbühnen den mit der Presse befreundeten Dilettanten hatten weichen müssen, gelingen mag.

Der Gedanke lag auf der Hand, und so konnte es nicht ausbleiben, dass sich Leute fanden, die ihn aufgriffen. Und da er gut war, konnte man im heutigen Wien nicht daran zweifeln, dass er verdorben werden müsse, weil Unberufene sich ihn als willkommene Beute

aneignen würden. Aus dem Operetten- und Spielopern-Repertoiretheater soll jetzt die »Wiener Volksoper« werden. Ein musikalisches Verlagshaus auf Actien, das nicht das Geringste dazu gethan hat, unserer Stadt jenen Rang im musikalischen Verlag zu sichern, den sie selbst heute noch in der musikalischen Production einnimmt, hat für den Bau einer Wiener Volksoper, für die es wohl das einträgliche Agenturgeschäft übernehmen will, Alle gewonnen, die von einem Theaterbau sicheren Gewinn zu erwarten haben. Man braucht nur die Namen der Herren, die das Agitationscomité bilden, zu lesen und weiß mit Bestimmtheit, wer das neue Theater bauen, wer es bis auf den letzten Schminktopf einrichten wird. Die Herren Für-alles und U. a. haben sich angeschlossen, und auch einige Ernstmeinende sind, unbelehrt durch das Ende der deutsch-österreichischen Literaturgesellschaft, wie immer, hineingefallen. Nun galt's, die Journalistik an der Sache zu interessieren. In richtiger Erkenntnis der Verhältnisse wendete man sich nicht an den Kopf, sondern an das Herz der Presse; nicht an ihr gutes Herz, aber an jenes Centralorgan und Pumpwerk der Goldströme, die Administrationen. Man inserierte Tag für Tag, Woche für Woche überall, wo weißes Papier zu Reclamezwecken bedruckt und so für bessere Verwendung untauglich gemacht wird. Der Herausgeber des letzten Revolverblattes strich schmunzelnd so viele hundert Kronen als seine vornehmeren Collegen tausende ein, und es ist leicht zu berechnen, dass mehr als ein Jahresertrag des aufzubringenden Capitals bereits für die Publicität, nein, für die Publicistik verausgabt wurde. Aber der Zweck ist erreicht: die Redactionen lesen theils die Inserate und schweigen, theils sprechen sie, ohne den Inhalt der Inserate zu kennen oder indem sie ihn ignorieren.

Denn ganz ohne jede Mahnung oder Warnung kann wohl schwerlich irgend ein Kenner des Theaters dem Aufruf zustimmen, den das Agitationscomité der Wiener Volksoper in die Blätter einrückte. Man musste

die Herren bedeuten, dass der »vornehme Rahmen eines mit allem modernen Comfort ausgestatteten Hauses«, den sie uns verheißen, eines wesentlich anderen Inhaltes, als des von ihnen zugesagten, bedarf. Warum sprechen sie ausschließlich von Opern und vergessen gänzlich die Operette? Anderseits wissen unsere besten Musikkenner nichts davon, dass eine Gelegenheit für die heimischen Componisten, auch kleinere Opern aufzuführen, bisher schmerzlich vermisst worden wäre. Wenn man von Hugo Wolfs Corregidor absieht, ist in Oesterreich seit langem nichts Wertvolles, ja kaum Halbwertiges geschaffen worden, dem sich die Thore der Wiener Hofoper verschlossen hätten. Doch dies alles ist Nebensache. Die Herren erklären, »nur Vorzügliches« aufführen zu wollen, und werden, so gut sie's eben verstehen, ihr Versprechen halten. Aber Vorzügliches sollte doch auch vorzüglich aufgeführt werden? Die missglückten Opernvorstellungen an Privattheatern haben oft genug gezeigt, dass die Versuche, Kunstwerke mit unzulänglichen Kräften zu gestalten, aussichtslos sind. Und die Gründer der Wiener Volksoper verheißen, »zahlreichen talentierten jungen Künstlern auf dem Gebiet des Gesanges und der Instrumentalmusik, wie sie alljährlich aus den Musikschulen unserer Stadt, voran aus unserem altehrwürdigen Wiener Conservatorium, hervorgehen und meist im Auslande Stellung und Anerkennung suchen müssen, eine würdige heimische Stätte ihrer künstlerischen Thätigkeit« zu bieten. Fürwahr, ein schöner Gedanke für Socialpolitiker! Aber ein gründlich verfehlter für den Kunstfreund. Die Spieloper fordert nicht nur treffliche und geschulte Stimmen, sondern sie braucht in weit höherem Maße als die große Oper schauspielerisch hervorragende Sänger und Sängerinnen. Eine Marie Renard, ein Schrödter und Hesch thun ihr noth; mit den begabtesten Conservatoristen wird sie immer nur recht minderwertige Vorstellungen herausbringen. Es ist sicherlich kein unedler, aber es ist ein herzlich un-

künstlerischer Ehrgeiz, der etwa unsere Militärcapellmeister treibt, sich an Wagner-Ouverturen zu wagen. Und den socialpolitisch fühlenden Herren, die uns eine Wiener Volksoper gründen wollen, muss rechtzeitig gesagt werden, dass wir zwar vielleicht sie als gute Leute, aber ihr Conservatoristen-Ensemble sicherlich als schlechte Musikanten taxieren werden.

*

Sollten die voranstehenden Bemerkungen gegen die »Volksoper« nicht in einen gewissen Zusammenhang mit dem Fehlen eines einträglichen Inserates der »Volksoper« in der ‚Fackel' gebracht werden können? Ich kann es nicht leugnen, dass ein solcher Zusammenhang besteht. Die ‚Fackel' ist thatsächlich das einzige Blatt, das jener gut bezahlten Annoncen des Musikverlagshauses entbehrt, das einzige, das sich gegen das Project ausgesprochen hat. Nur will ich noch rasch hinzufügen, dass die ‚Fackel' auch, soweit ich unterrichtet bin, das einzige Blatt ist, das jenes Inserat abgelehnt hat. Ich glaube dies ausdrücklich erwähnen zu dürfen, weil mir das Verhältnis der Presse zu dem neuen Unternehmen den typischen Fall von Inseratencorruption zu bedeuten scheint. Wäre es den Herren von der »Volksoper« wirklich bloß darum zu thun, der Idee möglichste Publicität zu leihen, so hätte die Annoncierung in ein paar großen Tagesblättern der verschiedenen Parteirichtungen vollauf ihren Zweck erfüllt. Aber das Inserat »Volksoper«, das seit Wochen das Auge des Kaffeehauszeitungslesers behelligt, taucht auch in jenen erbärmlichsten Winkelblättern auf, die nicht von ihrer Verbreitung, sondern von den Inseraten ihr Dasein fristen. Ich habe oft und oft gezeigt, wie unsere großen Actiengesellschaften vor die Absicht, zu publicieren, die Absicht zu bestechen gestellt haben, und ich habe wiederholt die Actionäre aufgefordert, den Verwaltungsrath über die sinnlose Verschleuderung ihrer Gelder zu Pauschalienzwecken zu interpellieren. Diesmal scheint mir die Methode interessant, wie mit einem noch nicht vorhandenen Capital die Presse zur Herbeischaffung dieses Capitals verwendet wird. Es gibt kaum ein Thema, das so dringend nach der Erörterung im redactionellen Theile verlangte, wie das Thema: »Volksoper.« Ich weiß, dass es unter unseren Musikkritikern genug ernste Leute gibt, die einen Warnungsruf für geboten erachten. Warum lassen sie ihn nicht in ihren Blättern ertönen? Weil die Herausgeber

sie in den Kunstrubriken nicht zu Worte kommen lassen und vorläufig die Localredacteure angewiesen haben, den ehrenvollen Inseratenauftrag mit Päanen zu feiern. Wo Dukes & Comp. das Wort hat, müssen alle kritischen Bedenken verstummen; hier bedeutet Reden und Schweigen in gleicher Weise Gold. Ob wirklich, wie man erzählt, ein Vorstandsmitglied der »Volksoper« es gewagt hat, in der letzten Versammlung die Unterstützung der Presse als eine freiwillige hinzustellen, weiß ich nicht; dass die Zeitungen eine Rede nicht abdruckten, beweist ja nicht immer, dass sie gehalten wurde. Aber ich weiß zufällig aus eigener Erfahrung, wie hoch jene freiwillige Unterstützung der Presse von den Unternehmern der Wiener Volksoper bewertet wird. Eine Inseratenserie zum Preise von 210 Gulden wurde der ‚Fackel‘ angeboten, die Geschäftsstelle hat die Redaction, die auch die »Verantwortung für den Inhalt des Annoncentheils« übernimmt, sofort verständigt, und ich ließ sofort ablehnen. Ich konnte nämlich nicht daran glauben, dass die Herren vom Musikverlagshaus sich des Annoncentheils der ‚Fackel‘ bloß zu dem Zwecke bedienen wollten, um ihr Project endlich in der Oeffentlichkeit bekannt zu machen. Und ich verzichtete freudig, wiewohl die Publicität durch die ‚Fackel‘ sicherlich besser erreicht worden wäre, als beispielsweise durch das Organ des Socialpolitikers Isi Singer, durch das ja bekanntlich auch die Südbahn noch immer Fahrpläne zur Kenntnis des Publicums zu bringen sucht. Ich betrachte Inseratenzumuthungen von Actiengesellschaften und künstlerischen Unternehmungen, deren Verwaltung und Leistungen in jedem Falle der redactionellen Kritik vorbehalten bleiben müssen, als Anträge, die ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl des Redacteurs gröblich verletzen, und hoffe, dass der des Wiener Verlagshauses der letzte sein wird, der an die ‚Fackel‘ gestellt wird. Das nächstemal werde ich mit einer Ehrenbeleidigungsklage vorgehen.

*

»Allerdings haben diese sogenannten Journalisten für die Schweiggelder euphemistische Bezeichnungen, sie nennen es Bezahlung für Inserate, Bilanzen u. s. w.«

Präsident Ritter v. Holzinger,
Schwurgerichtsverhandlung vom 29. April 1892.

* * *

Nachträgliches.

Alle Kenner unserer Theaterverhältnisse — und besonders jene, die etwa wie die Herren Julius Bauer und Victor Léon jahrelang mit Herrn Hermann Bahr an einem Kaffeehaustisch beisammengesessen sind, an dem von nichts öfter als vom »Ansetzen« von Stücken und davon, was man »aus ihnen machen« könne, gesprochen wurde — haben neulich erstaunt die eidliche Versicherung der Herren Bahr und Bukovics vernommen, ein »Durchpeitschen« von Dramen sei unzulässig und aussichtslos. Als ich Herrn Bahr vorhielt, dass er erst kürzlich in einem kleinen Kreise die Aeußerung that, alle seine Stücke müssten bis zur zehnten Aufführung durchgepeitscht werden, aber dann giengen sie, erklärte er das Durchpeitschen sogar ausdrücklich als Corruption und erwiderte, dass er sich corrupter Handlungen, wenn er ihrer schon fähig wäre, doch sicherlich nicht rühmen würde. Herr Bahr mag wohl selbst den Einwand, der leider nicht rechtzeitig gemacht wurde, erwartet haben: dass in einer Gesellschaftsschichte wie der seinen nicht als Corruption gilt, was man vor Gericht so zu nennen nicht umhin kann, und dass auch ein Mädchenverführer, der oft und oft im Kreise junger Lebemänner mit seinen Erfolgen geprahlt hat, der Verführung angeklagt, vor Gericht die Ruhmredigkeit nicht minder eifrig als die That leugnen würde. Aber Herr Bahr hatte ja schon vorher einen plausiblen Beweis zu liefern versucht, dass das Durchpeitschen nicht bloß unanständig, sondern überdies unvernünftig, ja geradezu undenkbar wäre. Er berief sich darauf, dass nach Herrn Bukovics' Aussage der Tagesetat des Deutschen Volkstheaters 1600 Gulden beträgt, und erklärte: Wollte Herr Bukovics eines meiner Stücke etwa bei einer Einnahme von 600 Gulden aufführen, also selbst 1000 Gulden verlieren, um mir 60 Gulden (nämlich 10 Procent der Einnahme) zuzuwenden, so wäre es mir doch willkommener und für ihn günstiger, wenn er das Stück lieber absetzte und mir 500 Gulden schenkte. Es ist Herrn Bahr gelungen, die Geschwornen darüber hinwegzutäuschen, dass Herr Bukovics trotz dem Tagesetat von 1600 Gulden, wie er in der Verhandlung erklärt hat, ein Stück bei einer Mindesteinnahme von 1000 Gulden noch aufführt, also lieber 600 Gulden verliert — wobei Herr Bahr 100 Gulden Tantièmen erhält —, als dass er das Werk absetzt und seinen Freund mit 300 Gulden entschädigt. Aber auch jene, die hieraus die Unhaltbarkeit des Bahr'schen

Beweises erkennen, werden sich wohl zum guten Theil, wie ich auch in der Verhandlung betonte, die Technik des »Durchpeitschens« ohne sachverständige Belehrung nicht klar zu machen wissen. Ihnen erstatte ich heute, dem Beispiele der Herren Bahr und Bukovics folgend — nur, weil ich weder Autor noch Director bin, unbefangener —, das folgende Sachverständigen-Gutachten in eigener Sache:

In einem Theater, zumal in einem solchen, das kein festes Repertoire hat, kann es vorkommen, dass der Director irgend ein Stück begünstigen, »durchpeitschen« muss. Der Verlauf der gegenwärtigen Saison des Deutschen Volkstheaters bietet dafür ein treffendes Beispiel. Man führt allwöchentlich eine Novität auf: In der ungünstigen Theaterzeit solche, von denen man sich wenig verspricht und durch deren Ansetzung man sich eigentlich nur einer vorschnell übernommenen und lästigen Verpflichtung entledigt, in der eigentlichen Saison jene, auf deren Erfolg man rechnet. Aber nichts will »einschlagen«. Sogar der an dieser Bühne immer siegreiche Blumenthal hat diesmal Herrn Bukovics mit den »Strengen Herren« im Stich gelassen, und die Wurst nach dem Schinken zu werfen, das zweite Stück, das den lex Heinze-Rummel ausschrotet, alsbald folgen zu lassen, wäre unpraktisch. Der »Ausflug ins Sittliche« konnte erst unternommen werden, da mit dem Eise der Flüsse auch die durch das Misstrauen gegen lex Heinze-Stücke verhärteten Gemüther wieder aufzuthauen begannen. In der besten Theaterzeit hat der Director kein Stück, das ihm die Tagesspesen einträgt. Nun gilt's, eine Entscheidung zu treffen. Herr Bukovics hat im letzten Herbst zwei Vorstellungen geboten, die etwas günstiger ausfielen als die übrigen. Die »Wienerinnen« waren die eine: das Werk fiel durch, aber ein Act von dreien schlug ein, wenn er auch nicht stark genug war, das Ganze zu tragen. Die andere Vorstellung war ein Einacter-Abend: von drei Einactern war einer gänzlich durchgefallen, der zweite hatte mäßigen Erfolg, der dritte, Schönherrs »Bildschnitzer«, hatte von allen Stücken der Saison am stärksten gewirkt. Aber das Publicum will sich nicht zwei Stunden hindurch langweilen, um sich eine Stunde lang zu amüsieren. Hätte Herr Bukovics die »Wienerinnen« und den Einacter-Abend im Repertoire gehalten und jede der beiden Vorstellungen etwa dreimal in vierzehn Tagen angesetzt, so würden beide ein Deficit gebracht haben. Er entschließt sich also, die Einacter nach

der dritten Vorstellung fallen zu lassen, und setzt Bahrs Stück viermal im nächsten Wochenrepertoire an. Das Publicum aber sagt sich nach acht bis zehn Vorstellungen: aha, das zieht, da gehen wir auch hin! Und bei der fünfzehnten Aufführung ist das Werk »gemacht« und bringt es zu fünfzehn weiteren.

Das alles wäre nur ein Ausfluss der gebotenen Geschäftsklugheit des Directors eines Privattheaters. Aber in dem Augenblick, da der Director angesichts der Nothwendigkeit, irgend ein Drama zu begünstigen, sich für ein bestimmtes entscheiden soll, thut die Versippung von Theater und Presse ihre Wirkung. Dem in Wien fremden Autor der »Bildschnitzer« steht kein Anhang zur Seite, der sein Stück fördern könnte. Aber hinter Herrn Bahr steht die gesammte Concordia-Presse, die für jeden der Ihren unentwegt die Reclametrommel rührt. Vollends das ‚Neue Wiener Tagblatt', das Leibblatt des ständigen Volkstheaterpublicums, wird in seinem von Herrn Bahr redigierten Theatertheil immerzu von Vorstellungen, die nach den in der Verhandlung gebotenen Bücherausweisen um 1600 Gulden trugen, melden, dass sie ausverkauft waren. Und die Wiener Freimaurer werden die Hände ebenso eifrig im Theater, um Herrn Bahr Beifall zu klatschen, als außerhalb des Theaters rühren, um für sein Stück zu sprechen. Und darum werden ebenso gewiss, wie immer Stücke begünstigt werden, stets Kritikerstücke die begünstigten sein.

Soll ich nun noch davon sprechen, dass die Ansetzung an Sonntagen — Herrn Bahrs »Josephine« wurde von 13 Vorstellungen sechsmal an Sonn- und Feiertagen gespielt — die wirksamste Form der Begünstigung ist, weil selbst in einer mittelmäßigen Theatersaison jede Sonntagsvorstellung des Deutschen Volkstheaters ausverkauft ist, und dass erfolgreiche Dramatiker sich ausdrücklich eine Mindestanzahl von Sonntagsaufführungen bedingen? Den Herren Bahr und Bukovics ist all dies natürlich ebensogut bekannt wie jedem anderen Theaterfachmann, und wenn Herr Bahr mit unleugbarem Geschick den Backfisch spielte und fragte: Mama, was sind das, Begünstigungen? so hat er jene Bewunderung vollauf verdient, die der ehrsame Bürger einer deutschen Kleinstadt einer in allen Künsten der Liebe seit einem Jahrzehnt versierten Dame dafür zollt, dass sie ihm die unwahrscheinlichst naiven Mädchen im deutschen Lustspiel glaubhaft zu machen weiß. Aber Herrn Bahrs beständige Betheuerung im Gerichtssaal: Man sollt's gar nicht

glauben, wie unschuldig ich bin! hat doch nur jene überzeugt, die im Theater die Schauspielerin mit ihrer Rolle zu verwechseln pflegen.

Zweierlei Anständigkeit.*)

Dr. Harpner (zum Zeugen Holzer):

Verzeihen Sie das, was ich bemerke. Sie können Herrn F., Herrn Sch., Herrn W. und aller Welt über den Vorgang, der sich zwischen Ihnen und Director Bukovics abgespielt hat, erzählen, was Sie wollen. Heute handelt es sich aber, wie der Herr Präsident sagt, zwischen Ihnen und Bukovics um dieses Gespräch. Das kennen nur zwei Personen: Bukovics und Sie. Was Sie auch immer dem W. und F. gesagt haben, ich bitte, daran zu vergessen, und ich frage Sie nochmals unter Berufung auf Ihren Zeugeneid und Ihre Anständigkeit: Hat Ihnen Director Bukovics ein Ehrenwort gegeben oder nicht? Und die zweite Frage: Hat Ihnen Bukovics ein Ehrenwort gebrochen oder nicht?

Zeuge Holzer: Nein.

Dr. Kienböck (zum Zeugen Holzer):

Herr Holzer, Herr Dr. Harpner hat Ihnen den Vorhalt gemacht: als Zeuge sind Sie verpflichtet, die Wahrheit zu sagen. Das ist richtig. Und er hat weiter gesagt, Sie können im Kaffeehaus, auf der Straße, Ihren Freunden sowohl über den Vertrag mit Bukovics als über alle anderen Gegenstände erzählen, was Sie wollen. Das ist auch richtig; denn es gibt keinen Strafparagraphen dafür. Jetzt frage ich Sie aber: Dürfen Sie das? Wenn Sie Ihre Freunde und Collegen begrüßen, sagen Sie ihnen über solche Dinge Entstelltes? Sind Sie dazu fähig?

Zeuge Holzer: Das bestreite ich.

*

Im nächsten Hefte werde ich noch auf Herrn Bahrs interessante Auffassung von der Compatibilität seiner beiden Berufe sowie auf die von der ‚Neuen Freien Presse' im Ausland an mir geübte Rache zurückkommen.

* * *

---

*) Aus dem stenographischen Protokoll der Gerichtsverhandlung Bahr-Bukovics gegen den Herausgeber der ‚Fackel'.

Raimundtheater. »Der Rebell« von Hugo Ganz. »Das Drama erhebt sich zu einer flammenden Anklage wider die Corruption allerorten, gegen die gewissenlose Lumperei, die sich hinter einem künstlich zusammengeschweißten Ehrenschild deckt. — — Eine Bande solcher wie Kletten zusammenhängender Brandschatzer einer ganzen Stadt wird in dem Drama geschildert. — — — Der Held sieht plötzlich den Rattenschwanz von gegenseitiger Bestechung, Heuchelei und Niedertracht. — — —« Der Verfasser ist Leitartikler bei der ‚Neuen Freien Presse‘.

* * *

Was man sich in Prag unter einer »Pikanterie« vorstellt.

Rudolf Lothars »Harlekin« hat nunmehr auch die Prager in dem durch frühere Reclametelegramme bereits bekannten Sturm erobert. Ich las das ‚Prager Tagblatt‘ und fand dort eine Biographie des Dichters, die unter anderem die Bemerkung enthielt, dass aus Lothars Wochenschrift ‚Die Wage‘ »die weitesten Kreise reichhaltige Belehrung empfangen«. Diese und andere Wendungen, in denen intime, nur Lothar bekannte Dinge mitgetheilt sind, lassen darauf schließen, dass die Biographie auf Grund einer Unterredung mit dem Dichter geschrieben wurde. Es wird uns versichert, dass Lothar »den Franzosen in der Annäherung an die deutsche Kunst behilflich« sein wollte; glaubwürdiger erscheint schon die Behauptung, dass den Dichter mit dem Prager Ghetto mancherlei geistige Beziehungen verbinden. Dann folgt: Lothar als Gelehrter, Lothar als Verfasser des Cesare Borgia u. s. w. Als eine besonders wirksame Reclame ist aber gelegentlich der Erwähnung seiner Novelle »Der Golem« der folgende Satz gedacht: »Ein ganz persönlich pikantes Detail ist, dass Lothar selbst von jenem Rabbi Löw abstammen soll.« Für uns klingt diese Enthüllung weit weniger überraschend, als wenn Herr Lothar etwa vor seiner Eroberung Italiens die Nachricht hätte lancieren lassen, dass er »von jenem Cesare Borgia« abstammt.

* * *

Der Kunstkritiker Th. v. Frimmel hat neulich Herrn Richard Muther abzuführen vermeint, da er die in der »Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert« enthaltenen Hymnen mit den heutigen

Angriffen auf Walter Crane in der ‚Zeit' verglich. Die Zusammenstellung war drastisch; aber Herr v. Frimmel irrt, wenn er wähnt, dass sich der Kunstrichter der ‚Zeit' getroffen fühlt. Was kann denn Herr Muther, so werden seine neuen Wiener Freunde fragen, für die in der »Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert« enthaltenen Urtheile? Die waren doch nicht von ihm! Die Herren haben seinerzeit in spaltenlangen Feuilletons über die Muther'schen Plagiate berichtet und keiner von ihnen wird daher zu behaupten wagen, dass Muther sich selbst widersprochen hat, wenn er heute Walter Crane einen »Kitschmaler« nennt . . .

* *
*

Liebe Fackel!

Die folgende, dem ‚Figaro' vom 5. März entnommene Anekdote handelt von der Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit eines Claqueurs:

> Un tapeur bien connu à son ami le directeur de théâtre:
> — Vous me rendrez cette justice, mon cher, que moi, je ne vous demande jamais de billets de faveur . . . A propos, prêtez-moi donc un louis: j'ai l'intention d'assister à votre représentation de ce soir!

Honny soit, qui pense — an einen Kritiker des Deutschen Volkstheaters.

*

Liebe Fackel!

Die ‚Neue Freie Presse' hat am 1. März die folgende Beschreibung eines flüchtig gewordenen »gräflichen Wechselfälschers« gegeben:

»Graf Basselet hat eine hübsche äußere Erscheinung und ein elegantes Auftreten. Als besondere Erkennungszeichen werden angeführt, dass er ein Glasauge trägt und ein wenig hinkt.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Culturkämpfer. Aus welchen Abgründen der Dummheit die Argumente für die neuestens beliebte Pfaffenhetze geholt werden, dafür ist so recht eine Zuschrift bezeichnend, die neulich an Wiener Redactionen gesandt wurde. Ich weiß nicht, ob irgend ein Blatt sie abgedruckt oder sonst ausgebeutet hat; für die ‚Arbeiter-Zeitung' hatte, da den angegriffenen

Geistlichen bloß Hochmut und nicht auch Unzucht nachgesagt wird, die Sache wohl kein tieferes Interesse. Aber nichts scheint mir die fast pathologische Verbohrtheit, die jetzt dank dem widerlichen Treiben in Parlament und Presse allgemein platzgegriffen hat, besser zu charakterisieren, als die folgende »Beschwerde« einiger Insassen von Strebersdorf, die in hektographischer Ausgabe auch an mich gelangte, und die zu drollig ist, um nicht in der ‚Fackel', von der da Abhilfe erbeten wird, wirklich ihren Platz zu finden. Sie lautet in der Grammatik und Orthographie des Originals: »Die Schwarzen in Strebersdorf. In Strebersdorf befindet sich das Knabenpensionat Sct. Josef und das Noviziat sammt Kirche der Christlichen Schulbrüder, welche nicht nur über ein ziemlich ansehnliches Vermögen, sondern auch über beträchtlichen, ausgebreiteten Realitäten- und Grundbesitz verfügen. Sie heißen: ‚Christliche Schulbrüder' obzwar sie keinerlei christlichen Werke ausüben, und doch wird ihnen zu solchen, so viel Gelegenheit geboten. Man frage nicht — ‚wie'? Das Wetter allein sagt alles. Man braucht nur die Strebersdorfer Bezirksstraße von der Eisenbahn-Haltestelle in den Ort anzusehen. Der Zustand dieser Straße ist ein derartiger, dass er jeder Beschreibung spottet und ist für Fußgeher beinahe gar nicht zu begehen; im vollsten Sinne des Wortes, — ein ‚Koth-Meer'. Diese schwarzen Tugendhelden mit ihren Dickbäuchen lassen sich von und zur Bahn führen (sie haben Omnibus- und viele andere Wägen und Pferde genug) und oft sitzt nur ein einziger im Wagen und thut sich breit; aber mit wahrer Nero'scher Gleichgiltigkeit schauen sie auf die nur mit großer Anstrengung und vieler Mühe sich im ‚Koth-Meer' langsam fortbewegenden, in Strebersdorf wohnhaften Leute, ohne dass es nur einem einmal einfiele, diesen oder jenen in den Wagen zu nehmen. Könnten diese Dickbäucher nicht auch ein christliches Werk thun, — und so lange die Straße und das Wetter schlecht ist, einen Omnibus zu einigen haltenden Zügen beistellen? Sie wissen und kennen die Strömung, sie hören von der Besprechung der Moraltheologie des heiligen Alphonso Maria Liguori, — sie lesen von den täglich vorkommenden Unsittlichkeiten und. von Beichtstuhl-Missbräuchen und hätten gewiss Grund genug sich bei der Bevölkerung, beliebt zu machen. Aber nein! Das thun sie nicht diese christlichen, clericalen Dickbäucher! Besonders rücksichtsloses Benehmen legt der Beicht hörende Pfaffe, Jesuiten Pater Heidtger an den Tag, welcher es nicht einmal der Mühe wert findet, die respectvollen Grüße von Strebersdorfer Bewohnern, — freundlich zu erwidern. Ja diese Herren! wo sie mit Worten groß thun können, da können sie den Mund nicht voll genug nehmen, — wo aber eine That von ihnen verlangt wird, da verlegen sie sich auf andere Sachen. Vielleicht wirkt dieser zarte Wink! Mehrere Strebersdorfer.« Die »in Strebersdorf wohnhaften Leute« haben sich wohl nie durch besondere Begabung ausgezeichnet, auch zur Zeit nicht, da sie sich noch nicht »im Kothmeer langsam fortbewegen« mussten. Aber ihre

Beschränktheit ist auf einmal zu hochpolitischen Perspectiven erweitert, die bedeutsame Liguori-Debatte im Parlament ist nicht ohne Einfluss auf ihr allgemeines Denken geblieben, und mit einemmal erkennen sie den wahren Zustand der Bezirksstraße in Strebersdorf. Mit Begierde verschlingen sie die aufregenden Zeitungsberichte über die Wiener Ereignisse, und jeder Zwischenruf eines Eisenkolb oder Schuhmeier ist ihnen eine neue Bestätigung für die längst gemachte Erfahrung, dass in Strebersdorf eine schlechte Straße ist. »Das Wetter allein sagt alles.« Aber — »vielleicht wirkt dieser zarte Wink«. Nächstens fährt der böse Pater Heidtger wieder im Wagen zur Bahn, sitzt aber nicht mehr mit »Nero'scher Gleichgiltigkeit« da, sondern lässt, da er »die Strömung« endlich erkannt hat, leutselig die Einladung ergehen: »Burgermaster, geh', hupf' auffi!« Die Strebersdorfer werden abwechselnd in den Wagen genommen, und aller Anticlericalismus hat ein Ende. Das ist dann freilich den unentwegten Vertretern dieser Weltanschauung in Parlament und Presse nicht recht. Aber Gott sei Dank gibt es außer Strebersdorf noch genug schöne Gegenden, in denen biedere Culturkämpfer vom Stammtisch aus anonyme Anzeigen gegen »hochmüthige« Geistliche oder gar gegen »Schweinepfaffen« absenden.

Nordau-Schwärmer. Sie haben Recht. Er ist doch kein Verneiner um jeden Preis, und es zeigt sich, dass auch er das Gefühl des Respects vor wahrer Größe kennt. Er hat Ibsen, Wagner und Tolstoi verkleinert, Boecklin und Maupassant geschmäht, Nietzsche ins offene Grab gespieen. Aber er schätzt Milan. Aus der ‚Zukunft' vom 2. März erfuhr ich, dass Herr Nordau in der ‚Vossischen' sich offen als Bewunderer Milans enthüllt hat. In Wien reißt Herr Nordau nieder, in Berlin ist er »positiv«, und so erzählt er seinen dortigen Lesern, die an Langmuth mit den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' wetteifern, dass Herr Milan — nicht zu verwechseln mit Nietzsche — ein Philosoph, ein Mann von ungewöhnlicher Geistescultur, eine vornehme Seele, ein auf einsamer Höhe schwärmender Adelsmensch war. In Wien hat übrigens das undankbare Amt der Rettung Milans der gewisse Graf Adalbert Sternberg übernommen, der durch sein Auftreten und seine literarischen Leistungen sich des Namens, den er führt, würdig zu zeigen sucht und der es vielleicht doch einmal dahin bringen wird, mit dem bekannten st—g verwechselt zu werden. Da die ‚Neue Freie Presse' Milan zwar treu bis an das Grab, aber nicht einen Moment länger war, so musste der Graf Sternberg seine »Wahrheit über König Milan von Serbien« im ‚Neuen Wiener Journal' erscheinen lassen. Dort pries er denn in fünf Feuilletonspalten die Größe des so arg Verkannten: »Mit kleinen Aufmerksamkeiten seine Umgebung zu erfreuen, war seine größte Freude.« Aber wenn Herr Graf Sternberg zugibt, dass »seine Hände nicht frei von Blut« waren, so gedenkt er jedenfalls der kleinen Aufmerksamkeiten, die Herr Milan seiner Umgebung während des Hochverrathsprocesses erwiesen hat . . . Auch der Graf Zichy hat es sich angelegen sein lassen, Milans Erscheinung aus dem Schlamme jener allzu materiellen Ge-

schichtsauffassung, die nur von Pumpbriefen und Hotelschulden zu berichten weiß, ins Ewige zu rücken. Graf Zichy, der am Krankenbette Milans geweilt hat, war in der Lage, einem Interviewer zu versichern, wie den Sterbenden noch in seinen letzten Stunden wahre Königsgedanken beschäftigt haben. Immer wieder habe er nach einer neuen Rolle der Odilon gefragt. Herrn Nordau, der uns das Leben Milans als das eines Goethe'schen Adelsmenschen beschrieben hat, wird es interessieren, zu erfahren, dass die letzten Worte seines Helden nach einem authentischen Berichte »Mehr Odilon!« gelautet haben.

Criminalist. Ob ein Geschworner einem plaidierenden Vertheidiger »Schluss!« zurufen darf? Im allgemeinen gewiss nicht. Aber als Herr Dr. Morgenstern im Mordprocess Ott den Geschwornen zurief: »Geschenkt wird hier nichts. Sie sind nicht die Firma Schenker & Comp.!«, wurde die Würde des Gerichtssaales gröblich verletzt, weil keine Schlussrufe ertönten. Jedenfalls ist es mit dem Ansehen der Justiz noch viel weniger vereinbar, wenn hohe Gerichtsfunctionäre und Strafrechtslehrer dem Reporter des ‚Neuen Wiener Tagblatt' willig Rede und Antwort stehen, wenn es ihn gelüstet, die Spalten seines Blattes mit dem die liberalen Gemüther erhitzenden Thema zu füllen. Es zeigt sich immer mehr, dass die Pressleute eine Nebenregierung im Staate etabliert haben; neuestens haben sie auch die Disciplinargewalt im Schwurgerichtssaale an sich gerissen. In dieser Hinsicht ist die Wendung so recht bezeichnend, mit der das ‚Extrablatt' seinen Bericht über den Vorfall eingeleitet hat: es habe einen Berichterstatter zu dem Geschwornen geschickt, »um ihn zu fragen, warum er den Vertheidiger in seiner Rede unterbrochen habe«.

Hofrathssohn. Vielen Dank. Für Mittheilungen in der von Ihnen erwähnten Angelegenheit wäre ich Ihnen sehr verbunden. — Was Ihr Citat aus der Verhandlung anlangt, so kann ich versichern, dass ich mit Ihnen die Bedeutung des Bahr'schen Dankes errathen habe. Der Anwalt der beiden Herren verschnappte sich und las in einem der Bahr'schen Liebesbriefe an Bukovics auch das gewiss nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Postscriptum vor: »Besten Dank für die Sache Salten!« Das war nun völlig obscön. Ich fragte gleich, was das bedeuten solle, habe es aber auch ohne Antwort gewusst. Herr Salten, Kritiker der ‚Wiener Allgemeinen', setzt nämlich durch sein Lob des Volkstheaters nicht, wie ich letzthin in der »Rundfrage« wähnte, alles von selbst durch. Er bedarf doch der Förderung Bahrs. Wenn wir nächstens den »Gemeinen« im Deutschen Volkstheater über uns ergehen lassen werden, so trägt Herrn Saltens kritische Bemühung um Bukovics vielleicht wirklich eine geringere Schuld als Herrn Bahrs Fürbitte bei Bukovics. Das niedliche Postscriptum, dessen Sinn ich indiscret entschleiern wollte, hat wohl den Dank für die Annahme des Stückes bedeutet.

Gegner. Auf dem diesjährigen »Concordiaball« sei wirklich ein »besseres« Publicum versammelt gewesen? Cum grano salzgries mögen Sie Recht haben.

Hofrath Wetschl. Ein strebsamer Hofbeamter hat mir die folgenden Ersparungsvorschläge zur Beförderung an Ihre Adresse übermittelt: Bei Vorstellungen der »Götterdämmerung« sollen zur Hebung der Illusion gar keine Lampen angezündet werden. — Anlässlich des Walkürenrittes wird ein Totalisateur Wetten entgegennehmen. — Anstatt »Rheingold« soll nur mehr 14karatiges Gold gegeben werden.

Arzt. Sie lenken meine Aufmerksamkeit auf eine Scene, die sich in einem Kopenhagener Militärspital abgespielt hat und die uns das ‚Neue Wiener Journal‘ am 7. März folgendermaßen schildert: ». . . In der folgenden Nacht ertönte in der stillen Krankenstube ein Revolverschuss, und ehe die entsetzten Krankenwärter Hilfe bringen konnten, hatte die Kugel den Kopf des Officiers zerschmettert . . .« Es ist in der That betrübend, von den Spitalsverhältnissen, wie sie noch in manchen Städten herrschen, zu erfahren. Ist es doch für den simplen Laienverstand das Nächstliegende, wenn man schießen hört, die Kugel aufzuhalten. Um wie viel strenger aber muss diese Unterlassung bei einem militärisch geschulten Wärter gerügt werden!

L. B., Floridsdorf. Ich habe in Nr. 68, da ich mich für Ihre freundliche Zuschrift bedankte, eines analphabetischen Angriffes Erwähnung gethan, der gegen mich in einem ‚Extrapost‘ betitelten Blatte erschienen ist. Zum Schlusse bemerkte ich damals, dass der Herausgeber mir später mittheilen ließ, der Artikel sei ohne sein Wissen erschienen, ich möchte Gnade üben und das Blatt »nicht angreifen«. Ich nannte diese Zumuthung »anflehen«. Die Folge war eine § 19-Berichtigung, die mir der Herausgeber jenes Montagsblättchens sandte und die ich nun, da sie formell einwandfrei ist, »an derselben Stelle und in denselben Lettern« abdrucken muss. So erklärt es sich, dass ich Sie, dem die damalige Antwortnotiz galt, heute wieder anspreche. Die Berichtigung lautet: »Wien, den 25. Februar 1901. An die geehrte Redaction der ‚Fackel‘, Wien. Unter Berufung auf § 19 des Pressgesetzes fordere ich Sie hiemit auf, in Ihrem Blatte nachstehender Berichtigung Raum zu geben: Es ist unwahr, dass ich den Herausgeber Ihres Blattes anflehen ließ, der Artikel (gegen Herrn Kraus) sei ohne mein Wissen erschienen, er möge Gnade üben und mein Blatt nicht angreifen. Wahr ist vielmehr, dass ich niemals jemand ermächtigte, in meinem Namen mit der Redaction oder dem Herausgeber der ‚Fackel‘ in Verkehr zu treten. Hochachtungsvoll Albin Kumar, Herausgeber der ‚Extrapost‘.« — Wäre seither in der Sache nichts weiter geschehen, so hätte ich zu dieser Berichtigung nichts weiter gesagt als: Wenn der Mann die Wahrheit spricht, dann war jener, der mich in seinem Namen anflehte, nicht berechtigt,

sich auf einen Auftrag des Herausgebers der ‚Extrapost' zu berufen; dass ich um Gnade gebeten wurde, halte ich aufrecht. Leider aber kann ich's bei dieser Erklärung nicht bewenden lassen; denn leider hat inzwischen auch der Herr, der bei mir zu intervenieren suchte, sich aufs Leugnen verlegt. Und zwar auf die denkbar originellste Weise. So unbedeutend der Fall an sich ist und so sehr es mir widerstrebt, in eigener Sache das Wort zu ergreifen und mit einer klebrigen Journalistik zu polemisieren, der jeder Fußtritt zur Reclame wird und die man nicht los wird, wenn man sich nur einmal mit ihr eingelassen, so sehe ich mich doch genöthigt, in dieser Angelegenheit ein Wörtchen noch zu sagen. Der Mann, der mir seinerzeit betheuerte, dass der Herausgeber der ‚Extrapost' und er selbst an dem wider mich verübten Angriff unschuldig seien, ist der verantwortliche Redacteur des Blattes. Er entschuldigte sich vor mir wie vor dem Injurienrichter und erklärte, den Artikel vor der Drucklegung nicht gelesen zu haben. Ich erkannte, dass hier eine Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge vorliege, sprach aber den Mann frei. Er hatte an mein Mitleid appelliert. Dies ließ mich den Versuch einer Beeinflussung, gegen den ich mich sonst energisch verwahrt hätte, von der komischen Seite nehmen. Nun aber erlässt der eben noch so devote Herr in seiner ‚Extrapost' eine entrüstete Erklärung, in der er verkündet, sein Gespräch mit mir sei ein »Privatgespräch« gewesen. Er bestätigt im Grunde, was ich selbst geschrieben; nur unterschlägt er, dass er ausdrücklich auch die Unschuld des Herausgebers, dem eine Antwort in der ‚Fackel' sehr unangenehm wäre, betheuert hat. Das macht indes nichts; man ist ja nach der neuestens erflossenen Entscheidung in literarischen Kreisen nur verpflichtet, unter dem Eid die Wahrheit zu sagen. Aber übermüthig muss man deshalb noch nicht sein. Und übermüthig nenne ich es, wenn ein Redacteur der ‚Extrapost', der mich im Kaffeehause mit seiner Angst vor einem Angriff in der ‚Fackel' behelligt, die Worte niederschreibt: »Das Urtheil über die Kampfesweise des Herrn Kraus, wie sie aus dieser publicistischen Verwertung eines Privatgespräches erhellt, — — — kann beruhigt der Oeffentlichkeit überlassen werden.« Uebermüthig nenne ich es, wenn dann noch hinzugefügt wird, es sei »direct ein gefährliches Unternehmen, mit Herrn Kraus ohne Zeugen zu sprechen«. Darauf sage ich: Wenn der Redacteur eines Blattes, das mich angegriffen hat, mich im Kaffeehause in meiner Lecture — denn ich muss doch leider die Wiener Schandpresse lesen — belästigt, unaufgefordert Reue bekundet und um Gnade winselt, so werde ich, weil's ja wirklich erbärmlich ist, das Gefühl des Erbarmens empfinden. Ob der Herr dann diese Bußübung für ein »Privatgespräch« ansieht, ist mir gleichgiltig. Auch zu einem »Privatgespräch« gehören zwei, und ich führe Privatgespräche, mit wem es mir beliebt. In meiner Wohnung hätte ich einen Redacteur der ‚Extrapost' nie empfangen; werde ich im Kaffeehaus oder auf der Straße angesprochen, so kann ich mich dagegen nicht wehren. Wenn der Mann die Unterredung als ein »Privatgespräch« betrachtet hat, so

hat er jetzt, da er es öffentlich erörtert, offenbar eine schwere Indiscretion begangen. Ich gewiss nicht; denn ich habe keinerlei Zusage gegeben, und ich verwahre mich gegen die Zumuthung, dass ich mit einem Redacteur der ‚Extrapost' je ein Geheimnis gemeinsam haben sollte. Für ihn ist es in der That gefährlich, mit mir »ohne Zeugen« zu sprechen. Aber mir ist es mit und ohne Zeugen misslich, mit ihm zu sprechen. Am besten ist es, man spricht mit mir überhaupt nicht. Wenn ich darauf gefasst sein muss, nachträglich noch die Ehre einer persönlichen Unterhaltung zu haben, dann freut mich der ganze Angriff in der ‚Extrapost' nicht mehr.

N. N., wenn ich die Chiffre recht gelesen habe. Sie senden mir mit vielen freundlichen Worten — 10 Gulden »als Beitrag zu den mir vom Gerichte auferlegten Kosten«. Nun, die 10 Gulden kann ich zwar nicht annehmen, aber ich danke Ihnen in meinem und im Namen des Vereines »Allgemeiner Wiener Jugendhort«, dem ich den Betrag überwiesen habe. Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, die 10 Gulden der »Concordia« zu widmen, da ja dieser der Unterstützung im höchsten Maße würdige Verein schon seit etwa acht Tagen von keiner Wiener Theaterdirection den Reinertrag einer Vorstellung erhalten hat. Aber ich habe mir's schließlich doch überlegt, und ich bin überzeugt, dass Sie meinen Entschluss billigen werden.

J. G. und A. F. Mir unbekannt.

A. L. Ich habe nichts dagegen.

Comt. M. v. U. Herzlichen Dank. — Natürlich.

Leser. Nr. 68 der ‚Fackel' kam am 22. Februar heraus, den 22. und 23. war ich, wie Ihnen noch erinnerlich sein dürfte, im Schwurgerichtssaale beschäftigt, und der Monat Februar hatte nur 28 Tage. So können Sie sich's unschwer ausrechnen, dass zur Herstellung der am 7. März erschienenen — 48 Seiten umfassenden — Nr. 69 nicht mehr als die normalen zehn Tage gebraucht wurden.

WARNUNG!

Bertillon (Paris) arbeitet an einem Verfahren zur Entdeckung anonymer Briefschreiber.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 71
Wien, Mitte März 1901
II. Jahr
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 Kr.
WIEN.
Nachdruck verboten.

DIE FACKEL

Nr. 71 WIEN, MITTE MÄRZ 1901 II. JAHR

DER ZIONISMUS — EIN WOHLTHÄTIGER ZWECK.*)

Er wird bekanntlich von der ‚Neuen Freien Presse' todtgeschwiegen. Ein Blatt, dessen Herausgeber Bacher und Benedikt heißen, kann doch unmöglich anders als alldeutsch fühlen und muss alle separatistischen Tendenzen verabscheuen. Man mag in jeder einzelnen Rubrik im Sinne der alljüdischen Anschauungen wirken; aber man wird nach außen hin stets den Standpunkt der Assimilation vertreten müssen. Assimilation um jeden Preis. Es muss dazu kommen, dass in den Gewohnheiten und Anschauungen der beieinander wohnenden Gruppen die annoch trennenden Unterschiede verwischt werden, und wenn sich dank dem corrosivischen Einfluss einer mächtigen Börsenjournalistik die ersehnte Assimilation der Bevölkerung an die Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse' vollzogen hat, — bedarf's der anderen Assimilation nicht mehr. Da kommen nun die Zionisten her, stören den Verschmelzungsprocess und wollen das Problem durch räumliche Entfernung aus der Welt schaffen. Es ist kein bloßer Zufall, dass der Mann, der die Vertreibung der Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse' mit allen Mitteln durchsetzen möchte, auch Sonntagshumorist dieses Blattes ist. Und doch ist Herr Herzl nur zu oft den Gefahren der Incompatibilität ausgesetzt, die die Stellung eines Propheten und die Stellung eines Feuilleton-

*) Siehe Nr. 5 der ‚Fackel': »Ich und die ‚Neue Freie Presse'«

redacteurs in sich schließen, wenn sie ein und derselbe Mann bekleidet. Hier noch mondain auf großem Fuß leben und mit dem andern schon im Lande der Väter sein — das scheint auf die Dauer unverträglich. Und mit dem Zionismus will's nicht recht vorwärts. Es geht ihm wie allen Ideen, denen die Unterstützung der ‚Neuen Freien Presse' fehlt: sie bleiben unbekannt oder gerathen bald in Vergessenheit. Vielleicht ändert sich dieses feindliche Verhältnis, wenn einst die jüdische Nationalbank ins Leben treten sollte. Vorläufig kann Herr Herzl in seiner eigenen Redaction nicht das Geringste für sich durchsetzen. Man erlaubt ihm, die Juden durch gewisse am Sonntag erscheinende Beiträge unzufrieden zu machen; davon, dass er sie zum Auswandern bringen möchte, will man nichts wissen. Hier gilt allen separatistischen Gelüsten zum Trotz noch immer der alte Grundsatz: Bleibe im Lande und nähre dich unredlich. Herr Herzl kann Herrn Benedikt noch so intensiv auf Spaziergängen die Heilsamkeit der jüdischnationalen, der Rassenanschauung klar machen, Herr Benedikt bleibt bei seinem Standpunkt: Assimilation — der Christen!

Nichts zu machen! Und die Stellung bei der ‚Neuen Freien Presse' aufgeben, das Carltheaterreferat niederlegen, diesen sesshaften Herausgebern, die für alles, nur nicht für Ideale zu haben sind, offene Fehde künden? Das wäre tollkühn; das hieße um einer doch immerhin utopischen Zukunft willen die gute Gage von sechstausend Gulden opfern. Und dann: Prophete hin, Prophete her — das Weltkind bleibt doch immer die Hauptsache. So lebt man denn in schöner Verbitterung dahin, verwertet die in der Redaction erlebten Enttäuschungen zu einem stillen Gram und kann schließlich froh sein, auf diesem Wege allmählich die Anlagen zu jenem »tausendjährigen Schmerz« zu gewinnen, der in zionistischen Versammlungen so gute Wirkung macht . . .

Aber eines Tages zwingt man die Verstockten doch zur Anerkennung. Sie sagen zwar in unbegreif-

licher Verblendung noch immer nicht, was sie anerkennen, aber sie erkennen an. Da wird der Wechselstubenbesitzer Vogl unter dem Verdachte verhaftet, um den Privatier Taubin erbgeschlichen zu haben. Und in dem Berichte, den die ‚Neue Freie Presse‘ über die Affaire bringt, heißt es: »Ein hiesiger Schriftsteller erhielt eines Tages von Taubin, den ein Bekannter hiezu veranlasst hatte, eine Spende, die er durch seine Vermittlung einem wohlthätigen Zwecke zuwenden sollte.« Welcher Schriftsteller? Welcher Zweck? Die erste Frage beantwortet die ‚Neue Freie Presse‘, die andere soll sich von selbst beantworten: »Der Schriftsteller war Herr Dr. Theodor Herzl;« — heißt es am nächsten Tage — »Taubin sprach bei ihm vor, um ihm 200.000 Gulden zur Verfügung zu stellen, damit Herr Dr. Herzl sie einer bestimmten humanen Widmung zuführe.« Also noch immer nicht bestimmt. Dennoch kennt man jetzt den Zweck, und ein Blick in das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ vom selben Tage verschafft uns volle Gewissheit. Dort heißt es: »Es wird erzählt, dass er eines Tages einen Wiener Führer der zionistischen Bewegung zu sich bitten ließ und ihm eine bedeutende Summe für die Zwecke dieser Utopie zur Verfügung stellen wollte.« Hier ist zwar nicht der Schriftsteller genannt, dafür aber der Zweck. Dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ ist jener als Redactionsmitglied des Concurrenzblattes fast so unbequem wie der ‚Neuen Freien Presse‘ der Zweck. Aber dass dieser ein wohlthätiger ist, hat die ‚Neue Freie Presse‘ immerhin feierlich anerkannt. Die Auswanderung der Juden nach Palästina wird vom ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ eine Utopie, von der ‚Neuen Freien Presse‘ eine Wohlthat genannt. Herr Herzl kann mit diesem Erfolge zufrieden sein. Die 200.000 Gulden hat er zwar zurückgewiesen, und die ‚Neue Freie Presse‘ begründet dies mit der Erklärung, dass Herr Herzl von einem Manne, der ihm »kein geistig gesunder Mensch« zu sein schien, eine »Schenkung für wohlthätige Zwecke« nicht annehmen

wollte. (Mir erscheint die ganze Sache mysteriös; Herr Herzl hatte wohl einen andern Grund für die Ablehnung; denn dass einer, der 200.000 Gulden für den Zionismus spenden will, »kein geistig gesunder Mensch« ist, musste er von vorneherein wissen.) Aber die, wenn auch noch halbverschwiegene, Anerkennung der ‚Neuen Freien Presse‘ wird die Zionisten für den Verlust entschädigen.

Die innere Sympathie des liberalen Blattes für die Selbständigkeitstendenzen des Judenthums ist endlich klargelegt. Und so erscheint mir denn heute die Begründung, mit der unser Oberster Gerichtshof seinerzeit die Klage des Verlegers meiner antizionistischen Schrift »Eine Krone für Zion« gegen die ‚Neue Freie Presse‘ abwies, vollkommen plausibel. Die Administration der ‚Neuen Freien Presse‘ hatte ein Inserat, das eine Ankündigung der »Krone für Zion, satirischen Streitschrift gegen den Zionismus«, enthielt, angenommen, die Redaction verweigerte den Abdruck. Der Verleger sah die Quittung, in der die Administration den Empfang der Inseratengebür bestätigte, als einen Handelsvertrag an und klagte auf Erfüllung. Die meisten Juristen waren sich darüber klar, dass, solange nicht auf den Inseratenscheinen ein ausdrücklicher Vorbehalt der Redaction verzeichnet steht, das Blatt zur Aufnahme des Inserates verpflichtet ist; der Vertrag sei zustandegekommen und könne nur für den Fall, dass er contra bonos mores wäre oder dass seine Erfüllung strafgesetzliche Consequenzen nach sich zöge, von dem verantwortlichen Redacteur gelöst werden. Wenn man den Begriff »contra bonos mores« so auffassen wollte, dass der Inhalt des Inserates ein unsittlicher sein muss, so hätte die Redaction der ‚Neuen Freien Presse‘ der Vertragserfüllung gewiss keine Hindernisse in den Weg gelegt, und pressgesetzlich war die Annonce, die nichts als die Ankündigung einer Streitschrift gegen den Zionismus enthielt, sicherlich nicht

zu beanständen. Was war also der eigentliche Grund der Weigerung? Der verantwortliche Redacteur, vor der ersten Instanz als Zeuge befragt, konnte sich, so einleuchtend dies auch gewesen wäre, auf eine Feindschaft der ‚Neuen Freien Presse' gegen mich — die »Krone für Zion« war lange vor der ersten Nummer der ‚Fackel' erschienen — beim besten Willen nicht berufen. Ich sage: beim besten Willen nicht; denn als die Verhandlung beim Bezirksgericht für Handelssachen stattfand, war die ‚Fackel' schon vier Nummern alt. Aus der unbequemen Enge zwischen Eid und Redactionsgeheimnis heraus stöhnte schließlich der verantwortliche Redacteur unter der schallenden Heiterkeit aller Zuhörer, die allzugrellen Worte »Satirische Streitschrift« hätten der ‚Neuen Freien Presse' nicht gepasst. Als ihm aber entgegengehalten wurde, dass ja viel später sogar das Erscheinen der ‚Fackel' im Inseratentheil der ‚Neuen Freien Presse' als das eines »satirischen Kampfblattes« angekündigt wurde und ein regelmäßiges Kampfblatt gewiss ein noch gefährlicheres Ding sei als eine einmalige Streitschrift, stöhnte der verantwortliche Redacteur: »Damals konnten wir noch nicht wissen! ... Nein, damals konnten wir noch nicht wissen ...!« Auch der Richter vermochte sich der Heiterkeit nicht mehr zu erwehren und fragte den Zeugen nach den wahren Gründen der Ablehnung eines Inserates, das doch hundertmal unbedenklicher war als irgend eines der täglich auf der letzten Seite erscheinenden. Da stöhnte der Verantwortliche: »Wegen der Engländer haben wir das Inserat abgelehnt!« Wegen welcher Engländer? Gerichtshof und Auditorium harrten gespannt; die Frage der communalen Gasablösung beschäftigte damals die liberalen Geister, aber wie hieng die »Krone für Zion« mit »den Engländern« zusammen? »Ja, die ‚Neue Freie Presse' hat in England sehr viele Leser; und unter den Engländern ist der Zionismus sehr verbreitet. Die Ankündigung einer Streitschrift gegen den Zionismus hätte diese

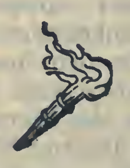
Leser mit Recht erregt, und die Engländer sind sehr heikel in diesen Dingen der Ehre.« Ein Lachorkan drohte den armen Mann in seiner schwankenden Position völlig zu erschüttern. Dennoch behielt das Blatt, als dessen Vertreter er erschienen war, in dieser und in den folgenden Instanzen Recht, und der Verleger der »Krone für Zion« ward kostenpflichtig abgewiesen. Ich hatte mir damals den wahren Grund der Ablehnung wesentlich anders gedacht, als der verantwortliche Redacteur ihn darstellte: Die ‚Neue Freie Presse' will vom Zionismus überhaupt nicht sprechen, und wenn sie als eingefleischte Kosmopolitin ihrem Redacteur Herzl schon nicht den Gefallen thun kann, offen für den Zionismus einzutreten, so ist sie doch ihm zuliebe wenigstens bereit, die Ankündigung einer ihm unbequemen Schrift zu unterdrücken. Erst der Oberste Gerichtshof hat mich durch seine Urtheilsbegründung eines Besseren belehrt. Zwar nicht juristisch; denn ich glaube noch immer, dass eine Rücksichtnahme auf Herrn Herzl im Handelsgesetz nicht ausdrücklich als Vorbehalt bei Verträgen zugestanden ist. Aber das Urtheil des Obersten Gerichtshofes hat nicht so sehr über die Rechtsfrage wie über das Wesen der ‚Neuen Freien Presse' und über ihre Stellung zur Judenfrage entschieden. Ihre eigene Tendenz habe der Redaction der ‚Neuen Freien Presse' die Aufnahme einer antizionistischen Ankündigung unmöglich gemacht. Der Oberste Gerichtshof sagt in jener denkwürdigen Entscheidung wörtlich: »Es liegt auf der Hand, dass — von Schablonenfällen abgesehen, unter welche das vorliegende Inserat, wie dem Kläger wohl bekannt war, nicht einzureihen ist — ein Inserat nicht nur auf seine pressgesetzliche, sondern auch auf seine Zulässigkeit nach Maßgabe der Tendenzen des Blattes und verschiedener nach den Intentionen der Zeitungsunternehmer in Betracht kommender Verhältnisse geprüft wird. Diese Prüfung obliegt aber der Redaction, und der Kläger konnte voraus-

setzen, dass der Gegenstand seines Inserates — die darin angekündigte Broschüre — der Redaction des Blattes in der That die Prüfung der Zulässigkeit des Erscheinens des Inserates nahelegen werde.«

Die ‚Neue Freie Presse' ist somit laut der mit Decret des k. k. Obersten Gerichtshofes ddo. Wien, am 14. December 1899, Nr. 14699, herabgelangten Entscheidung ein zionistisches Organ. Es scheint, dass im obersten Rathe ein Satiriker an der über das Juristische weit hinausgehenden Urtheilsbegründung mitgewirkt hat. Dass es der Redaction überlassen bleiben muss, über die Aufnahme von Inseraten zu entscheiden, sehe ich gewiss vor allen anderen Wiener Herausgebern ein; nur hat es sich darum gehandelt, dass ein ausdrücklicher Vorbehalt der Administration bei Entgegennahme des Inserates erfolgen müsse. »Wir prüfen jede Annonce auf ihre Eignung für den redactionellen Theil,« hat bei jener Verhandlung vor der ersten Instanz derselbe Redacteur ausgerufen, der kurz vorher als Angeklagter jede Verantwortung für ein gotteslästerisches Inserat abgelehnt hatte, weil er Inserate nicht lese. Als Zeuge nahm er einen Standpunkt ein, der uns in Zukunft nicht mehr daran zweifeln lassen wird, dass die Kuppelannoncen der ‚Neuen Freien Presse' »den Tendenzen des Blattes« entsprechen. Der Oberste Gerichtshof hat in dankenswerter Weise anerkannt, dass die Redaction für den Inseratentheil nicht bloß in strafrechtlicher, sondern auch in geistiger Beziehung verantwortlich ist. Aber das Wertvollste an seiner Entscheidung bleibt doch die feine Wendung: »Der Kläger konnte voraussetzen«, dass eine zionsfeindliche Annonce nicht mit den Tendenzen der ‚Neuen Freien Presse' übereinstimmen werde.

Ich habe mir heute einen langgehegten Wunsch erfüllt und die Geschichte des Streites um »Eine Krone für Zion« ausführlich erzählt, nachdem ich sie wiederholt bei Besprechung von Inseratenfragen an-

gedeutet hatte. Der Leser mag sie als die in »Nr. 5 der ‚Fackel‘ angekündigte Fortsetzung des Aufsatzes »Ich und die ‚Neue Freie Presse‘« betrachten. Ich gedachte damals hauptsächlich das eigenthümliche Verhältnis des führenden liberalen Blattes zum Zionismus zu schildern und hiebei von dem Handelsprocess auszugehen, den der Verleger meiner »Krone für Zion« gegen die ‚Neue Freie Presse‘ vor zwei Jahren geführt hat. In zahlreichen Bemerkungen habe ich inzwischen den Inhalt dieser »Fortsetzung« ausgegeben und ihn heute endlich, bevor der zweite Jahrgang der ‚Fackel‘ vollendet ist, wieder zu längerer Betrachtung zusammengefasst. Der actuelle Anlass war mir das neulich abgelegte Geständnis der ‚Neuen Freien Presse‘, dass sie den Zionismus für einen wohlthätigen Zweck halte. Und ich hielt es für eine Ehrenpflicht, die sensationelle Entscheidung des Obersten Gerichtshofes, der ihr schon anderthalb Jahre vor diesem Geständnis wunderbar klaren Blickes ins Herz geschaut hatte, endlich nachzutragen. Den deutschen Parteien werden jetzt die Augen aufgehen. Die stumpfsten unter den Führern müssen nun wohl erkennen, dass die ‚Neue Freie Presse‘ im Grunde nichts anderes ist als: Das zionistische Organ — der Deutschen in Oesterreich.



Adolf Wagner hat neulich im Wiener socialpolitischen Verein über »Agrar- und Industriestaat« gesprochen, und seine Rede musste gerade in Oesterreich ernste Gedanken wecken. Da unsere Regierung eben daran geht, einen künstlichen Export zu züchten, und lustig über die Schienenstränge schlägt — 500

Millionen sollen für Bahnen, die selbst nach einer optimistischen Berechnung nur 2 Procent tragen können, geopfert werden —, musste Wagners Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Englands und Deutschlands den Nationalökonomen bedenklich machen, und was der Berliner Gelehrte über Städter und Bauer, über Junker und Heer in Preußen sprach, konnte nicht nur die Urtheile über die Verhältnisse im Deutschen Reiche, die sich die Leser unserer liberalen Zeitungen gebildet haben, berichtigen, sondern auch zu analogen Betrachtungen über die österreichische Völkerentwicklung anregen. Hat doch Wagner selbst auf unseres Rosegger Schilderung der allmählichen Verwüstung der Bauernwirtschaft in den Alpenländern hingewiesen. Und die Socialdemokraten, deren Wortführer Dr. Ellenbogen jüngst im Parlament behauptet hat, die Großgrundbesitzer wirkten — durch die Concentration des Capitals — socialisierend, hätten wohl überlegen sollen, ob wirklich das Bauernlegen, die Verwandlung von Ackerland in Jagdgrund und die Proletarisierung des Bauers, einen socialen Fortschritt bedeutet.

Die Wiener Socialpolitiker vermögen solche Erwägungen nicht anzufechten. Man wollte von dem gelehrten Gast nicht lernen, sondern ihn belehren. Wenn darin eine Anmaßung lag, so konnte sie immerhin durch den Ton gemildert werden, und ein greiser Denker von überragender Bedeutung, der seine Ausführungen mit einem bescheidenen salvo errore einleitete, durfte sich zum wenigsten eines würdigen Widerspruchs versehen. Auch hätten ja jüngere Leute, die unmöglich über Wagners umfassendes Wissen verfügen können, wenn sie gegen ihn polemisierten, nicht nur das salvo errore, sondern auch ein salvo omissione für sich geltend machen mögen. Aber die Discussion im Ronachersaale sollte offenbar nichts als die schier unfassbare Manierlosigkeit unserer Socialpolitiker beweisen. Dass man Adolf Wagner durch Autoritäten schlagen wollte — Conrad und Brentano sollen diese

hoch über ihm stehenden Autoritäten sein —, war eine vielleicht noch verzeihliche Beschränktheit. Aber wenn ein junger Herr, dem man es nicht verübelt, dass er nur die Ansichten seines Lehrers Brentano und nicht auch ihre Widerlegung kennt, sogar über die geistige Artung des preußischen Junkers besser unterrichtet zu sein glaubt als Adolf Wagner und gegenüber der Berufung auf Bismarck erklärt, der Junker geistige Vorzüge seien uns sattsam aus dem ‚Simplicissimus' bekannt: so würde über eine so beschämende Ungezogenheit in jedem Kreise cultivierter Menschen die schärfste Missbilligung laut werden. Aber im Ronachersaale wurden die Pfuirufe einiger anständigen Gäste des Vereins von der lauten Heiterkeit und dem Beifallsklatschen der Mehrheit übertönt. Es ist noch kaum ein Jahr verflossen, seit Pfarrer Naumann sich verleiten ließ, derselben Gesellschaft einen Vortrag zu halten, und auf die unmanierlichste Art von ihr gehöhnt wurde. Aber wenn Naumann dem Vortrag Wagners beigewohnt hätte, so würde er sicherlich zugestehen, dass ärger als alle Taktlosigkeiten, die man vor Jahresfrist gegen ihn begieng, die war, dass man ihn als entscheidende Autorität gegen Wagner ausspielte und von diesem die Erwiderung erzwang, Herr Naumann genieße seine ganze Wertschätzung, solle aber über Fragen, wie die eben behandelte, lieber nicht schreiben, weil er davon nichts verstehe.

Nicht Adolf Wagner bedarf des Schutzes; er hat den unartigen Leuten eine Antwort ertheilt, in der jeder Satz ein Hieb war und jeder Hieb saß. Man muss nur mit Entschiedenheit Verwahrung dagegen einlegen, dass ausländische Gelehrte hier in die unwürdigste Gesellschaft gelockt und angepöbelt werden, und man muss es bedauern, dass keiner der anwesenden berufenen Repräsentanten der österreichischen Socialwissenschaft gegen die schmähliche Unbill protestierte. Dass Adolf Wagner noch hinterdrein, als er Wien bereits verlassen hatte, auch von Herrn

Wittgenstein angegriffen wurde, mag als das einzig heitere Moment in dem ganzen widerlichen Schauspiel erwähnt werden. Wagner hat auch in der juristischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, der sich mit dem städtischen und ländlichen Grundeigenthum befasste, und die Forderung aufgestellt: der durch die wirtschaftliche Thätigkeit der gesammten Gesellschaft erzeugte, ohne Hinzuthun der städtischen Grundeigenthümer eintretende — »unearned« — Wertzuwachs ihres Besitzes solle durch Steuern im stärksten Maße für die Stadt in Anspruch genommen werden. Herr Karl Wittgenstein, der offenbar der Meinung war, Wagner sei schon durch die Discussion im Ronachersaale wissenschaftlich getödtet, wollte nun dem Berliner Gelehrten in der ‚Industrie‘ noch den in solchem Falle angebrachten Tritt versetzen, und die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ bemerkt dazu, der Praktiker habe den Theoretiker »in geistreich humorvoller Weise ad absurdum geführt«. Herr Wittgenstein führt nämlich durch Beispiele aus, dass der Erfolg jeder wirtschaftlichen Thätigkeit der gesammten Gesellschaft zu danken sei und dass diese also nach Wagner auch an ihm ebensowohl wie an der Wertsteigerung des städtischen Grundbesitzes participieren müsste. Diese Folgerung aber findet er erheiternd und vermisst noch etwas in dem Vortrage des Professors Wagner: »Kommt es nämlich einmal so weit«, erklärt er scharfsinnig, »dass die gesammte Gesellschaft überall auch den Nutzen, welcher ihr zukommt, durch Steuern, Participationen etc. einheimst, so glaube ich, hätte sie auch ihrerseits einen Theil an die Professoren, welchen die gesammte Gesellschaft so viel zu verdanken hat, ... abzugeben«. Nun, der »geistreich humorvolle« Praktiker ist natürlich nicht verpflichtet, irgend etwas von den Principien der Besteuerung zu verstehen und zu wissen, dass jede directe Steuer thatsächlich eine Participation der Allgemeinheit an einem Wertzuwachs, der ihr zu danken ist, bedeutet,

und dass deshalb die Steuergerechtigkeit fordert, dass die Besteuerung um so höher sei, je weniger der Einzelne an eigener Arbeit zur Herbeiführung des Wertzuwachses geleistet hat. Herr Wittgenstein spottet nur seiner selbst. Aber auch betreffs der Participation der Professoren mag er beruhigt sein: wenn nämlich der Staat Gelehrte besoldet und ihnen die Mittel zur Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten bietet, so gibt eben die Gesellschaft damit Leuten, denen sie so viel zu verdanken hat, einen Theil des Nutzens ab, den sie stiften. Freilich, dass ein Wittgenstein aus dem Schaden, den er stiftet, weit höheren Gewinn zieht, mag ihn nicht bloß an der Gerechtigkeit, sondern auch an der Richtigkeit des Systems der Participationen zweifeln machen.

* * *

Auf Grund des § 19 P. G. verlange ich die Veröffentlichung nachstehender Berichtigung der in Nr. 68 der ‚Fackel‘ enthaltenen, meine Person betreffenden unwahren Angaben: Es ist unwahr, dass der Besuch, welchen mir acht Herren — darunter Feilchenfeld, Weinberger, Kestranek — im December v. J. »am Hochreith« abstatteten, meine Ihnen gesandte Berichtigung recht eigenthümlich erscheinen lässt. Es ist ferner unwahr, dass diese seltene Zusammenkunft mit einer wichtigen Finanzoperation in Verbindung stehen musste. Wahr ist vielmehr, dass der Besuch derselben acht Herren seit einer Reihe von Jahren, jährlich genau am selben Tage, stattfindet und mit wie immer gearteten Geschäften nicht das Geringste zu thun hat. Wahr ist endlich, dass der Abschluss der Finanzoperation zwischen der N.-ö. Escompte-Gesellschaft und der Böhmischen Escomptebank nicht das Endresultat dieser Zusammenkunft sein konnte, da ich erst nach dieser Zusammenkunft, und zwar aus den Zeitungen, von diesem Abschlusse erfahren habe. Karl Wittgenstein.

*

Herr Wittgenstein hatte, da ich die Aufnahme der voranstehenden Zuschrift verweigerte, den Klageweg betreten. Nach Ansicht des Pressrichters hat er im Sinne des § 19 gehandelt, wenn er es als unwahr bezeichnet, dass etwas »eigenthümlich erscheint«. Ich habe, da ich noch immer anderer Ansicht bin, die Entscheidung des Landesgerichtes angerufen, muss aber leider, da der Recurs keine aufschiebende Wirkung hat, eine Berichtigung, die meines Erachtens nichts als eine schlechte Polemik ist, zum Abdruck bringen.

* * *

Nicht nur über Brot, Fleisch und Eisen, sondern auch über die Pflege von Kunst, Recht, Gesundheit und Bildung kann man ebensowohl vom Producenten- wie vom Consumentenstandpunkt sprechen, und der Egoismus der Künstler, Rechtsanwälte, Aerzte und Lehrer ist nicht mehr oder minder berechtigt als jener von Bäckern, Fleischhauern und Actionären der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft. Er ist auch ebenso aufdringlich. In unserer Oeffentlichkeit ist häufiger von den Forderungen der Künstler als von den Rechten des Publicums, öfter von den Advocaten als den Clienten, von den Medicinern als den Patienten und von den Lehrern als den Schülern die Rede. Die Noth der Zeit mag das entschuldigen, die allenthalben den Wunsch nach einer ständischen Gliederung der Gesellschaft hervorruft und das Standesbewusstsein, das erste Dämmern dieses Wunsches, geweckt hat. Wer die Socialisierung der Gesellschaft anstrebt, wird freilich in diesem Streit für Sonderinteressen kein Rufer, sondern ein Mahner sein und auch die Gefahr nicht scheuen, dass man ihn, weil er von der Ueberschätzung der »liberalen« Berufe frei ist, »reactionärer« Gesinnung zeiht. Dass nicht jede Action einen Fortschritt bedeutet, und dass der »Fortschritt«, wie die Parteimänner ihn verstehen, nicht mit Entwicklung identisch ist, haben Denken und Erfahrung längst gelehrt, und wer nach

einer Weltanschauung strebt, hat noch selten Parteianschauungen lange Zeit Treue bewahren können.

Aber auch, wer der »Lehrerfrage« nicht allzu große Bedeutung beizumessen gewillt ist, kann nicht verkennen, dass in ihr zugleich eine »Schülerfrage«, ein sociales Interesse, enthalten ist. Ohne einige Behaglichkeit und Unabhängigkeit kann der Erzieher seinen Beruf kaum würdig ausüben, und seine materielle und rechtliche Stellung sollte deshalb, wenn schon keine bevorzugte, doch eine gesicherte sein. In Oesterreich hat man freilich Erziehung und Bildung niemals sonderlich geschätzt, und nur einige geistliche Orden haben hier ein rühmliches Beispiel gegeben. Unsere liberale Gesetzgebung aber duldete, dass der Privatlehrer der Dienstbotenordnung untersteht, und hat dem Spender des öffentlichen Unterrichtes eine Stellung zugewiesen, die ihn von der herrschenden politischen Partei materiell und rechtlich gleich abhängig machen und dem Grundsatz, die Schule sei ein Politicum, einen traurigen und gefährlichen Sinn geben musste. Die Kosten des Volksunterrichtes wurden fast zur Gänze den Gemeinden aufgehalst, in denen die vermögenden, an diesem Unterricht am wenigsten interessierten Stände übermächtig sind und die auch wegen ihrer durch das österreichische Steuersystem geschwächten finanziellen Kraft dem Lehrer nur kärgliche Entlohnung zu bieten vermögen. Selbst die Reichshauptstadt Wien musste, als die liberale Aera allmählich ihre reichen Mittel erschöpft hatte, auf Kosten der Lehrer zu sparen beginnen. Bei der Einverleibung der Vororte entzog die liberale Gemeinderathsmajorität den Wiener Lehrern Zulagen im Betrage von 75.000 Gulden, die sie früher für die Ertheilung des Turnunterrichtes erhalten hatten. Und die liberale Majorität des niederösterreichischen Landtages nahm in das Landesgesetz eine Bestimmung auf, die den Communen verbietet, ihren Lehrern höhere Bezüge zu gewähren. Natürlich kargte man

auch immer mehr mit Investitionen für Schulzwecke. In den letzten Jahren der liberalen Herrschaft in Wien ist das Wachsthum des Schulbudgets immer schwächer geworden, und auch die christlichsociale Verwaltung hat seiner Verkümmerung nicht Einhalt zu thun vermocht. Aber noch härter als durch schlechte Entlohnung sind die Lehrer durch die Disciplinargesetze bedrückt, die wir aus der Zeit des Liberalismus überkommen haben. Wer nicht zur herrschenden Partei schwört, ist ihrer Willkür preisgegeben. Als noch der größte Theil der Wiener Lehrerschaft in dem liberalen Verein »Volksschule« vereinigt war, vernahm man selten Klagen von Lehrern über die Disciplinarbehandlung; das wurde anders, als die Lehrer, unwillig über die Verweigerung einer Gehaltsaufbesserung, sich den oppositionellen Parteien zuwendeten. Man begann erst Einzelne zu maßregeln — wegen Beleidigung des Herrn Noske in einer Versammlungsrede erhielt ein Lehrer eine schwere Disciplinarstrafe —, und als das nichts fruchtete, fasste der Bürgermeister Dr. Prix den nur durch die Opposition der Christlichsocialen und Deutschnationalen vereitelten Plan, den Lehrern das Wahlrecht zu entziehen. Die christlichsociale Partei hat später, wie bekannt, die Lehrer, die von ihr abfielen, nicht besser behandelt, als es die Liberalen gethan hatten. Wenn aber unsere Concordia-Presse, auf das kurze Gedächtnis der Leser pochend, den Glauben verbreiten will, solche Handhabung der Disciplinarvorschriften sei eine christlichsociale Eigenthümlichkeit, so genügt es, die Beschwerden der Lehrer in der deutschnationalen Steiermark zu erwähnen. Welchen Wert die machtbesitzenden politischen Parteien allenthalben darauf legen, die Abhängigkeit der Lehrer zu verstärken, hat am deutlichsten der liberale Landtag von Schlesien gezeigt, der sich für die Gewährung einer Gehaltserhöhung durch eine Verschärfung des Disciplinargesetzes schadlos hielt. Um der Gehaltsverbesserung theilhaftig zu werden,

musste die schlesische Lehrerschaft sich der Bestimmung fügen, dass jeder Lehrer nach Belieben der Schulbehörde versetzt werden kann.

Dass unsere Lehrer Herrn v. Hartel zugemuthet haben, er könnte diese Verhältnisse bessern wollen, beweist nur, dass sie weder die Gesinnung des alten Schuldverderbers noch jene der Liberalen überhaupt richtig zu schätzen wissen. Heute sind sie eines Besseren belehrt, da Herr Hartel im Abgeordnetenhause die geltende Praxis in Disciplinarangelegenheiten nachdrücklich vertheidigt und bei Erörterung eines Einzelfalles dargethan hat, was er als »correct« erachtet. Ein deutschnationaler Lehrer hat einen in verschlossenen Briefen versendeten Wahlaufruf unterzeichnet und wird deshalb zur Verantwortung gezogen. Er und seine Freunde vermuthen, man sei durch eine Verletzung des Briefgeheimnisses darauf gekommen, dass sein Name unter jenem Aufruf stand. Aber der Unterrichtsminister versichert, dass »ein Pflichtexemplar des Aufrufs im Wege der Polizeidirection und der Statthalterei an den Landesschulrath« kam, dass »daher alles correct« zugieng. Ob irgendwelche Vorschrift die Polizeidirection und die Statthalterei verpflichtet, dem Landesschulrath regelmäßig Pflichtexemplare von Wahlaufrufen zuzusenden, oder ob der Landesschulrath die Polizei beauftragt hat und beauftragen durfte, politisch verdächtige Lehrer zu überwachen, hat Herr Hartel nicht mitgetheilt.

Man mag sich an den Formen des politischen Kampfes stoßen, den die Lehrer gegenwärtig führen. Doch muss man billigerweise zugeben, dass die Halbbildung des Volksschullehrers, der mit 24 Jahren etwa das Wissen eines absolvierten Handelsakademikers, aber nicht dessen in der Geschäftsthätigkeit rasch erworbene Lebenserfahrung besitzt, manches entschuldigt und dass die Sucht, sich zu überheben, aus der Lehrthätigkeit mit psychologischer Nothwendigkeit folgt. Uebrigens sind ja auch die Formen der Lehrerver-

folgung in den letzten Jahren verletzendere geworden, und die Rohheit der Bedrücker musste wohl bisweilen vergessen machen, was der Bedrückte seiner guten Erziehung schuldet. Keinesfalls darf man die gute Sache des Lehrers für die schlechten Manieren büßen lassen, mit denen sie häufig vertreten wird. †

* * *

Zweierlei Maß.

Die Ernennung des Dr. Weiskirchner zum Magistrats-Vicedirector nach 18 Dienstjahren erscheint der liberalen öffentlichen Meinung »unerhört«. Herrn Singer-Sieghart's Beförderung vom Finanzprocuraturs-Concipienten (unbesoldete Praktikantenstelle analog der »Rechtspraxis« bei Gericht) zum wirklichen Sectionsrath binnen 6 Dienstjahren erregte kein Aufsehen. Dabei hat Herr Sieghart in den 6 Jahren nebenher noch das goldene Verdienstkreuz mit der Krone und die Berufung in die staatswissenschaftliche Staatsprüfungs-Commission erhalten.

* * *

Czar Nikolaus II. erfreut sich der wirksamen Protection unserer liberalen Presse. Seit er Russland regiert, wird es dort, so hören wir allwöchentlich, immer besser. Die Kaiserin-Witwe und Pobjedonoszew sind zwar noch mächtig, und allenthalben sitzen noch die reactionären Gegner der Wjestniks in den Aemtern. Aber immer, wenn irgendwo die schwersten, lang verborgenen Schäden aufbrechen, dann ist es Zeit für den Kaiser, — oder um im höfischen Jargon zu sprechen, die allerhöchste Zeit. Und dann greift Nikolaus II. immer wirksam ein und beweist immer wieder, dass er ein Friedensfreund, ein Förderer der Bildung und der Presse ist. Das russische Reich dehnt sich zwar auch heute noch beständig aus, und eben greift die Hand der Moskowiter nach der Mandschurei; aber das geschieht alles in friedlicher Weise, und nur zur Erhaltung des Friedens hat Russland doppelt so viel Truppen nach Ostasien geworfen als alle anderen Mächte zusammen. Auch wäre es verfehlt, der Studentenverfolgungen halber daran zu zweifeln, dass der Czar so unentwegt wie nur irgend ein Wiener Liberaler für Fortschritt und Bildung

eintritt; man bekämpft nur in Petersburg die politischen Umtriebe in der Studentenschaft mit größerer Energie, als bisher gegen die nationalen Wiener und die clericalen Budapester Studenten zum Leidwesen der freisinnigen Presse unserer Monarchie aufgebracht wurde. Neuestens aber hat Nikolaus II. einen glänzenden Beweis seiner Pressfreundlichkeit geliefert. Während nämlich in Oesterreich jene Regierung für pressfreundlich gilt, die die Blätter durch Geld und Informationen von sich abhängig zu machen sucht, versteht man in Russland unter Pressfreundlichkeit die Förderung der Unabhängigkeit der Zeitungen. Der Czar hat nun, wie die ‚Neue Freie Presse' am 18. März mittheilte, den politischen Tagesblättern ‚Graschdanin', ‚Nowoje Wremja', ‚Petersburgskija Wjedomosti' und ‚Moskowskija Wjedomosti' die ihnen von der Ober-Pressverwaltung ertheilten Verwarnungen nachgesehen. Eine solche Verfügung ist bisher ohne Beispiel und sie weckt, wie uns die ‚Neue Freie Presse' versichert, in ganz Russland frohe Hoffnungen. Die Verwarnungen wurden »auf dem Gnadenwege« nachgelassen, und wenn die russische Presse auf dem Gnadenweg der Regierungen nur wacker fortschreitet, kann sie bald ebensoweit kommen, wie es die österreichischen fortschrittlichen Colleginnen auf dem gleichen Pfade gebracht haben. Die ‚Neue Freie Presse' hat nur eine Thatsache übersehen, die dem Gnadenacte Nikolaus II. noch ganz besondere Bedeutung verleiht: dass jene vier russischen Tagesblätter die ihnen soeben nachgelassenen Verwarnungen wegen gewisser Hetzartikel, die sie gegen das Deutsche Reich geschrieben, erhalten hatten und dass die kaiserliche Nachsicht sie just zu einer Zeit beglückt, in der schon eine ganze Reihe von Demonstrationen von russischer Seite gegen Deutschland erfolgt ist. Dies ruft aber die Befürchtung wach, dass es auch fernerhin um die Unabhängigkeit der russischen Zeitungen nicht besser stehen wird als bisher und dass sie wie die österreichischen willige, aber freilich billigere Handlangerinnen der Regierung bleiben werden.



Die neue Gefahr.

»Unsere Frauen und Mädchen« sind neuestens bekanntlich den entsetzlichsten Gefahren preisgegeben. Ob sie auf der Straße gehen oder vor dem Beichtstuhl knieen: sie sind, was sie auch immer beginnen mögen, von Gefahren förmlich umlauert. Ja, nicht einmal im Deutschen Volkstheater sind sie sicher, und wenn eine von ihnen dort ein Stück aufführen lässt, wird sie — man kann hundert gegen eins wetten — grausam angeblasen. Natürlich spricht man dann nicht von einem »Missgriff« der Direction, sondern klagt über die Brutalität des Publicums. Kein Wunder, dass sich die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung bemüssigt sehen, die ihrem Geschlecht drohenden Gefahren immer wieder zu erörtern, und es ist ja auch ganz logisch, dass man, bevor man Rechte erkämpft, sich energisch gegen das noch bestehende Unrecht zur Wehre setzt. Von den ‚Documenten der Frauen' ist die Action gegen den polizeilichen Missgriff ausgegangen, jener stürmische Protest gegen die Zumuthung, dass ehrbare Geschlechtsgenossinnen sich eine und dieselbe Behandlung gefallen lassen müssten, wie jene Frauen, die Documente haben. Ja, die Redactrice hat sich in der Versammlung, die sie um jenes Protestes willen einberief, nicht nur für die Tugend der Frau, der das Malheur widerfuhr, sondern ausdrücklich auch für die Tugend der Gasse, in der es ihr widerfuhr, eingesetzt. Mit der guten Absicht der ganzen Demonstration musste auch sympathisieren, wer die Frage, ob die Frankenberggasse eine »anständige Gasse« sei, nicht gerade für die dringlichste Frauenfrage hält und — auf die Gefahr hin, ein Reactionär gescholten zu werden — die Entscheidung in diesem Punkte noch immer männlichen Sachverständigen überlassen wollte.

Leider wird aber, seit der Frauenbewegung ein Organ erschaffen wurde, auch sonst die Emancipation der Frauen vom guten Geschmack energisch betrieben. In der »Affaire der Französin« war es immerhin ein Erlebnis, das die Entrüstung, eine erkannte Gefahr, die den Protest hervorgerufen hat. Aber dass das weibliche Geschlecht auch bei der Beichte Situationen ausgesetzt ist, die die Abwehr eines für Frauenrechte kämpfenden Blattes herausfordern, das haben doch die weibliche Redaction und das ganze weibliche Geschlecht erst von den Herren Eisenkolb, Schönerer und Wolf erfahren. Dass

die Moraltheologie des heiligen Alphonsus Maria de Liguori je einen Scandalbehelf für eine radicale Fraction abgeben oder von speculativen Verlegern als pikante Lecture und Massenartikel verschleißt werden könnte, war sicherlich nicht zu erwarten. Eine hässlich lärmende Agitation möchte uns in den Glauben versetzen, in diesem täglich nach neuen Sorgen verlangenden Staate sei von allen der Erledigung harrenden Angelegenheiten die Affaire Liguori die dringendste. Nun, den Herren, die nur Wuotan und sonst nichts auf der Welt fürchten, mag man es verzeihen, dass ihnen jedes Mittel recht ist und dass sie von allen Wegen, die los von Rom führen, just den kothigsten wählen möchten. Darauf aber konnte man sicherlich nicht gefasst sein, dass frauenrechtlerisches Pathos dort ansetzen könnte, wo eine Radaupolitik um jeden Preis mit den Mitteln böswilliger Entstellung gearbeitet hatte.

Die ‚Documente der Frauen‘ machen in ihrer letzten Nummer aus dem Beichtgeheimnis kein Redactionsgeheimnis und rufen gegen die neuesten drohende Schmach die ganze Weiblichkeit Oesterreichs in Waffen. Aber die Entrüstung ist auf kaltem Wege erzeugt. Kein Hilferuf beleidigter Frauenehre ist an das Ohr des Parlaments gedrungen; dort ward aus Brocken der bekannten Grassmann'schen Tendenzschrift eine Interpellation zusammengebraut, die nicht so sehr die ahnungslose Regierung wie die noch ahnungsloseren katholischen Frauen befragt, ob es ihnen bekannt sei, dass sie im Beichtstuhl unzüchtiger Neugierde dienen müssen, und was sie dagegen zu thun gedenken. Im Jahre 1871 hat Pius IX., wie die liguorifeindliche Dame in den ‚Documenten der Frauen‘ erwähnt, Liguoris »Moraltheologie« als maßgebend für alle Fragen der Moral erklärt. und 1879 hat Papst Leo XIII. dies bestätigt. Die entrüstete Dame, die zu einer Zeit, wo Liguoris Vorschriften bereits in Geltung standen, ein erwachsenes Mädchen war, müsste also selbst darüber Auskunft geben können, ob jemals ein Beichtvater unzüchtige Fragen an sie gestellt hat, müsste auch von ihren christlichen Freundinnen darüber Berichte sammeln können. Warum haben sie und ihresgleichen erst auf den Schreckruf aus dem Parlament gewartet? Wussten die ‚Documente der Frauen‘ bis dahin überhaupt, wer Liguori war? Ich vermuthe, dass Frau Daisy Minor, die sich so lebhaft gegen die Gefahren wendet, die katholische Frauen bedrohen, selbst Katholikin ist; wenn nicht, dass es unter den Führerinnen der

»fortschrittlichen« Wiener Frauenbewegung eine Katholikin geben wird, die gewiss bereitwillig Auskunft ertheilen würde. Man könnte es leichtfertig nennen, dass die Dame den Artikel schrieb, wenn ihr selbst und ihren sämmtlichen Genossinnen nichts von dem, was alle Katholikinnen bedroht, passiert ist. Aber sie dachte wohl an jenen dicken Herrn im schwarzen Rock, der Montesquieu's entsetztem Perser gezeigt wird: »Das ist ein Prediger und, was noch schlimmer ist, ein Beichtvater. So wie Sie ihn da sehen, weiß er mehr als die Ehemänner. Er kennt die Schwächen der Weiber; aber sie wissen auch, dass er die seinigen hat.« Nun, Ludwigs XIV. Gesellschaft war wohl entsittlichter als nach Ansicht des radicalsten Unpatrioten die des heutigen Oesterreich und, wie man sieht, haben schon vor der Abfassung der Moraltheologie Liguoris lebenslustige Abbés hübschen Frauen etwas ins Ohr geflüstert. »Es ist richtig«, gibt Frau Minor zu, »dass auch nicht alle Geistlichen und nicht in allen Fällen die ihnen vorgeschriebenen, das Schamgefühl verletzenden Fragen an ihre Beichtkinder richten, aber sie dürfen es, ja, sie sollen es thun; was nirgends möglich ist, hier ist es erlaubt — geboten!« Es ist nicht richtig, dass alle Geistlichen jene »Suggestivfragen« stellen; es ist aber noch weniger richtig, dass sie es thun sollen. Liguori hat die schärfsten Cautelen dagegen aufgestellt, dass solche Fragen unnöthigerweise gestellt werden. Und es steht einem dem Volkswohl dienenden Blatte schlecht genug an, eine Führung durch die Wirrnisse des Geschlechtslebens als frevlen Eingriff in ein Allerheiligstes abzuwehren. Mögen es die ‚Documente der Frauen' ändern, dass Waisenkinder im Beichtvater den einzigen Berather in allen Angelegenheiten sehen wollen und dass auch Bäuerinnen den Weg zu ihm noch immer leichter als zum medicinischen Fragekasten des Frischauer'schen Tagblattes finden! Aber vorläufig heißt es der ärgsten Prüderie Vorschub leisten, wenn man die Geheimnisse des Geschlechtslebens von den sonstigen willig eröffneten Beichtgeheimnissen delicater Natur sorgsam aussperren möchte. Freilich, »Missgriffe« mögen auch hier mitunterlaufen. Aber ich habe schon einmal ausgeführt, dass es gegen Missgriffe bloß nachträgliche Strafen und keinen programmatischen Kampf gibt.

In liberalen und in jüdischnationalen Blättern finde ich die Stellungnahme der ‚Documente der Frauen' in der Affaire Liguori

rühmend besprochen. Die Reclamen waren offenbar von der Redaction der ‚Documente' eingesendet, aber die meisten liberalen und jüdisch-nationalen Blätter vergaßen den Satz zu streichen: »Man bedenke, welch entsetzlichen Situationen und Gefahren unsere Frauen und Mädchen ausgesetzt sind.« Nein, so weit ist's in diesem schwarzen Lande noch nicht gekommen: Die Leserinnen des ‚Wiener Tagblatt' und der ‚Extrapost' sind am Beichtstuhl noch keinen Gefahren ausgesetzt . . .

* *
*

Die »Affaire der Französin« hätte, wäre sie nicht für allerlei Reclamezwecke ausgenützt worden, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die schmähliche, menschenunwürdige Behandlung der Prostituierten in Oesterreich lenken müssen. Die Freiheitsbeschränkungen, denen diese unglücklichen Frauen unterliegen, sind weit härter als jene, die über gefährliche Individuen durch die Stellung unter Polizeiaufsicht — nach dem Gesetze vom 10. Mai 1873 — verhängt sind. Die Bestrafung der geheimen wie der evident gehaltenen Dirnen ist durch den § 5 des Vagabundengesetzes der Sicherheitsbehörde anheimgegeben, und diese bestimmt willkürlich und oft sinnlos, was strafbar ist. Dass sie nach dem gleichen Paragraphen auch gegen jene, die »aus der gewerbsmäßigen Unzucht anderer ihren Unterhalt suchen«, einzuschreiten und die Prostituierten gegen die maßlose Ausbeutung durch die Kupplerinnen zu schützen hat, kümmert sie nicht. Ein polizeilicher Verfolgungswahn, der die früher einzeln lebenden Dirnen in Scharen in die Bordelle trieb, hat jene Ausbeutung vielmehr noch verschärft. Dabei sind die sittenpolizeilichen und die sanitätspolizeilichen Vorschriften, namentlich in Wien, ebenso grausam wie unerfüllbar. Die Prostituierte soll eine gründliche Untersuchung an ihren Kunden vornehmen, der sicherlich kein einziger sich unterzieht; sie darf bei Tag nicht die Gasse betreten, auch nicht der nothwendigsten Einkäufe halber, sie darf — auch im vierten Stockwerk — nicht zum Fenster hinausblicken. Und alle Beschränktheit des Polizeigeistes zeigt sich wohl in einer Verordnung, die ihr verbietet, mit den Bildern höchster Personen ihr Zimmer zu schmücken. Die Wiener Polizei hat schließlich selbst eingesehen, dass die Härte der Vorschriften für die Prostituierten die geheime Prostitution fördern muss und hat jetzt neben den

officiellen Dirnen eine neue Kategorie von Prostituierten milderer Observanz, die »Tolerierten«, geschaffen. Welche Gefahr dies für »die anständigen Frauen« bedeutet, wird wohl erst durch irgendeinen »Missgriff« klar werden. Auch bisher ist es schon vorgekommen, dass ein in einem Vergnügungslocale der vermögenden Classen bedienstetes Mädchen, obwohl sie des Verkehrs mit Männern nicht ein einzigesmal überführt wurde und nicht einmal durch die Duldung männlicher Begleitung auf dem Heimwege sich eines solchen verdächtig gemacht hatte, von der Polizei die Aufforderung erhielt, sich als Tolerierte eintragen zu lassen. Und eine solche Aufforderung kann jeden Augenblick jeder allein wohnenden Frau zugehen, die von einem Sicherheitsorgan in der Gesellschaft eines Mannes erblickt wird. Weigert sie sich, sich als Tolerierte im Polizeiregister führen zu lassen, so hat sie eine unablässige und lästige polizeiliche Ueberwachung zu gewärtigen, bei der es dann leicht zu einem »Missverständnis« kommen kann. Wie will übrigens eine »anständige Frau« auf der Gasse vor einem polizeilichen Missverständnis sicher sein? Dem Wachmanne auffallende Kleidung, Stehenbleiben, einen Passanten anblicken, das alles macht sie der Prostitution verdächtig. Arretiert kann jede Frau werden, die, ohne sich unzüchtig zu betragen, das Schamgefühl eines Sicherheitswachmannes gröblich verletzt. Aber wer will wissen, worauf dieses reizbare Schamgefühl bereits reagiert? Die Prostituierte ist durch die polizeilichen Vorschriften zu dem taktvollen Benehmen einer Hofdame verpflichtet, und die »anständige Frau« unterscheidet sich von ihr vor allem dadurch, dass sie nicht gezwungen werden darf, so weitgehende Forderungen der Polizei zu erfüllen.

* * *

Zeitgemäßes.

(»Lucina« u. s. w.)

»Die Alten, von einem wunderbaren Drange getrieben, Erbarmen zu üben, unterschieden das öffentliche Unglück gerade, wie die Botanik verschiedene Geschlechter von Blumen in Familien classificiert, und gründeten zur Abhilfe eines jeden besondere Gebäude, für die uns heute selbst die Namen verloren gegangen sind. So nannten sie Xenodochien die Häuser, die bestimmt waren

zur Unterstützung der lebensmüden Pilger; Orphantrophien die, wo Waisen erzogen und unterrichtet wurden; Nosokomien die für die Kranken; Ptochotrophien die, in welchen die Armen Unterhalt fanden; Gerontokomien die, wo alte Leute Pflege fanden; Brephotrophien die Gebäude zur Aufnahme Neugeborener und Findlinge. Die aufrichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten hatten ihren Ursprung in dem Gemüthe des Volkes, denn das Unglück ist die Humanitätslehrerin für Unglückliche. So soll der Schuster Sorore die Spitäler, die Lastträger von Florenz die Brüderschaft der Barmherzigkeit aufgebracht haben. Ich kann mich aber nicht enthalten, zu bemerken, wie auch in den sogenannten barbarischen Zeiten des Mittelalters die Barone und die Burgherren im Lande sich gastfreundlich gegen die niedrigsten Pilger, ja selbst gegen die Juden erwiesen haben, gegen welche in jener Zeit doch ein so tiefes Vorurtheil herrschte. Was bedeutet nun unser modernes Prunken, wenn man wenig und schlecht gethan hat, was die Väter reichlich und gut thaten? Was soll die Lust, große Zettel an die Straßenecken aufzukleben, für eine so winzige Menschenliebe? Wozu der Trompetenschall, die Freudenfeuer, das Drucken von allen Namen und Titeln dieser Wohlthätigkeitströdler? Ich erblicke darin die höchste Eitelkeit und die Lust, mit geckenhaftem Scheine zu ersetzen, was der baren Wirklichkeit abgeht. Ich weiß einen Fall, wo eines jener traurigen Weiber, welche sich Präsidentinnen von Kinderbewahr-Anstalten nennen, die schamlose Frechheit hatte, einer armen Mutter von vier Kindern, die sie um Hilfe bat, die allzu große Fruchtbarkeit ihres Leibes vorzuwerfen. Solche Weiber entwickeln dann eine unglaubliche Geschäftigkeit mit Briefschreiben, Besuchen, Sitzungenansagen und mit Auffindung aller möglichen Beweggründe — das Haus zu verlassen und Zusammenkünfte zu halten, bei welchen die christliche Liebe nichts gewinnt, aber die gute Sitte viel einbüßt. Der Mann kommt nach Hause und findet seine Frau nicht. Er wartet lange, aber umsonst. Wo ist sie hin? In die Rettungsanstalt. Wo hielt sie sich auf? In der Rettungsanstalt. Wehe, wenn er sich einfallen lässt, Klage zu erheben! Die Weiberschar thut ihn in Acht und Bann, erklärt ihn für einen Türken und Menschenfresser, setzt ihn auf den Index wie ein verbotenes Buch, und wenn sie nicht einig werden, ihn zu verbrennen, so geschieht es nur darum, weil sie in all ihren Vereinen überhaupt niemals einig werden . . . Ach,

Freund! wenn du siehst, wie viel Geld zum Henker geht für Briefe, Umschläge, Siegellack und Petschaft, so würdest du lachen vor Wuth, sobald du gleichzeitig wüsstest, wie viel Pfund Fleisch diese schnöden Weiber das Herz haben in den Topf zu werfen, worin sie eine Suppe für neunzig arme Mädchen kochen wollen: wenn ein Schaf im Arno ertrinkt, so gibt's eine bessere Fleischsuppe. Für vortrefflich und untadelhaft würde ich die Wirkungen der Kinder-Rettungsanstalten halten, wenn ich sie nur vollständig entwickelt und verwaltet sähe ohne jenen schlimmen Wurm der Eitelkeit und den noch schlimmeren der Heuchelei. Als Christus sprach: ‚Lasset die Kinder zu mir kommen', da hatte er keine Secretäre, berief keine Sitzungen, brauchte keine Briefumschläge, Siegellack und Petschaft.«

*

»Gegenseitiger Unterricht, Bürgerwehren, Sparcassen, Gelehrtencongresse sind von der schlimmsten Wirkung; nicht an sich, aber durch die selbstzufriedene Kleintreiberei ihres Gemäkels und durch die Art, wie sie von Größerem abziehen.«

*

»Früher hielt man die Aristokratie für den besten Vermittler zwischen Monarchie und Demokratie; die Erfahrung lehrt aber, dass für diesen Zweck um tausend Percent besser der Mittelstand taugt. Er ist mit wenigem zufrieden: messt ihm alljährlich tausend bis zweitausend Ellen eines grünen, rothen oder gelben Bandstreifchens zu, gießt von Zeit zu Zeit einen Regen von neuen Spielpapieren über ihn aus, vor allem aber Lächeln, Lächeln in Hülle und Fülle! Thut das, und fort mit der Würde des Bürgerthums! . . Drückt die Hände, schüttelt die Arme rechts und links, dass die Ellbogen knacken, habt Geduld, eine alberne Gesellschaft auszuhalten, wagt es bei Tische, die Frau des Präsidenten von einer Handelskammer an eure ahnenreiche Seite zu setzen, schämt euch nicht, mit der Tochter eines Börsensyndicus den Ball zu eröffnen, und ihr werdet eine Bürgermiliz haben, welche es Prätorianern, Strelitzen, Mameluken und Janitscharen zuvorthut. Kein Bürger eurer Miliz wird glauben, er sei reactionär geworden; sie werden darauf schwören und sterben, die Gewalthaber seien liberal geworden!« (Guerazzi, deutsch von Kürnberger.)

* *
*

Nachträgliches.*)

Auch ein Gutachten.

Zu der Frage, ob ein Kritiker das Richteramt über ein Theater ausüben dürfe, von dem er jährlichen Tantiemengewinn bezieht, hat bekanntlich neben anderen Persönlichkeiten auch Herr Hermann Bahr Stellung genommen. Man erinnert sich wohl noch, dass er im Schwurgerichtssaal Gelegenheit erhielt, auch über dieses Problem, das ja in seinem Leben eine gewisse Rolle spielt, auf seine Art zu plaudern. Ich citiere sein unter Eid abgegebenes Gutachten aus dem mir vorliegenden Protokoll der Verhandlung:

»Es ist dies eine sehr schwierige Frage, über die ich nicht länger reden will, weil es eine theoretische Frage ist, wo man so viele Gründe auf der einen Seite anführen und sagen wird: diese Gründe sprechen dagegen, und auf der anderen Seite wieder so viele Gründe anführen und sagen wird: diese Gründe sprechen dafür, dass der Kritiker auch Autor sein soll. Wie immer aber die Entscheidung in dieser Frage ausfallen mag, so wäre es doch nur eine Angelegenheit oder eine Frage de lege ferenda. Wir können uns darüber theoretisch unterhalten: wollen wir diese Sitte, die besteht, die in Paris, Berlin und Wien — ich brauche keine Beispiele anzuführen, weil sie gestern verlesen wurden — besteht, wollen wir diese Sitte, dass viele Theaterkritiker auch Autoren sind, beibehalten, oder wollen wir diese Sitte abändern? Gut, wenn man findet, dass das keine Sitte, sondern eine Unsitte ist, so wirke man in der Oeffentlichkeit dahin, führe Gründe an, und dann wollen wir eines Tages, eine Corporation von Schriftstellern oder der literarische Beirath des Unterrichtsministeriums, zusammentreten, damit man diese Sache in die Hand nimmt, die Gründe prüft und sage: »Wir haben nun eine Enunciation. Es soll fürderhin keinem Theaterkritiker gestattet sein, an dem Theater, für welches er schreibt, Stücke aufführen zu lassen.« Darüber kann man reden, und ich wäre einer derjenigen, die dafür wären, schon aus dem Grunde, weil mir nichts angenehmer wäre, als dem Chef meines Journals zu sagen: »Ich darf kein Stück mehr schreiben, gib mir die dreifache Gage.« Wir sind aber noch nicht so weit. Wir haben heute noch diese Sitte. Der Angeklagte hat gestern dafür Beispiele gebracht. Ich glaube ausnahmslos, in jedem Blatte, jedenfalls aber in der überwiegenden Mehrheit der Blätter, sowohl der liberalen als auch der antisemitischen, sind Theaterkritiker, welche auch Stücke schreiben, und diese an Theatern aufführen lassen, über welche

*) Raummangels halber kann ich erst im nächsten Hefte »die von der ‚Neuen Freien Presse‘ im Ausland an mir geübte Rache« dankend quittieren.

sie schreiben. Meine Angelegenheit ist daher sicher kein Novum, und ich bin durchaus nicht der Mensch, der eine ganz verwerfliche Sache in Wien eingeführt hat, sondern ich folge nur einer alten Wiener Tradition, und folge dem Beispiele meiner Collegen; ich thue nichts anderes, als alle meine Collegen thun: sie schreiben auch Stücke.

Im übrigen wird diese Frage nicht zu entscheiden sein, solange wir nicht andere Theaterverhältnisse, andere literarische Verhältnisse haben Unsere Zeitungen gehen meist so schlecht, dass sie ihren Journalisten und Mitarbeitern meist nur verhältnismäßig geringe, im Verhältnisse zu der geleisteten Arbeit sehr geringe Gagen zahlen, so dass jene von dieser Gage allein ein gemächliches Auskommen nicht finden können. Auf der anderen Seite sind unsere Theaterverhältnisse sehr bedrängt und gefährdet. Das hängt aber mit den allgemeinen materiellen und politischen Verhältnissen zusammen. Der österreichische Theaterdichter wird kaum imstande sein, auf die Dauer — in glücklichen Jahren wird er ganz gut vom Ertrage seiner Stücke leben können, — aber dann in den ungünstigen Jahren! — An den Tantièmen hat man ja gesehen, wie das mit den Stücken ist; man schreibt in einem besonders günstigen Momente, und dieses Stück trägt 3000 Gulden, von denen man leben könnte. Aber das nächste Stück, wie z. B. der »Athlet«, trägt nur 700 Gulden, von denen man das nächste Jahr nicht leben kann, so dass man materiell einfach gezwungen ist, möglichst viele schriftstellerische Thätigkeiten zu combinieren.«

Zu diesem Bekenntnis einer schönen Seele lässt sich, da jedes Wort für sich spricht, nicht mehr viel bemerken. Herr Bahr gibt zu, dass er vor allem Kritiker ist. Würden die Thätigkeiten des Kritisierens und Stückeschreibens vom »literarischen Beirath« des Unterrichtsministeriums — in dem sein Freund Burckhard sitzt — als incompatibel erkannt, so würde er nicht das Kritisieren, sondern das Stückeschreiben aufgeben und von Herrn Wilhelm Singer Gehaltserhöhung fordern. Er hat also eidlich festgestellt, dass er seine dichterische Thätigkeit nicht als Beruf und Bedürfnis, sondern als Gelderwerb betrachtet: Derselbe Herr Bahr, der vor etlichen Jahren nicht laut genug die Mitglieder des Künstlerhauses als »Kunsthausierer« beschimpfen konnte, die Bilder malen, um sie vortheilhaft zu verkaufen. Derselbe auch, der vor einem Jahre, als mehrere Redacteure des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, die wirklich nur den journalistischen und nicht auch den dramatischen Gelderwerb ausüben, nach Aufhebung des Zeitungsstempels von Herrn Singer Gehaltserhöhung verlangten, die sich vereinigenden Collegen im Stiche ließ und bei Herrn Singer lieb Kind wurde. »Die meisten unserer Zeitungen gehen schlecht

und können nur geringe Gagen zahlen.« Das ‚Neue Wiener Tagblatt', das sich vom schmutzigsten Inseratengewinn mästet, entblödet sich nicht, durch seinen Theaterredacteur solch bewegliche Klage im Gerichtssaale ausstöhnen zu lassen und sie noch am anderen Tage abzudrucken! Aber Herr Bahr umgeht den Kern der Sache; und hundert auswärtige Feuilletonschreiber, die über den Process an ihre Blätter berichteten, wetteifern untereinander und mit ihm im Missverstehen dessen, was ich unter »Incompatibilität« verstanden wissen wollte. Gewiss, Herr Bahr, der productive Mann, darf über Theater schreiben. Nur nicht gerade über das Theater, von dem er jenen materiellen Succurs bezieht, ohne den er, wie er versichert, nicht leben könnte. Alle übrigen Theater, die ganze Literatur und was er sonst will, darf er kritisch besprechen. Nur eben nicht das Deutsche Volkstheater. Er selbst beschränkt ja seine literarische Thätigkeit als Kritiker keineswegs: er schreibt auch über Malerei und Architektur und könnte also ebensogut auch über Musik schreiben, ja sicherlich besser über Nationalökonomie schreiben, in der er sich doch seinerzeit nicht ohne Erfolg bethätigt hat, während er nur als Laie über bildende Kunst urtheilt. Sollte die Behauptung ernst zu nehmen sein, dass die materielle Stellung dieses Aermsten, der noch dazu verheiratet ist, schlechter würde, wenn er das einzige Deutsche Volkstheater nicht kritisierte? Dann gäbe mir ja Herr Bahr selbst recht; denn dann wiese es sich klar, dass er befürchtet, mit den kritischen Leistungen für Herrn Bukovics auch die Tantièmen zu verlieren. Und er beruft sich auf den allgemeinen »Usus« in der Wiener Kritik. Auf die Sitten einer Kritik also, die er seinerzeit für die corrupteste, deren erste Vertreter — er sagte nicht, welche — er für Erpresser erklärt hat . . .

*

Um Herrn Bahr der mühevollen und undankbaren Thätigkeit des Stückeschreibens, die er eingestandenermaßen lediglich des Gelderwerbes wegen betreibt, zu entheben, ihn von den Versuchungen einer auf die Dauer unhaltbaren Doppelstellung zu befreien und ihm die Möglichkeit zu bieten, als schlichter Redacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' sein Auskommen zu finden, richtet hiemit die Administration der ‚Fackel' an edle Menschenfreunde die Bitte, zu einer Bahr-Stiftung beizutragen, von der jährlich ein entsprechendes Stipendium an den verdienten Unterlasser von Dramen ausbezahlt werden

soll. Ständige Besucher und Freunde des Deutschen Volkstheaters werden gewiss bereitwillig diesem Rufe Folge leisten. Das Ergebnis der Sammlung wird zu Beginn der nächsten Theatersaison in diesem Blatt publiciert werden; der Herausgeber macht mit 18 Kronen den Anfang.

* * *

»Wer ist das?«

Die ‚Reichswehr' vom 13. März meldet:

»Vor einigen Tagen erschien bei Director Gettke eine Abordnung seiner Mitglieder, um ihm die Mittheilung zu machen, dass man eine Erklärung gegen einige, nach Ansicht der Darsteller zu strenge Kritiken der Aufführung der letzten Novität zu veröffentlichen gedenke. Auch sei der Beschluss gefasst worden, in keinem neuen Stücke eines Kritikers, dessen Arbeiten im Raimundtheater sehr oft im Repertoire erscheinen, Rollen zu übernehmen. Director Gettke gelang es, beschwichtigend einzuwirken, indem er betonte, dass ein Theil der Resolution ganz gegenstandslos sei, da ein neues Stück des betreffenden Kritikers der Direction gar nicht vorliege.«

Herr Bernhard Buchbinder, der Liebliche, ist Zeitungsmacher und Poet dazu. Er schreibt Stücke für das Raimundtheater und Kritiken über dasselbe Theater. Trotzdem kann man ihm nicht nachsagen, dass er diese Bühne überschwänglich lobt, nein, er verreißt sie geradezu — seit seine Stücke nicht mehr gegeben werden. Da ist beim besten Willen keine Spur von Incompatibilität zu entdecken. Von dem Dramatiker Buchbinder ist kein Stück auf dem Repertoire, und der Kritiker Buchbinder kann darum unbesorgt tadeln. Wie wird sich die Situation gestalten, wenn »ein neues Stück des betreffenden Kritikers der Direction vorliegt?« Die alten mussten, weil sie nicht mehr zogen, abgesetzt werden. Aber Buchbinders Kraft ist ja noch nicht versiegt. Und sollte nicht eine sechs-

läufige Kritik imstande sein, auch die elendeste dreiactige Posse durchzusetzen? Die Schauspieler sind falsch berichtet. Sie halten Herrn Buchbinder, »dessen Arbeiten im Raimundtheater sehr oft im Repertoire erscheinen,« für undankbar. Jeder Grund zur Klageführung entfällt, sobald die Arbeiten Buchbinders öfter als bisher im Repertoire des Raimundtheaters erscheinen. Sie weigern sich, in einem neuen Stücke dieses Autors aufzutreten? So helfen sie ja das Uebel, über das sie klagen, nur vergrößern, anstatt es zu beseitigen. Ihre Petition hätte lauten müssen: »Wir protestieren gegen die zu strengen Kritiken und wir verlangen darum, möglichst bald in einem neuen Stücke Buchbinders aufzutreten.« Die Direction hätte dann tröstend auf die Zukunft verwiesen, da »ein neues Stück des betreffenden Kritikers noch nicht vorliege«.

* * *

Herr Dr. Th. v. Frimmel ersucht mich, zu constatieren, dass er nicht der Autor — weder Veranlasser noch Verfasser — der Gegenüberstellung älterer und neuerer Urtheile Muthers über Walter Crane ist, die ich in Nr. 70 citiert habe. Der Artikel war in der ‚Montags-Revue' unter der Chiffre »Oerindur« erschienen; in literarischen Kreisen wurde allgemein Herr Dr. v. Frimmel, der ja das kunstkritische Referat in jenem Blatte innehat, als der Urheber des drolligen Vergleiches genannt. Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, dass außer Herrn Professor Muther auch alle anderen von Secessionisten inspirierten Kunstkritiker — von Herrn Servaes bis zu Frau Zuckerkandl — von Walter Crane abtrünnig geworden sind. Sollte dies nicht damit zusammenhängen, dass Walter Crane, wenn er in Wien ausstellt, von dem Scala-Museum nicht abtrünnig werden will?

* * *

Im Texte eines der letzten Abendblätter der ‚Neuen Freien Presse' fanden die Leser wieder einmal die Mittheilung, dass ein irgendwo in Deutschland erschienenes, ein trauriges Capitel aus der Geschichte der österreichischen Herrscherfamilie behandelndes Buch vom Landesgerichte verboten worden ist. Die Verbote derartiger, auf

die ekelste Sensationslüsternheit speculierender Bücher wiederholen sich ebenso oft wie die darauffolgende Bekanntmachung der Verbote in gewissen Tagesblättern. Da nun von den österreichischen Gerichten recht viele Druckwerke, darunter bekanntlich auch der Verbreitung werte, unterdrückt werden, die gewissen Blätter aber fast ausnahmslos nur die Verbote jener pikanten Lektüre mit Behagen veröffentlichen, so liegt die Vermuthung nahe, dass Bekanntmachungen solcher Art von den Verlegern inseriert werden. Man könnte nun die Frage aufwerfen, wie sich die Schamlosigkeit der Verbotreclamen mit den von der Tagespresse zum Ueberdruss forcierten Loyalitätsäußerungen reimt. Aber die Antwort ergibt gerade ein Rückblick auf die Serie der in einem Monat inserierten Kaiserworte. Unsere liberale Tagespresse ist alles eher als inconsequent: sie gibt ihre antidynastische Gesinnung nicht gratis her, wenn sie sich ihre Loyalität bezahlen ließ.

* * *

Das Inseratenwesen darf sich bei uns Ausschreitungen erlauben, die den politischen Publicisten mit Neid erfüllen müssen. Gerade in jenem Theil unserer Presse, der am besten bezahlt ist, herrscht auch die größte Pressfreiheit. Der Größenwahn der Händler scheut vor keiner gesetzlichen Schranke zurück, und man erinnert sich, dass z. B. in früheren Jahren ein Paprikaverschleißer mit Vorliebe Thron und Altar für Zwecke seiner Firma verwendet hat und so lange in den Spalten einer willigen Presse seine Erlösersendung verkünden durfte, bis sein Geist wirklich ein Opfer des Wahnes wurde. Eine Zeitung hat neulich allen Ernstes versichert, dass sich der Kaiser für eine Brotsorte besonders interessiere, und ein Pelzhändler schien dem Glauben zu leben, dass ein Thron ohne ein davorliegendes Eisbärenfell unmöglich zu denken sei. Was aber bedeuten all diese Träume gegen den Ehrgeiz jenes Mannes, der in der Mariahilferstraße hygienisch-hermetisch verschließbare und geruchlose Apparate erzeugt? Herr Scharf hat sich als Beförderer seines Hochflugs eingestellt und am 18. März unter dem Titel »Ein neues, sehenswertes, echt großstädtisches Etablissement« den Ruhm jenes Mannes verkündet. Der Schlussatz des Berichtes aber lautete wörtlich: »Die Firma hat die hohe Ehre, allerhöchste und hohe Persönlichkeiten zu ihren stabilen Kunden zu zählen.« Hohe Persönlichkeiten sind immer — herablassend . . .

• • •

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Alexander. Einsendung willkommen.

Professorenfeind. Es ist doch merkwürdig, dass alle Einsender, denen man ein Manuscript zurückschicken muss, nachträglich mit der Insinuation aufwarten, ich »traue« mich nicht, gegen die in dem Artikel besprochenen Zustände oder Personen einzuschreiten. Auch Sie versichern mir, es hätte sich Ihnen, als Sie Ihre Abhandlung gegen die Gymnasialprofessoren zurückbekamen, »der Gedanke aufgedrängt«, dass ich »Bedenken trage, gegen den gesammten Stand aufzutreten«. Schütteln Sie nur den lästigen Gedanken wieder ab; er ist noch unsinniger als die Zumuthung, Ihr neunzig Druckseiten umfassendes Manuscript zu lesen. Ich habe es zurückgeschickt, weil ich zu solcher Lectüre nicht die Zeit und nicht die Lust habe und nie daran denken könnte, eine so umfangreiche Abhandlung, und wäre sie die Quintessenz pädagogischer Weisheit, in mein Blatt aufzunehmen. Mit der Prüfung des Manuscripts auf seine sachliche Eignung für die ‚Fackel' habe ich mich gar nicht abgegeben. Und es nützt darum nichts, wenn Sie mir jetzt versichern, die Publication würde mir zwar die Lehrer zu Feinden machen, dafür aber so viele Anhänger gewinnen, dass die Zahl der Gegner verschwände; »denn Mittelschulprofessoren« — schreiben Sie axiomatisch — »sind sehr wenig beliebt, dafür aber umsomehr das Gegentheil«. Ja, Sie sind sogar »überzeugt«, ich hätte mit der Veröffentlichung Ihres Aufsatzes eine »That« ausgeführt. Dieser Ueberzeugung sind freilich mehr minder alle Einsender. Aber sie haben es mit einem schwachen Geschlecht von Redacteuren zu thun, das schon vor dem Anblick eines neunzigseitigen Aufsatzes zaghaft zurückweicht.

Anonymus. Die »Warnung« in Nr. 69 sollte natürlich nur die Verfasser von Schmäh- und Drohbriefen abschrecken. Vielleicht zügelt diese tapfere Gesellschaft den lästigen Eifer, wenn sie vernimmt, dass ihre Fährte vor Entdeckung nicht gefeit ist. Gegen anonyme Mittheilungen von Thatsachen, die der publicistischen Verwertung zugedacht sind, wollte ich mich nicht schützen. Ich kann nicht jedem, der mir etwas im Interesse der Oeffentlichkeit berichten möchte, zumuthen, dass er mit seinem Namen unterschreibe, und hier ist es bloß mein Bestreben, mich durch nachträgliche sorgfältige Ueberprüfung des Mitgetheilten gegen Irreführung zu schützen. Sie mögen unbesorgt sein. Ich werde das Bertillon'sche Verfahren ausschließlich auf Zuschriften anwenden, deren Verfasser das Versteck der Anonymität zur straflosen Beschimpfung oder Bedrohung meiner Person zu beziehen glaubten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.



. 72
Wien, Ende März 1901
II. Jahr
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
REIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten

Die Fackel

DIE FACKEL

NR. 72 WIEN, ENDE MÄRZ 1901 II. JAHR

Unsere alten Feldgeschütze taugen nichts mehr, und wir sollen demnächst neue bekommen. Wenn wir sie uns zahlen können, natürlich. Aber seitdem wir wissen, dass nicht bloß zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld gehört, sondern dass zur Erhaltung des Friedens — des Friedens zwischen der Monarchie und dem Ausland nicht minder als jenes zwischen den Volksvertretungen und dem Kriegsminister — noch weit mehr Geld nöthig ist, haben wir ja noch immer, was man von uns forderte, willig gewährt. Und neue Feldgeschütze braucht unsere Armee, man weiß es seit manchem Jahre, dringender als einen Bissen Brot oder, um es milder auszudrücken, als das tägliche warme Nachtmahl der Soldaten. Die Delegationen werden in wenigen Wochen die nöthige patriotische Einsicht aufbringen müssen, um die Dringlichkeit der Anschaffung neuer Feldgeschütze zu begreifen, und die Bevölkerung braucht dann nur mehr fünfzig und etliche Millionen aufzubringen, um sie zu bezahlen.

Dass sich inzwischen der Bevölkerung eine gewisse Neugierde bemächtigt hat, zu erfahren, um was für Kanonen, um wie viele und wie theuere es sich wohl handeln mag, ist begreiflich. Und mit Befriedigung mögen darum die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ am Sonntag, dem 24. März, des Artikels gewahr worden sein, der »Die neuen Kanonen« betitelt war und mit den Worten »Ein Fachmann hatte die Freundlichkeit« begann. Wer wohl der Fachmann sein mochte, den das auf seine guten Informationen immer so stolze

Blatt zum Reden gebracht hätte? Ein höherer Artillerist hätte sicherlich, unbeschadet des Dienstgeheimnisses, manche Auskunft geben können. Aber ein solcher, das sah man aus den ersten Zeilen, war der Gewährsmann der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht. Denn sonst hätte er nicht sagen können: »Niemand weiß, ob die neuen Kanonen aus Stahlbronze oder aus Gusstahl hergestellt werden sollen.« In Wahrheit weiß jedermann, dass die alten Kanonenrohre aus Stahlbronze hergestellt sind und dass sie entweder durch Rohre aus Schmiedebronze oder durch solche aus Gusstahl ersetzt werden sollen. Ueberdies, von einem Artilleristen konnten die Aufklärungen in der ‚Neuen Freien Presse‘ schon deshalb schwerlich herrühren, weil sie im Economisten zu lesen waren. Also musste der Gewährsmann offenbar ein Kenner unseres Budgets sein, der auf irgendwelche Art seitens der Kriegsverwaltung Mittheilungen über ihre Wünsche erhalten hatte und nun davon sprechen sollte, wie groß die der Bevölkerung aufzuerlegenden Lasten sein würden und wie die Mittel aufzubringen wären. Weit gefehlt! Die ‚Neue Freie Presse‘ kümmert sich herzlich wenig um die ängstlichen Steuerzahler, sie jubelt mit den Börseanern, die eine Hausse in Eisenactien inscenieren, weil Geschütze und Geschosse bei den heimischen Eisenwerken bestellt werden sollen. Der »Fachmann« ist natürlich der Director oder ein Verwaltungsrath der Skoda-Werke, und die ‚Neue Freie Presse‘ hegt gleich ihm nur eine Besorgnis: der Kriegsminister könnte sich schließlich für Bronzerohre entscheiden, die billiger sind und mit deren Herstellung die Skoda-Werke nichts zu thun haben. Aber der Fachmann tröstet sie rasch: Lafetten, Munitionskasten und Shrapnels werden auf jeden Fall erzeugt werden müssen. Und nun bringt er ganz abenteuerliche Zahlen vor. Er spricht von 2000 Shrapnels für jedes Geschütz und scheint den Glauben wecken zu wollen, dass eine solche Anzahl von Geschossen, die etwa den Maximal-

bedarf für einen Feldzug darstellen mag, demnächst angeschafft und vorräthig gehalten werden soll. In zwei Jahren, erklärt er schließlich, würden die Lieferungen, deren Gesammtkosten er auf 134,000.000 Kronen veranschlagt, bewältigt werden. Und die entzückten Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ mögen sich jetzt ausmalen, wie viele Millionen Profit da den verschiedenen Actiengesellschaften zufallen werden.

Frecher ist kaum jemals eine schwindelhafte Börsenhausse insceniert worden. Man greift nicht nur den Entschlüssen der Delegationen, sondern sogar der Entscheidung der Kriegsverwaltung über die in den Delegationen einzubringenden Anträge vor, stellt phantastische Rechnungen auf und steht nur bei einer Rechnung auf sicheren Voraussetzungen: bei der auf die Leichtgläubigkeit der Dummen, die bei dem Börsenfest die Opfer sein werden. Aber diesmal hoffe ich, dass die Regierung sich ins Mittel legen wird. Denn wenn man es selbst ruhig mitansehen wollte, dass die wichtigsten Fragen der Wehrkraft des Reiches nicht mit Rücksicht auf künftige Feldzüge, sondern auf nahe Beutezüge an der Börse behandelt werden, so muss der Finanzminister sich doch zur Wehre setzen, weil die neue Hausse der Industrieactien seine Investitionsanleihe gefährdet. Seit der Einbringung der Investitionsvorlagen sind die österreichischen Kronenrenten um fünfviertel Percent gefallen, und Herr v. Boehm-Bawerk mag sicher sein: wenn der Economist so toll jubelt wie am Sonntag, dem 24. März, und auch noch eine Hausse der Bahnenactien, die im wilden Vorwärtsrennen zurückgeblieben sind, zu entfachen sich bemüht, dann drohen dem Staate und den Taschen der Bevölkerung ernste Gefahren.

* * *

Der Abgeordnete **Steinwender** hat, wie die ‚Kärntner Nachrichten‘ melden, im Budgetausschusse kürzlich die Möglichkeit der Wiedereinführung des Zeitungsstempels in veränderter Form bespro-

chen. Man könne nicht daran denken, die alte Stempelsteuer wiederherzustellen. »Anders stünde es vielleicht,« — so meinte der Abgeordnete von Villach — »wenn man den über ein gewisses Maß, etwa zwölf Seiten, hinausgehenden Umfang der täglich erscheinenden Zeitungen mit einer kleinen Gebür belegen würde. Eine solche Gebür würde nur die größten Unternehmungen treffen, von denen einzelne ein Geschenk von 100.000 bis 150.000 Gulden ohne Gegenleistung erhalten hätten.« Herr Steinwender hat da einen sehr beherzigenswerten Vorschlag gemacht, an dem nur eines auszusetzen ist: die unnöthige Vorsicht, mit der er von einer »kleinen Gebür« spricht. Wenn die Höhe des Stempels von dem Umfang des Blattes und folglich, da kein österreichisches Tagesblatt mehr als acht bis zehn Seiten Text hat, von dem Umfang des Inseratentheils abhängt, kann auch eine höhere Gebür ohne Schaden ertragen werden. Es handelt sich ja darum, nicht weniger als den Betrag des ehemaligen Zeitungsstempels von jenen drei bis vier Zeitungsunternehmungen, die eine ausgiebige Besteuerung vertragen, hereinzubringen. Der Abgeordnete Steinwender dürfte durch den »Dringlichkeitsantrag«, der in Nr. 34 der ‚Fackel‘ veröffentlicht war, angeregt worden sein, hat ihn aber verschlechtert. Mein Antrag lautete: »Tagesblätter im Umfang von weniger als zwei Bogen sind stempelfrei. Der volle zweite Bogen und jeder weitere Bogen ist mit einer Stempelsteuer von 1 Heller zu treffen.« Ich erneuere diesen vom Obstructionslärm überschrieenen Antrag und hoffe, dass er nebst zahlreichen Abgeordneten aus der Provinz auch die niederösterreichischen Socialdemokraten zu Anhängern haben wird. Hat doch die ‚Arbeiter-Zeitung‘, dem Antrag Steinwenders zustimmend, am 26. März geschrieben: »Wenn es möglich wäre, die Wiener Zeitungsstempeldefraudanten zu treffen, ohne die arme, anständige Presse zu schädigen, so würde wohl jedermann mit Herrn Steinwender einverstanden sein.« Mit Freuden habe ich den Titel »Zeitungsstempeldefraudanten«, den ich im vorigen Jahre den Herren Bacher, Benedikt und Wilhelm Singer verliehen habe, in den Spalten der ‚Arbeiter-Zeitung‘ wiedergefunden. Wenn das socialdemokratische Blatt nur erst meine Worte verwendet, dann darf ich hoffen, dsss es schließlich auch meinen Meinungen beipflichten wird.

* *
*

Die Wiener Handelskammer sollte neulich wieder einmal von Herrn Jeitteles gegen die Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau mobil gemacht werden. Die Debatte über die von Herrn Jeitteles beantragte Resolution bot ein klägliches Bild von der socialpolitischen Rückständigkeit unserer Fabrikanten und Kaufleute. Aber mit wahrer Freude hat es alle Wiener Socialpolitiker erfüllt, dass die Vertreter der Getreidebörse — die übrigens auch ein Spielchen an der Effectenbörse nicht verschmähen —, die Herren Weil und Weiß v. Wellenstein, mannhaft für die Arbeiter eintraten. Man wird den beiden Herren diesen Muth freilich nicht allzu hoch anrechnen, wenn man bedenkt, dass Börseanern, die überhaupt nicht arbeiten, natürlich jede Arbeitszeit zu lang erscheint und dass sie ja auch am Erträgnis der Bergwerke nicht interessiert sind, weil sie durch Baissespeculationen in Bergwerksactien viel mehr verdienen können als durch gute Dividenden. Indes, die Motive, die die Börsenvertreter leiten mögen, sind gleichgiltig, und es wäre jedenfalls erfreulich, wenn der wirksame Einfluss, den die Börse derzeit übt, einmal für eine gute Sache in die Wagschale geworfen würde.

Aber jene Debatte in der Handelskammer war so recht bezeichnend für unsere österreichische Socialpolitik. Börseaner, die vom Getreidewucher, und Advocaten, die vom Expensenwucher leben, bilden derzeit den bürgerlichen Anhang unserer Socialdemokratie und erwarten von ihr, dass sie ihnen aus Dankbarkeit für socialpolitische Reden im Kampfe für den Terminhandel und gegen den Differenzeinwand, im Streit gegen die Advocatenkammer und für die Disciplinlosen und doch so oft Disciplinierten beistehen werde. Die Fabrikanten und Kaufleute setzen jeder Forderung der industriellen Arbeiterschaft den borniertesten Widerstand entgegen, erklären aber großmüthig, dass die Lage der ländlichen Arbeiter wirklich einer Besserung bedürfe. Die Großgrundbesitzer leugnen das aufs entschiedenste, wollen aber gern für jede socialpolitische Action zugunsten der armen städtischen Bevölkerung stimmen. Und mit Nachdruck erinnert jeder die anderen an die Pflichten des Besitzes, während er selbst auf die »Wahrung des Besitzstandes« und wohl auch auf seine Mehrung bedacht ist. Im Abgeordnetenhause verbergen sich diese wirtschaftlichen Interessen hinter politischen Programmen, und der Concordiapresse ist es noch immer gelungen, ihre Leser glauben zu machen, dass der wahre Liberalismus in der Connivenz gegen

die Forderungen der Börseaner bestehe. Anderswo wird im politischen Leben nicht weniger geheuchelt als bei uns, und auch im deutschen Reichstag war ein Mann wie der jüngst verstorbene Freiherr v. Stumm, der aus Ueberzeugung die politischen Forderungen der Arbeiter bekämpfte, jedoch mehr als jeder andere Unternehmer zur Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse seiner eigenen Arbeiter gethan hat, vereinzelt. Aber anderswo wird die politische Heuchelei längst durchschaut, stimmt keine Classe der Bevölkerung im Glauben an politische Schlagworte für Männer, die nicht ihre Interessen vertreten, und hört jedermann aus den Artikeln der Zeitungen die Stimmen der Leute heraus, die sie bezahlen.

* * *

Die Sittlichkeit ist nach alldeutscher Auffassung ein schönes Vorrecht der Gebildeten. Dem geistigen Pöbel will der Anhang der Herren Wolf und Schönerer die pikante Lectüre der Graßmann'schen Schrift als Würze des öden Daseins gern gönnen; um so sorgfältiger sollen aber die Liebhaber ernster Bücher vor der Unmoral geschützt werden, die in einigen Seiten der Erzählungen des Herrn Lynkeus verborgen ist. Der Justizminister hat diesmal rasch ein Einsehen gehabt: er begriff wohl auch, wie wenig dem Verfasser der »Phantasien eines Realisten« an der Leserschar von Börseanern gelegen sein konnte, die sich nach dem Erscheinen eines geschmacklosen Reclamefeuilletons in der ‚Neuen Freien Presse‘ an sein Buch gemacht hat, und wie angewidert er sich gefühlt hätte, wenn es nach der Interpellation im Abgeordnetenhause von den Freunden der ‚Pschütt-Caricaturen‘ als Ersatz für deren dem Staatsanwalt verfallende Nummern gekauft worden wäre. Herr v. Spens wollte einem ernsten Manne solche Beschämung ersparen und ließ das Werk confiscieren.

Den Verlust, den unser Schriftthum durch das Verbot der »Phantasien eines Realisten« erleidet, wird man übrigens nicht allzu hoch anschlagen können. Lynkeus ist kein Künstler und — trotz dem Eifer, mit dem er sexuellen Problemen nachsinnt — kein Psychologe. Er ist Naturforscher und Denker, als Denker aber ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; »Phantasien eines Rationalisten« sollte der beste Theil seines Buches eigentlich heißen. Von den Fragen, die wir an menschliches Thun und Leben richten, scheint er nichts zu wissen, und seine Fragen sind uns mitsammt den Antworten gleich-

giltig. Das »Tischgespräch bei Martin Luther« sagt uns über den Glauben, den jede Confession auf ihre heiligen Schriften gründet, nichts, was uns nicht schon der weise Nathan gelehrt hätte; wir aber wollen die Religion weder bewiesen noch widerlegt haben, sondern in die religiöse Massenseele blicken, nicht die Religion, sondern die Religiosität verstehen. Und wenn Lynkeus in der Skizze »Worüber freuen sie sich eigentlich?« die Loyalität des Volkes gegen die Fürsten erörtert: welcher glückliche Besitzer der landläufigen demokratischen Gesinnung hätte nicht alle diese Gedanken längst gedacht, wenn er etwa das Volk von Wien dem einziehenden Czar zujubeln hörte? Wir aber kümmern uns wenig darum, ob all der Jubel berechtigt ist, gönnen dem Czar, was nun einmal des Czars ist, und sinnen nur den Seelenvorgängen nach, die in den Kehlen von hunderttausend zu einer Mauer gedrängten Menschen die Hurrah-Rufe auslösen. Wenn wir alles verstehen, dann wollen wir freilich das Recht in Anspruch nehmen, nichts zu verzeihen . . .

Da und dort wird aber in den »Phantasien eines Realisten« — in Skizzen, wie »Unsterblich« und »Eine Soirée bei Holbach« — ein merkwürdiger Gedanke oder eine Lebensweisheit laut, die die Lectüre lohnt. Und schließlich glaubt man, wenn nicht ein wertvolles Buch, doch einen wertvollen Menschen kennen gelernt zu haben, dessen Bekenntnis wohl die Worte sein mögen, die in der Skizze »Nach der Predigt« zu dem jungen Michelangelo Buonarotti gesprochen werden: »Lasse übrigens meine mechanischen Erfindungen in Ruhe, und auch meine Erforschung der Natur! Du bist noch jung und nur für die Kunst eingenommen; Du wirst auch alt werden, und nicht über die Kunst hinauskommen, das sehe ich Dir schon heute an. Du wirst die Natur zerren und überspannen wollen, und mit all Deinen Fähigkeiten sie doch nicht meistern. Aber meine mechanischen Erfindungen und meine Wissenschaft leben in Freundschaft und Frieden mit der Natur, und sie gibt sich mir, wie aus Dankbarkeit, gerne zu erkennen.«

Der Mann ist besser und wahrer als sein Werk. Das Werk ist formlos und unerfreulich und hat wohl die wertvollsten Leser allzu früh abgestoßen. Wenn der eine oder der andere von ihnen es jetzt wieder zur Hand nehmen will, so darf er sich durch das thörichte Lob, das es infolge der thörichten Angriffe neuestens geerntet

hat, nicht beirren lassen. Dass es Gemeingut aller Gebildeten werden müsse oder dass es gar heute schon, wie die ‚Arbeiter-Zeitung‘ behauptete, »außer den österreichischen Ministern, Abgeordneten und Zeitungsschreibern wohl jeder Mensch, der mit dem Schriftthum in irgendwelcher Verbindung steht«, gelesen habe, ist eine unsinnige Uebertreibung. Man kann hundert gegen eins wetten, dass ein Jahr nach dem Erscheinen des Werkes — es ward ja schon 1899 verlegt — auch nicht einer von den Mitarbeitern der ‚Arbeiter-Zeitung‘ darum wusste und dass auch, seit es von Herrn Theodor Beer in der ‚Neuen Freien Presse‘ besprochen wurde, gar mancher Redacteur der ‚Arbeiter-Zeitung‘, der noch nicht unbedingt auf die ‚Neue Freie Presse‘ schwört, nicht das Bedürfnis empfunden hat, es zu lesen. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hat am 23. März eine Skizze aus den »Phantasien eines Realisten«, betitelt »Eine Scene nach der Schlacht bei Austerlitz« abgedruckt. So mag sie daran erinnert werden, dass Lynkeus unter seinem bürgerlichen Namen Josef Popper den Gedanken, den jene Skizze in einen Vorgang kleidet, vor 23 Jahren in seiner Schrift »Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben« ausgeführt hat. Aber so viel auch bei uns Jahr für Jahr gegen den Krieg geschwatzt und geschrieben wird: Dieses beste Werk unserer Friedensliteratur wäre verschollen geblieben, wenn nicht im August 1899 — nach der Beendigung der Friedensconferenz — die ‚Fackel‘ (Nr. 13) seinen Gedankengang erzählt hätte. Heute sei daran nochmals nachdrücklich erinnert.

* * *

»Als er sich 1888 um den Lehrstuhl der Naturwissenschaften in Gent bewarb, wurde er, als Jesuit, von den liberalen Blättern heftig befehdet, aber die Zeugnisse, welche ihm die Gelehrten aller Länder ausstellten, bewirkten seine Ernennung.« . . . . Die ‚Neue Freie Presse‘ hat am 27. März in einer Notiz über den Austritt des Jesuiten Renard aus der Kirche dieses vernichtende Urtheil über die Kritik niedergeschrieben, die von den liberalen Blättern an wissenschaftlichen Leistungen geübt wird. Der frische Muth, mit dem einst die liberale Presse in Oesterreich jeden Gelehrten angriff, der nicht auf ihre politische Meinung schwor, ist freilich längst abhanden gekommen, und die ‚Neue Freie Presse‘ begnügt sich heute zumeist,

jene Professoren, die sich der Mitarbeit am ‚Economist‘ nicht schämen, zu loben, die anderen zu ignorieren. Aber wessen die Bacher & Benedikt sich nicht mehr unterfangen, das wagt der Socialpolitiker Isi Singer: er lässt in seiner ‚Zeit‘ den Historiker Pastor von dem Exjesuiten Hoensbroech angreifen, der zwar nicht Geschichte, aber doch zahlreiche Geschichten geschrieben hat, die die Knaben vom Schottenring gerne hören.

* *
*

In Nummer 68 wies ich Beamte und Beamtinnen der Volksversicherungsgesellschaft »Universale«, die über Ausbeutung klagten, an die ‚Arbeiter-Zeitung‘, die ja ihrem Programm gemäß berufen sei, Uebelstände, unter denen Angestellte leiden, aufzudecken. »Und da die ‚Arbeiter-Zeitung‘«, schrieb ich, »meines Wissens gegenwärtig keine Inserate der ‚Universale‘ bringt, sehe ich nicht den entferntesten Grund, zu bezweifeln, dass man auch Ihren Klagen Gehör schenken wird, wenn sie sich als stichhältig erweisen.«

Ich sehe mich genöthigt, diese Bemerkung — theilweise wenigstens — zurückzuziehen. Ob sich das Personal der »Universale« an die ‚Arbeiter-Zeitung‘ gewendet hat, weiß ich freilich nicht. Aber dass das Organ der österreichischen Socialdemokratie gegenwärtig keine Inserate der »Universale« bringt, war eine vorschnelle Behauptung, die ich bereue. Ich bin wirklich oft leichtfertig und mit allerlei Insinuationen schnell bei der Hand. Ein Blick in die Nummer der ‚Arbeiter-Zeitung‘ vom Sonntag, 10. März, verschaffte mir nachträglich die Ueberzeugung, dass ich »falsch informiert« war. Aber ich habe bona fide gehandelt. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hatte nämlich schon so viele seitenfüllende Inserate der »Universale« gebracht, dass sie mir in diesem Punkte bereits saturiert schien. Ich glaubte an eine Besserung, und sie war so boshaft, mich sogleich zu desavouieren. Ich glaubte, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ mindestens in den Tagen, da die Beschwerden der Beamten und Beamtinnen durch Vermittlung eines christlichsocialen Tagesblattes in die Oeffentlichkeit drangen, ihnen nicht mit einer Annonce ihrer Ausbeuter antworten könne; ich hatte geirrt. Der »Universale« schien der Zeitpunkt zum Inserieren gerade gelegen. Wie theuer das am 10. März

abgedruckte Animierprogramm dieser so ersprießlich wirkenden »Volksversicherungsgesellschaft« ist, weiß ich nicht; aber sein Preis übersteigt wohl weit den Monatsgehalt eines der von den Directoren der Universale »Ausgebeuteten«, die ich mit ihrer Klage an die ‚Arbeiter-Zeitung' gewiesen habe. Ich thue dies auch heute wieder und hoffe, dass die Redaction des socialdemokratischen Blattes sich durch den Anblick des schönen Inserates und durch die Möglichkeit, es zu verlieren, nicht abhalten lassen wird, ihre Pflicht zu erfüllen und die Hilfesuchenden gegen inserierende Ausnützer menschlicher Arbeitskraft zu schützen. Dann aber mag sie der Frage nachsinnen, ob sich ein Proletarierblatt, das die Ankündigungen der gefährlichsten Volksversicherungsgesellschaften veröffentlicht, nicht überhaupt mitschuldig macht an einer der schlimmsten Ausbeutungen der arbeitenden Bevölkerung. Wie schrieb doch das Berliner Bruderblatt, der ‚Vorwärts', über Inseratengebräuche der bürgerlichen Presse? »Es ist schwer zu entscheiden, wer ein zweifelhafteres Gewerbe betreibt, diejenigen, die sich zu solchen Diensten anbieten, oder die Presse, die die Vermittlerin spielt.«

* * *

Zu einer der prononciertesten Reclamefiguren der Wiener Presse scheint sich ein Herr Alexander König ausbilden zu wollen. Wenn der Localredacteur ihn als wohlthätigen Spender oder als Besucher des Industriellenballes anführt, so preist der Volkswirt seine Verdienste um die Hebung der dalmatinischen Industrie. Und nur der Gerichtssaalredacteur steht abseits und denkt der Zeiten, da er Herrn König als Zeugen in einem recht merkwürdigen Processe gegen eine Trafikantin schildern konnte.

Man sollte es nicht für möglich halten — aber es ist so: Dalmatien hat seit neuestem eine Industrie. Sowie eines Tages ein Herr namens Kranz als uneigennütziger Retter der Holzschätze Bosniens auftauchte und mit Hilfe des Herrn Kallay alsbald die kleine Advocaturskanzlei mit einem Palast in der Alleegasse vertauschen konnte, so ist jetzt Herr Alexander König zur Entdeckung der Kohlenschätze Dalmatiens beordert worden. Eben noch schlichter Glaserkitterzeuger und Fettproductenhändler, wird er von flinken »Volkswirten« als Träger der deutschen Cultur in Dalmatien, als Pionnier der österreichischen Industrie gefeiert. Die Asphalt-

und Kohlengruben Dalmatiens haben, wenn man der Schmockpresse glauben darf, sich schon längst nach Herrn König gesehnt, aber der Nimmermüde hat »auch den sonstigen Mineralvorkommen« des Landes seine »Aufmerksamkeit« zugewendet. Was keiner vor ihm gesehen, Herr König sah es: »Er war der erste, welcher die betheiligten Kreise darauf aufmerksam machte, dass in Dalmatien ganze Berge aus Bauxit bestehen.« Und siehe da, der Volkswirt des ‚Neuen Wiener Tagblatt', der ja auch zu den betheiligten Kreisen gehört, jubelte ob dieser Entdeckung des Wundermannes, der — ein wahrer Alexander König Midas — alles, was er berührt in Gold, Kohle, Asphalt oder Bauxit verwandelt. Noch mehr. Herr König fahndet im südlichsten Gebiet von Dalmatien nach Marienglas. »Dieses fand sich nun zwar nicht, wohl aber traf man Quecksilber an, das nicht nur gebunden, als Zinnober, sondern auch gediegen vorgefunden wurde.« »Man kann sich denken«, ruft das ‚Neue Wiener Tagblatt', »dass die Dalmatiner für einen Mann wie A. König Feuer und Flamme sind. Man ernennt ihn zum Ehrenbürger, in den Zeitungen erscheinen feiernde Artikel und, was bei dem Furor, mit dem sich die Parteien in Dalmatien bekämpfen, besonders in Erstaunen versetzt, man kann wahrnehmen, dass die Zeitungen aller drei Parteirichtungen plötzlich einig sind« — einig in der Bewunderung des König'schen Unternehmungsgeistes, vor dem aller Zwist der Parteien schweigen müsse. Nachdem die liberale Presse zum Preise des Herrn König — zum festen Preise — gesprochen hat, kommt der Abgeordnete Biankini und erschließt dem Manne das Reclamefeld des Parlaments. Und der bekannte ‚Barreau'-Advocat Elbogen schreibt einen Artikel für das ‚Wiener Tagblatt', in dem er in Posaunentönen verkündet, nicht nur Dalmatien, nein, ganz Oesterreich werde dem Wirken des Herrn König seine wirtschaftliche Wiedergeburt danken. »Eine neue österreichische Frage« ist nach Herrn Elbogens Meinung, dank dem Eingreifen des Herrn König, plötzlich aufgerollt worden. Aber wir können sie stilgemäß nur wieder mit einer Frage beantworten: Was sagt der Disciplinarrath der Advocatenkammer dazu?

* * *

Die Reclame-Vertheidiger haben jetzt gute Zeiten. Einer nach dem andern wird durch Zwischenrufe von der Geschwornenbank unterbrochen, und die Zwischenrufe werden jedesmal durch das ange-

nehme Echo der Tagespresse verstärkt. Neulich war Herr Morgenstern an der Reihe. Ich hatte ihn kurz vorher als geeignetsten Candidaten für eine Unterbrechung durch Geschworne empfohlen, hatte bedauert, dass ihm nicht schon während seines »Schenker & Comp.«-Plaidoyers diese Ehre zu theil geworden ist. Nun vertheidigte er den Herausgeber eines unserer gemeinsten Zotenblätter und ließ sich die Gelegenheit sicherlich nicht entgehen, die Freiheit der Kunst gegen Lex Heinze-ähnliche Bestrebungen zu proclamieren. Darauf gibt es — zur Wahrung des Anstandes im Gerichtssaal — nur die eine Antwort: Schluss! Schluss! Freilich wird auf der Geschwornenbank das Temperament bald wieder der Besonnenheit Platz machen müssen. Je öfter man nämlich die Reclame-Vertheidiger unterbricht, desto üppiger werden sie. Der gute Zwischenruf ist für die Leute vom ‚Barreau' ein Surrogat für den guten Ruf.



RACHE IM AUSLAND.

Wollte ich das ungeheure Material von Lüge und Tücke, Rachsucht und Niedrigkeit bewältigen, das der Process der beiden Unzertrennlichen gegen die ‚Fackel' dem Kenner unserer Literatur- und Presseverhältnisse erschlossen hat, ich wäre genöthigt, die folgenden zwei Jahrgänge des Blattes so löblichem Beginnen zu reservieren. Das ist nun leider nicht möglich, und so muss ich mich denn bescheiden, aus dem Meer von Gemeinheit, das mich einsamen Schiffer umbrandet hat, dann und wann ein bescheidenes Maßkrüglein der Erinnerung zu schöpfen.

Ich versprach, von der Rache zu erzählen, die die ‚Neue Freie Presse' im Auslande an mir geübt hat. Sie wird ihr, wenn es noch Richter in Oesterreich gibt, die eine schändliche Verdächtigung ihrer Unbefangenheit nicht ungeahndet lassen, bitterer schmecken als mir.

Man darf nicht glauben, dass Sympathien und Antipathien des herrschenden Blattes bloß in diesem selbst zum Ausdruck oder

Nichtausdruck gelangen. Wenn sich's die Abonnenten gefallen lassen, so hat die ‚Neue Freie Presse' vollkommen recht, die Ereignisse nach Gutdünken zu censurieren und aus dem Weltbild die Herrn Benedikt unbequemen Erscheinungen hinwegzudecretieren. Ob ein Nachrichtenblatt seinen Abnehmern Nachrichten willkürlich vorenthalten darf, ist höchstens eine civilrechtliche Frage, deren Entscheidung ein muthiger Abonnent der ‚Neuen Freien Presse', der zu einer Demonstration seines Unwillens entschlossen wäre, gewiss herbeizuführen vermöchte. Mich interessiert diese Seite der Angelegenheit wenig. Ich kann nur sagen, dass ich mir für künftige Processe eine objectivere Berichterstattung als die unseres ersten Blattes nicht wünschen kann und dass ich sie der perfiden Gesprächigkeit, die beispielsweise das ‚Neue Wiener Tagblatt' bei jener Gelegenheit bewiesen hat, entschieden vorziehe. Ich bin im Grunde überhaupt nicht gegen das Todtschweigen. Ich halte die Meinungsmacherei für die schlimmste Feindin jeglicher Cultur und glaube, dass wir die arg Bedrohte retten können, wenn es uns erst gelingt, Herrn Itzig zum Schweigen zu bringen, dessen gedrucktem Wort die Gehirne längst besser parieren als allen sichtbaren Autoritäten des Staates. Der aus Neigung schweigende Itzig ist das Ideal, dem wir zustreben müssen; das heute noch mit Geld erkaufte Maulhalten wird entwertet, und wenn die Journalistik auf die Druckerschwärze, die sie nur missbrauchen könnte, jeweilig einsichtsvoll verzichten lernt, so führt solch gesunde Entwicklung endlich zur völligen Unterdrückung jener gefährlichen, in Großbetrieben erzeugten Tagesmeinung. Man mag solche Sehnsucht aus einem papiernen ins goldene Zeitalter reactionär nennen und vor dem Ausschütten des Kindes mit dem Bade warnen. Aber ich glaube, dass wir das Kind in ein Bad, durch das es schmutziger wurde, überhaupt nicht setzen durften, dass wir es, wenn es in der Flut ertrank, nicht mehr zum Leben erwecken werden und dass uns nichts als die Hoffnung auf ferneren, besser zu behütenden Nachwuchs bleibt...

Aber, weil Herr Schmock einmal aus reinen Motiven, nämlich aus Gehässigkeit, schwieg, darum sind so weitschweifende Betrachtungen noch nicht am Platze. Und ich laufe beinahe Gefahr, die Rache zu vergessen, die er, im Inlande zur Stummheit verurtheilt, jenseits der Grenzpfähle an mir geübt hat. Die Redacteure der ‚Neuen Freien Presse' also, von denen das Wiener Publicum so wenig über meine

Existenz erfahren kann, pflegen mit ihrer Meinung über mich in München, Berlin, Hamburg, Breslau, ja sogar in Petersburg ansehnliche Feuilletonhonorare zu verdienen. Der Process Bahr-Bukovics war eine famose Gelegenheit, reichsdeutsche Leser mit Wiener Briefen, Wiener Chroniken, Wiener Plaudereien heimzusuchen, und da die Sonntagshumoristen der ‚Neuen Freien Presse‘, mit ihrem heimatlichen Wirkungskreise nicht zufrieden, neuestens die internationale Langweile besorgen, so konnte man unter den Feuilletons der ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘, des ‚Hamburger Correspondenten‘, der ‚Breslauer Zeitung‘, die sich mit dem Process beschäftigten, die Namen der vom Lesepublicum gefürchtetsten Satiriker Wiens erblicken. Da ist zum Beispiel ein Herr namens Ludwig Bauer, den die ‚Neue Freie Presse‘ beordert hat, dem Münchener Publicum mit einer total missverständlichen Darstellung des Processthemas lästig zu werden. Herr Ludwig Bauer ist ein Sonntagshumorist, der es in jungen Jahren und in einer verhältnismäßig kurzen literarischen Wirksamkeit verstanden hat, seine schärfsten Widersacher zu entwaffnen und jeden Widerspruch, der sich gegen sein Auftreten regen mochte, im Keime zu ersticken: Der Widerspruch verlief in Gähnen und alle Feindschaft schlief. Wurden die Arbeiten seines Collegen St—g, von dem ich später noch sprechen muss, vielfach als ein Brechmittel empfunden, so hat Bauers Art, zu plaudern, mehr wie ein Schlafmittel gewirkt, und so mag es zu erklären sein, dass man ihn an einem ohnehin der Ruhe gewidmeten Tage nach einer Woche voll Plagen dem anspruchsvolleren Collegen vorzog. Dies hat ihn leider übermüthig gemacht. Und so geht er hin und verkündet in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘, wie folgt: »Ich halte mit Herrn Karl Kraus und consequenter, als er es gethan, Hermann Bahr für einen Geschmackverderber und Schädling. Das ließe sich aus der ganzen öffentlichen Thätigkeit dieses Mannes auf das Genaueste und Nützlichste nachweisen.« Herr Ludwig Bauer hält also consequenter als ich Herrn Bahr für einen Schädling, und — man kann dies aus der ganzen Thätigkeit Bahrs nachweisen. Es ist ja auch immerhin möglich. Ich habe nämlich bloß seit zehn Jahren ohne Unterlass in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren Herrn Bahr als einen Schädling beschrieben, und ich glaubte bisher immer, mir auf diese Consequenz etwas einbilden zu können. Herr Ludwig Bauer aber ist, wie er nun nach München meldet, im Meinen consequenter,

und es ist auch, da man ja viel öfter zum Meinen als zum Schreiben kommt, durchaus möglich, dass er recht hat. Außer in einer schlechten Broschüre über das Burgtheater erinnere ich mich einen Niederschlag seines Meinens über Herrn Bahr nirgendwo gefunden zu haben. Aber das große Publicum, das jenen Aufsatz nicht kennt, ist eben auf die schriftstellerische Thätigkeit Bahrs angewiesen, aus der man »auf das Genaueste und Nützlichste nachweisen« kann, dass Herr Bauer ihn für einen Schädling hält. Aus dem Münchener Feuilleton des Herrn Bauer kann ich bloß auf das Genaueste nachweisen, dass er die Frage der Incompatibilität, über die er breit schwätzt, nicht verstanden hat. Herr Bauer ist der Meinung, es habe sich in dem Processe darum gehandelt, die Berufe des Schaffenden und des Kritisierenden für unverträglich zu erklären, und er strapaziert zum Beweise der Vereinbarkeit Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Grillparzer, Laube und Otto Ludwig, die sich alle dramatisch bethätigt und zugleich mit der Theorie des Theaters beschäftigt haben. Er hätte nach Otto Ludwig auch gleich Ludwig Bauer citiren können, dem vom Burgtheater ein Stück abgelehnt wurde und der sich doch nicht abhalten ließ, Herrn Schlenther anzugreifen. Herr Bauer mag unbesorgt sein: Incompatibel wäre es erst zu nennen, wenn Herr Schlenther sein Stück angenommen und er das Burgtheater gelobt hätte, und incompatibel nannte ich im Falle Bahr bloß die Vereinigung der kritischen Thätigkeit über ein Theater mit dem dramatischen Schaffen für dasselbe Theater.

Es war mir wichtig, zu zeigen, welcher Art die Leute sind, denen man es gestattet, vor dem Publicum eines großen auswärtigen Blattes das Wiener Geistesleben zu repräsentieren. Sonst wäre es mir nicht im Schlafe, der mich nach der Lectüre eines Sonntagshumoristen jedesmal umfängt, eingefallen, mich mit Herrn Ludwig Bauer zu beschäftigen. Und so will ich's bei Herrn Servaes umso kürzer machen. Herr Servaes freut sich. Nicht nur, weil er mit meinem Process ein hübsches Feuilletonhonorar beim ‚Hamburger Correspondenten' verdient hat, sondern auch, weil ich mit einem noch größeren Betrage, wie er sich ausdrückt, »freundlich hineingelegt« wurde. Herr Servaes war immer ein schlechter Musikant; aber die Wiener Sitten scheinen auch seinen Charakter verdorben zu haben. Hätte er, solange er noch in Berlin als stiller Literat lebte, sich je dazu hergegeben, einer Clique zuliebe die Ver-

urtheilung eines Gegners mit schadenfrohem Geheul zu begrüßen oder gar Herrn Hermann Bahr einen »makellosen Ehrenmann« zu nennen? Im übrigen übertreibt er, wenn er mich »Wiens Gottesgeißel, einen ins Moralisch-Sociale übersetzten König Attila« nennt, der »nicht nur keinen Pardon gibt, sondern wie ein betlehemitischer Kindermörder wahllos drauf loswüthet, Schuldige und Unschuldige vor sich niedermähend«. Na, Serwas Franz! Ich kann mich bedanken. Und all dies, weil ich den Herrn ob seines wienerischen Bemühens und seiner kunstkritischen Irrungen hin und wieder angeulkt habe! Pathetisch ruft er, dem eine große Genugthuung widerfahren zu sein scheint, zum Schlusse seines Feuilletons: »Es gibt also doch auch noch Richter in Wien!«

Während nun der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse‘ an eine Vergeltung glaubt und mit dem Ausgang des Processes vollauf zufrieden ist, hat sich der Localredacteur, Herr St–g, die Berufung gegen das Strafausmaß vorbehalten. Ihm hat das Urtheil eine Enttäuschung bereitet. Auch er ruft ähnlich seinem Collegen Servaes: »Es gibt noch Richter in Oesterreich!« Aber er meint es, als geborener Satiriker, nicht pathetisch, sondern ironisch. Er meint, es gebe noch Richter in Oesterreich, die — sich beeinflussen lassen und die in einem Falle, wo jeder schweren, mehrmonatlichen Arrest erwartet hätte, dem Angeklagten eine so lächerlich geringe Strafe auferlegten. Wer's nicht glaubt, verschaffe sich jene Nummer der ‚Breslauer Zeitung‘, in der Herr St–g seinen »Wiener Brief« über den Process Bahr-Bukovics veröffentlichte. »Das Verdict in diesem Processe«, meinte er, »war wirklich keine Sensation. Eher schon das Urtheil. Die ergrautesten Juristen vernahmen mit Erstaunen, dass über den Angeklagten keine Freiheitsstrafe, sondern eine Geldbuße verhängt wurde.« . . . Es wird sicherlich Leser geben, die dem sie allsonntäglich peinigenden Schmucknotizenschmock einen solchen Blutdurst nicht zugetraut hätten. Ich freilich muss gestehen, dass ich über die Ordinärheit der Gesinnung, die sich in diesem »Wiener Brief« kundgibt, nicht im geringsten erstaunt war. Jeder äußert seine Wuth in der ihm geläufigen Weise, und in niedriger organisierten Individuen muss sie naturnothwendig die schäbigsten Empfindungen auslösen. Und einen triftigen Grund, wüthend zu sein, kann ich Herrn St–g, dessen Geschmacksattentate und humoristische Störung der Sonntagsruhe ich

hin und wieder gewürdigt habe, nicht absprechen. Wenn also Herr St—g, der bis zur ersten Nennung seiner Chiffre in der ‚Fackel‘ einer meiner glühendsten Verehrer war — ich machte diesem peinlichen Zustand ein rasches Ende —, mich heute beschimpft, so finde ich dies vollkommen natürlich. Zur Herstellung der normalen Lage gehört nämlich nicht nur, dass ich Herrn St—g missbillige; so lange er nicht auch mich missbilligt, habe ich nicht das Gefühl der Beruhigung. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, dass ein Mitglied des Ballcomités der »Concordia« mit einer heimlichen Sympathie für mich umherschleicht, und ich athmete auf, als ich den »Wiener Brief« in der ‚Breslauer Zeitung‘ las, jenem ehrsamen Blatte, das mich heute an derselben Stelle heruntermachen lässt, an der ich selbst durch zwei Jahre — in der Periode meiner Unbewusstheit — Wiener Briefe veröffentlicht habe. Herr St—g beschimpft mich sachlich und persönlich, er macht sich über meine literarischen und sogar über meine körperlichen Qualitäten lustig. Meint er's nur wirklich ehrlich? Ist er nicht etwa bloß durch meine geringe Meinung von seinem Humor beeinflusst? Banger Zweifel befällt mich. Wie? Herr St—g behauptet, die Clique, gegen die ich ankämpfe, existiere überhaupt nicht? Und er flegelt Herrn Pötzl an, der mir angeblich in »verschwiegener Kaffeehausecke« etwas über einen »unbequemen Collegen« zugeraunt hat? Ja, erinnert sich denn Herr Julian Sternberg nicht, dass er vor kaum zwei Jahren noch in verschwiegener Gasthausecke sich mir als die einzig fühlende Brust unter Larven, als den unter dem »Concordia«-Zwange ächzenden freien Literaten vorgestellt und gestöhnt hat, ich hätte noch lange keine Ahnung, wie's mit der Clique in Wirklichkeit stehe, er hege ja dieselben Ansichten und würde, wenn er nur reden dürfte, noch ganz andere Dinge zu erzählen wissen? Nun, ich will annehmen, dass Herr St—g damals posiert oder sich seither seiner Umgebung innerlich assimiliert hat. Die Seelenkämpfe, die er durchmachen musste, bevor er Sonntagshumorist der ‚Neuen Freien Presse‘ wurde, haben hoffentlich keine Spuren der Verbitterung in ihm zurückgelassen. Ich begrüße es freudig, dass dieser Julian mir abtrünnig ward, aber ich musste ihn doch an die Zeiten erinnern, da er sich schämte, ein Genosse des Spiegel genannt zu werden, und stolz darauf war, die Zuwendung des Reinertrags eines Abends von »Venedig in Wien« an die »Concordia« vereitelt zu haben. Und ich muss es vor allem als eine Frechheit ohne-

gleichen bezeichnen, dass er einem angesehenen Wiener Schriftsteller, der mich seiner Sympathie für meine Bestrebungen nie in so aufdringlicher Form wie Herr St—g versichert hat, »bewundernswerte Scrupellosigkeit« nachsagt. Ich bedaure es lebhaft, dass Herr Pötzl selbst das seinige dazu gethan hat, den Verdacht, er hätte sich meiner gegen seinen Redactionscollegen Bahr »bedient«, zu erwecken. Ich hatte in meinem Plaidoyer seine vortreffliche Gesinnung in Gegensatz zu dem Treiben des Bahr gebracht und ein Lob citiert, das Herr Pötzl öfter in großem Kreise dem reinigenden Wirken der ‚Fackel' gespendet. Das war mein gutes Recht. Herr Pötzl aber begieng gegen sich und mich ein schweres Unrecht, in einer hastig hingeworfenen Erklärung von einem »Missbrauch« zu sprechen. Das redactionelle Gleichgewicht ist freilich hergestellt. Aber ich muss ihn gegen die Anschuldigung, die er gegen sich erhebt, als hätte er sich je mir gegenüber privatim über einen Collegen abfällig geäußert, nachdrücklich in Schutz nehmen, und ich kann nicht umhin, meinem Bedauern Ausdruck zu geben, dass unsere traurigen Presseverhältnisse einen so ausgezeichneten und ehrenhaften Mann zwingen, sich selbst so in jeder Beziehung Unrecht zu thun. Ich hätte ihm die nachträgliche Erörterung dieser leidigen Angelegenheit gewiss erspart, wenn mich nicht Julians ungezogene Bemerkung provociert hätte.

Aber weder dieser noch die gegen mich gerichteten Ausfälle würden eine ausführliche Würdigung eines Wiener Briefes von St—g rechtfertigen. Was ich bisher darüber sagte, sollte lediglich den Zweck haben, mich von dem Verdachte persönlicher Verletztheit freizusprechen, wenn ich im Folgenden daran gehe, etwas zu unternehmen, was einer Strafanzeige gegen Herrn Julian Sternberg, Localredacteur der ‚Neuen Freien Presse', aufs Haar gleichkommt. Nicht, weil er meine Verurtheilung als zu milde empfindet, wünsche ich die seine. Seine Erklärung der milden Strafe ist es, die mich im öffentlichen Interesse zur Strafanzeige gegen St—g nöthigt. Ich mache also die drei Richter, die mich verurtheilt haben, in aller Form auf die Nummer der ‚Breslauer Zeitung' vom 3. März aufmerksam. Dort werden sie die klare Beschuldigung ausgesprochen finden, dass sie im Processe Bahr-Bukovics gegen die ‚Fackel' nicht nach bestem Wissen und Gewissen gerichtet haben, sondern dass sie zu meinen Gunsten beeinflusst waren. Ich bin verurtheilt worden,

weil ich einem Theaterkritiker zugemuthet habe, dass er sein Urtheil von außerhalb der kritischen Erwägung liegenden Momenten bestimmen lasse. Herr Julian Sternberg sagt darüber: »Man erfuhr, von welchen Zufälligkeiten es abhängt, ob die persönliche Ehre eines unbescholtenen und ehrenhaften Menschen in den Koth gezerrt wird oder nicht«, und er nennt mich einen Verleumder. Und sechs Zeilen nachher verleumdet er mit einem Federstrich die österreichische Justiz, muthet er drei Richtern zu, sie hätten ihr Urtheil durch außerhalb des Processthemas liegende Momente, durch eine Rücksicht auf ihre Carrière, durch einen Wink von oben bestimmen lassen. Ich wage es nicht, den Wortlaut der Stelle hier zu wiederholen; der Staatsanwalt wäre verpflichtet, wegen Verbreitung einer schweren Amtsehrenbeleidigung die Confiscation meines Blattes vorzunehmen. Ich kann, was Herr Sternberg sich in Breslau zu schreiben getraut, nur mit schwachen Worten andeuten. Nie ist eine wahnwitzigere Verdächtigung grundloser vorgebracht worden. Mit einem Riesenmateriale habe ich die Beeinflussung des Richters in Theatersachen belegt. Was führt Herr Sternberg an, um die Befangenheit der Richter in Strafsachen zu beweisen? Ich habe einem Theaterunternehmer imputiert, dass er ein Interesse daran habe, die Kritik günstig zu stimmen. Herr Sternberg beschuldigt einen hohen Verwaltungsbeamten, den er ausdrücklich nennt, er habe die Richter zu meinen Gunsten beeinflusst, ihm sei es zuzuschreiben, dass mir eine Freiheitsstrafe erspart geblieben ist. »Das Urtheil«, meint er, »war ein echt österreichisches« und »es gibt kaum etwas Schwarzgelberes als die Thatsache«, dass selbst die größten Anticorruptionisten den Weg durch Hinterthürchen finden und sich einer Protection von oben erfreuen . . . Und was bringt Herr St—g zum Beweise dafür vor, dass der gewisse hohe Beamte für mich, den unabhängigen Schriftsteller, bei unabhängigen Richtern interveniert hat? Er wurde »schon Wochen vor diesem Process in der ‚Fackel' auf das Aufdringlichste belobt und gepriesen«. Julian lügt. Anderthalb Jahre vor dem Process, ein volles Jahr vor der Ehrenbeleidigung wurde die Thätigkeit jenes »einflussreichen Mannes« in der ‚Fackel' gewürdigt, wie sie es verdiente. Angriffe in der ‚Fackel' haben sich bisher immer noch als carrièrefördernd bewährt und sind bei Subalternen sehr beliebt, und ein in diesem Blatte gespendetes Lob wird auch den höchststehenden öster-

reichischen Beamten nicht gerade mit Dankbarkeit erfüllen. Aber ein verteufelter Einfall ist es, einer vor anderthalb Jahren gedruckten Anerkennung die Wirkung einer Cabinetsjustiz zu meinen Gunsten zuzuschreiben. Wie viele Mächte hätte ich nicht in all der Zeit durch Angriffe zu einer feindlichen Intervention reizen müssen! Dass die Logenbrüder des Herrn Sternberg — etwa durch geschäftliche Verbindungen — die Geschwornen bearbeitet haben sollten, würde ich, so sehr ich auch der gesellschaftlich vielerlei wirkenden Freimaurerei misstraue, für ein Ammenmärchen halten. Aber habe ich nicht selbst hohe Gerichtsfunctionäre, denen die Möglichkeit einer Einflussnahme schon örtlich leichter gegeben ist, in der ‚Fackel‘ angegriffen? Wenn ich es auch nur anzudeuten wagte, dass den Präsidenten des Oberlandesgerichtes, Herrn Baron Kallina, bis zum Tage der schweren Verurtheilung, die mich getroffen, ein alter Aerger über eine gegen ihn gerichtete Bemerkung der ‚Fackel‘ drückte, ich würde mit vollem Rechte ausgelacht, wenn nicht wegen Amtsehrenbeleidigung angeklagt .... Aber Herr Sternberg ruft, da er das Bubenstück vollbracht, höhnisch über die Grenze: »Es gibt noch Richter in Oesterreich!« Das wollen wir hoffen. Richter, die so frechen Zweifel an ihrer Reinheit nicht ungestraft lassen werden.

Der Fall St—g erschien mir typisch für die Entartung unserer journalistischen Sitten. Er zeigt, welchen Gebrauch die Leute, die sich in meinem Falle nicht laut genug über »Verleumdung« und »Ehrabschneiderei« entsetzen konnten, von der Waffe der Feder machen, wenn sie sie aus Rancune führen und ohne persönliche Verantwortung zu führen wähnen. Herr Julian Sternberg, der sich im Inlande höchstens jubilierende Greise, Jourdamen und Ringkämpfer mit seiner Satire zu behelligen getraut, ist rasch entschlossen, den österreichischen Richterstand dem Ausland als eine Gesellschaft corrupter Streber und auf den Regierungswink gehorchender Memmen zu schildern, wenn es ihm keine weiteren Mühen verursacht, als einmal im Monat über die Grenze zu spucken. Ich verlange, dass Herr Sternberg von amtswegen aufgefordert wird, zu beweisen, dass ich die bei Erhärtung der bona fides des Angeklagten übliche Umwandlung der Arrest- in eine Geldstrafe einer Beeinflussung des Gerichtshofes zu danken habe. Der Staatsanwalt wird diesem Verlangen schon mit Rücksicht auf die Wiener Stellung des Verleumders der österreichischen Justiz ehestens entsprechen müssen. Der Gedanke, dass die Staats-

gewalt sich an einen der ,Neuen Freien Presse' nahestehenden Delinquenten nicht herantraut, wäre beinahe so unerträglich wie der Gedanke einer Beeinflussung der richterlichen durch die Staatsgewalt.

* * *

Die »Concordia«, der Verein für Armuth und Bettelei, betreibt die Auswucherung der Theater mit einer allen Einschüchterungsversuchen trotzenden Ungeniertheit am hellichten Tage weiter. Und die Directoren der Wiener Theater raufen jetzt förmlich um die Ehre, um das Reinerträgnis einer Vorstellung ärmer zu werden, und lechzen nach der Gelegenheit, den Witwen und Waisen der Theaterkritiker das heimzuzahlen, was diese an ihnen gesündigt haben. Wenn's niemand hört, wird über den unerträglichen Zwang, dem man unterworfen sei, gejammert; aber keiner der Wiener Directoren wagt es, der ohnehin durch Tantièmen und tägliche Freikarten saturierten Sippe den Brotkorb höher zu hängen. Vollends widerwärtig und unnatürlich erscheint dieses Ausbeutungsverhältnis zwischen Presse und Theater, wenn der Zehent nicht aus den Cassen der Theaterunternehmer, sondern aus den Taschen frohndender Theaterangestellter geholt wird. Nie hat man das Gefühl, dass unsere liberale Journalistik eine Parasitenexistenz führt, intensiver empfunden, als der Thatsache gegenüber, dass Mitglieder der Hofoper, die außerhalb ihres Theaters für den eigenen Pensionsfonds eine Art Akademie veranstalteten, die Hälfte des Reinertrages an die »Concordia« abliefern mussten. Sicherlich gibt es keine Kategorie von Staatsbürgern, der sich in so umfassender Weise die öffentliche Aufmerksamkeit zuwenden würde, die so von allen Seiten umworben wäre, wie die Witwen und Waisen der annoch in ihrer Sünden Stilblüte wirkenden Wiener Journalisten. Da es wohl keine öffentliche Institution mehr gibt, die nicht zu Abgaben an die »Concordia« verhalten wäre, so könnte das Publicum wenigstens verlangen, dass über die einlaufenden Summen von

Zeit zu Zeit öffentlich Rechnung gelegt werde. Niemand zweifelt, dass die Gelder wirklich den dereinst in Ueberfluss schwelgenden Witwen und Waisen vorbehalten werden. Aber der Pensionsfonds der »Concordia« hat ja auch die Aufgabe, den Mitgliedern selbst bei eintretender Arbeitsunfähigkeit gewisse Bezüge zu garantieren; und gerade in diesem Punkte scheint mir die Grenze nicht leicht zu finden, da ja bei vielen unserer Journalisten die Arbeitsunfähigkeit zumeist schon dann einzutreten pflegt, wenn sie eben erst zur Feder gegriffen haben. Wie groß ist denn eigentlich jener sagenhafte Pensionsfonds, dem jedes Jahr das Reinerträgnis von mindestens fünfzig ausverkauften Theaterabenden zufließt, dem Banken und Bahnen tributpflichtig sind, und für den selbst arme Schauspieler bluten müssen, wenn sie eben daran sind, für ihre eigenen Nachkommen, für ihr eigenes einkommenloses Alter zu sorgen? Der Zufall — jene einzige Einrichtung in unserem öffentlichen Leben, der man zu der »Concordia« keine geregelten Beziehungen nachweisen kann – lässt mich in den Besitz eines Documentes gelangen, das wenigstens über die Anfänge des »Pensionsfonds« genügenden Aufschluss zu ertheilen scheint. Es ist das vergilbte Exemplar einer Drucksorte, die wohl nur für die Mitglieder oder gar bloß für die Administration des Vereines bestimmt war. Es zeigt, aus welchen Mitteln der Besitzstand der »Concordia« gebildet wurde, bevor man darangieng, an die Mildthätigkeit der Theaterdirectoren zu appellieren, aus welchen Kreisen sich die ersten Gönner einer Vereinigung von unabhängigen Männern der Feder recrutiert haben. Banken, Bahnen und ähnliche Institute, daneben Bankdirectoren persönlich und eine unübersehbare Schar mildthätiger Jobber, die die Bedeutung einer starken liberalen Presse rechtzeitig erkannten. Die Namen Rothschild, Springer, Todesco, Reitzes, Leon, Mauthner scheinen in der Geschichte des Pensionsfonds der »Concordia« eine große Rolle zu spielen; aber auch Männern, wie Teitelbaum und

Jaques Ehrenzweig, muss unsere Publicistik jederzeit ein dankbares Erinnern bewahren. Die Liste der Wohlthäter lautet:

Verzeichnis
der für den
Pensionsfonds der »Concordia«
eingegangenen Spenden.

I. Ausweis.

	fl.
Anglo-österr. Bank	5000
K. k. pr. Credit-Anstalt für Handel & Gewerbe	5000
Union-Bank	5000
K. k. priv. österr. Boden-Credit-Anstalt	3000
Wiener Bankverein	2000
Herr Max Freiherr von Springer	4000
„ Friedrich Ritter von Leitenberger	1000
Frau Regina Friedländer (in Vollstreckung des Testaments ihres verstorbenen Gatten Herrn Dr. Max Friedländer)	1000
Herr Gustav Leon	1000
„ O. B. Friedmann	300
„ Carl Rosenberg	300
„ Josef Mauthner	200
„ Ernst Pontzen	100
„ Rudolf Schlesinger	100
„ Johann Rosauer	100
„ Julius Fränkl	100
„ Heinrich Hürsch	100
„ Moriz Mayr	100
„ Hugo Schück, Director der Interventions-Bank 15.000 fl. Papierrente	
Herren Weiss & Fischhof . . . . 1000 fl. Papierrente	
Herr Dr. v. Ivancic . . . . 200 „ „	
„ Max Mauthner . . . . 200 „ „	

II. Ausweis.

	fl.
Niederösterr. Escompte-Gesellschaft	3000
K. k. priv. oestr. Vereinsbank	2000
N. N.	2000
Herr Friedrich Freiherr v. Schey	1000
„ Dr. Adolf Weiss	1000
„ Dr. Gustav Robert Gross	500
Oesterr. Hypothekar-Credit u. Vorschuss-Bank und durch dieselbe	1100
Oesterr. Hypothekar-Renten-Bank	500

Allgemeine Verkehrsbank	500
Wiener Tramway-Gesellschaft	300
Oesterr. Central-Boden-Credit-Bank	100
Herr Franz Regenhart	300
„ Coloman Grünwald	100
„ Leon Mandl	100
„ J. S. Tauber	100
„ Dr. Gustav Freund	50
Raten- und Renten-Bank	500 fl. Papierrente
Wiener Wechselstuben-Ges.	1000 „ „

III. Ausweis.

	fl.
Herr Baron Anselm von Rothschild	2000
Löbl. österr. Staatseisenbahn-Gesellschaft	2000
„ Franco-österr. Bank	2000
Herren Teitelbaum & Cohn	500
„ Gebrüder S. und M. Reitzes	300
Herr Josef Ritter von Lippmann	300
„ Paul Primavesi	300
„ N. N.	200
„ Dr. H. Grünbaum	200
Herren Herzel und Carutta	200
„ Aub und Springer	200
Herr Dr. Bernhard Stall	200
„ Gustav Freiherr von Suttner	200
„ Adolf Graf Dubsky	200
„ Dr. Ph. Mauthner	200
„ Emanuel Proskowetz	200
„ Heinrich Brandeis	100
„ Isidor Russ	100
„ Ludwig Rosauer	100
„ E. Kanitz	100
„ Jaques Ehrenzweig	100
„ Dr. Emil Berend	500 fl. Papierrente
„ Dr. Otto Löbenstein	500 „ „

IV. Ausweis.

	fl.
Priv. österr. Nationalbank	3000
Allgemeine österr. Bank	2000
A. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn	2000
Herr Louis Freiherr v. Haber	1000
Herren H. Todesco's Söhne	1000
„ Gebrüder Klein	500
Herr Alexander Lippmann	200
„ Max Pollak	100
„ Jaques Kann	100

Herr Lipschütz 100
„ Landau 100
„ M. T. Galatti 100
„ Scheyrer 100
„ Charles Meyer 100
Allgemeine Depositenbank . . . . 500 fl. Papierrente
Herr Baron Andrian-Werburg . . . . . . 200 „ „
Ausserdem haben für den Pensionsfond gespendet:

Die I. österr. Cassenfabriks-Actiengesellschaft eine eiserne Casse.

Herr Hofgraveur Jauner zwei Siegelpressen.

Herrn Taussig's »Waffenfabrik« war wohl zu jener Zeit noch nicht gegründet; sonst hätte sie unfehlbar einen Revolver beigestellt.

* * *

Der Warnungsruf hat gefruchtet, den ich in der Nummer 70 der ‚Fackel' betreffs der »Wiener Volksoper« und des Inseratensegens, den sie über die Lande gestreut, ausgestoßen habe. Das Urtheil, das ich damals ohne alle Informationen, lediglich auf Grund offenkundiger Thatsachen, über die neue Gründung gefällt habe, bewog vierzehn Männer, die sich von dem ursprünglich viergliedrigen Comité hatten anwerben lassen, sich über dessen Gebarung und über die Verpflichtungen, die sie ahnungslos eingegangen waren, endlich Aufklärung zu verschaffen. Das Ergebnis ist bekannt: jene Vierzehn traten am 22. März aus dem Actionscomité aus. Darüber herrscht nun großes Schweigen im ganzen Blätterwald; der wahre Grund des Zerwürfnisses darf der Oeffentlichkeit nicht bekannt gegeben werden. In der Sitzung vom 18. März, die ganz unter dem Eindruck der Kritik der ‚Fackel' stand, fiel, wie ich aus dem Protokoll ersehe, das charakteristische Wort, dass »bei künstlerischen Unternehmungen die Presse stets gerne bereit sei, Notizen zu bringen und man höchstens, um nicht ohne Gegenleistung dazustehen, einmal zu annoncieren brauche«. Dieses klar zwischen Publicierung und Bestechung unterscheidende Wort sprach einer der vierzehn

Herren, die vier Tage später austraten. Die Auskünfte, die sie erhalten hatten, waren erschreckende: Für Inserate waren 34.500 Kronen, an sonstigen Spesen 8000 Kronen verausgabt; auf Grund der bereits erfolgten Zeichnungen waren 42.000 Kronen eingezahlt und daher der ganze Betrag der Einzahlung bereits ausgegeben. Noch aber waren 50.000 Kronen weiterer Spesen präliminiert. Und das vorbereitende Comité hatte ein Statut ausgearbeitet, dessen § 5 die Zeichner, falls das Unternehmen scheitert, für die Deckung der Spesen bis zur Höhe ihrer Einzahlung haftbar macht. Die Zeichner der nächsten 300.000 Kronen übernehmen also das Risico, dass mit dem von ihnen einzuzahlenden Gelde (50.000 Kronen) die Taschen von Zeitungsleuten, in denen bereits 34.500 Kronen verschwunden sind, noch mehr gefüllt werden und endlich die Gründung verkracht, ohne dass sie irgendwelchen Anspruch auf Rückerstattung hätten. Die vierzehn dem vorbereitenden Comité zugezogenen Herren erklärten, jenem §5 der Statuten nicht zustimmen zu können, rügten die maßlose Verschleuderung der eingezahlten Gelder an sämmtliche beutegierigen Winkelblätter und meldeten, da sie sich mit den vier Mitgliedern des vorbereitenden Comités nicht einigen konnten, ihren Rücktritt an.

Inzwischen inseriert die »Wiener Volksoper« lustig fort; zwölf Stunden nach der Sprengung des Actionscomités erschienen unsere von jedem, der sie nicht bezahlt, unabhängigen Wochenschriften wiederum mit seitenfüllenden Inseraten der »Wiener Volksoper«, am Sonntag prangten die ‚Pikanten Blätter‘ im gleichen Schmuck, und tagsdarauf fand man nicht nur in den berüchtigtesten Montagszeitungen das »Volksoper«-Inserat, sondern in einer, deren Revolver die Dimensionen einer Kanone besitzen soll, auch einen Angriff auf die vierzehn Männer, die sich durch »eine immer verneinende Kritik« zum Austritt aus dem Actionscomité hätten bewegen lassen. Allmählich scheinen aber die eigentlichen Gründer der »Wiener Volksoper« zur Erkenntnis zu

kommen, dass es so nicht weiter geht. Man hat die vierzehn Ausgetretenen, wie die Tagesblätter am 29. März mittheilten, zurückgerufen und erklärt, dass »ihrem Motiv durch entsprechende Verfügungen inzwischen Rechnung getragen worden ist«. Vielleicht ist es noch möglich, das Unternehmen in die richtigen Bahnen zu leiten; nur müsste es vor allem in die rechten Hände kommen. Jedenfalls aber in Hände, die nicht bloß selbst rein sind, sondern sich auch scheuen, schmutzige zu drücken. Man muss nur einmal den Muth haben, den journalistischen Erpressungsversuchen zu trotzen, und man wird mit Staunen gewahr werden, dass sie ganz unschädlich und dass auch die journalistischen Empfehlungen lange nicht so nützlich sind, wie man bisher geglaubt hat.

* * *

Liebe Fackel!

Zwei kleine Buben kommen heulend und mit blutenden Gesichtern vom Spielplatz zur Mutter gelaufen. »Was habt's Ihr denn g'macht?« fragt diese. »Z'sammg'stoßen san mir!« heult der Eine. »Ja, wie habt's Ihr denn das ang'stellt?«, fragt die Mutter weiter. »Mir ham Südbahn g'spielt«, plärrt der Andere.

*

Liebe Fackel!

Mit kindlicher Freude berichtete kürzlich die ‚Neue Freie Presse‘, dass ihr ein Wohlthäter allerlei Frühlingsblumen geschickt habe, »die alle am Südabhange der Burg Alt-Teufenbach in der Seehöhe von 850 Metern gepflückt worden sind.« Was, denkst du nun, hat die liebe alte Tante mit den gepflückten Blumen angefangen? Sie etwa in ein Herbarium verbannt? Nein. »Die Frühlingsboten wurden sorgsam betreut und sprießen so fröhlich weiter, als hätten sie gar nie die Trennung von der Mutter Erde ertragen müssen«. So bescheiden erzählt die ‚Neue Freie Presse‘ von dem Wunder, das Jehovah durch sie gethan hat, dass das Wunderbare vielleicht manchem ihrer Leser entgangen ist. Nicht so

einem geübten Leser der ‚Fackel‘,

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn von Spens-Booden, Justizminister. Aber Excellenz! Diese Beantwortung der christlichsocialen Interpellation wegen des ehemaligen Terminspielers und jetzigen Laienrichters W e i ß v. W e l l e n s t e i n können Sie doch selbst nicht ernstnehmen. Natürlich, Herr Weiß ist gerichtlich unbescholten. Aber das ist ja sogar ein Defraudant, wenn er nur vor der Anzeige den Schaden gut gemacht hat. Und Herr Weiß hat auch den besten Leumund; den Leumund erhebt nämlich die Polizei bei der Hausmeisterin, und bei der sind die Leute, die am öftesten nach zehn Uhr abends nach Hause kommen und pünktlich Sperrgeld zahlen, am besten angeschrieben. Aber vielleicht haben Sie noch ein übriges gethan und wegen des Herrn Weiß Erkundigungen bei seinem Gönner, dem Handelskammerpräsidenten Mauthner, eingezogen? Jedenfalls muss ich es bedauern, dass ein österreichischer Minister sich mit so oberflächlichen Informationen zufrieden gibt. Erfreulich ist nur, dass Sie nicht auch die Mitarbeiterschaft des Herrn Weiß am Economisten, die doch in der Interpellation als besonders gravierend angeführt war, zu vertheidigen gesucht haben. Ich deute wohl nicht mit Unrecht Ihr Schweigen über diesen Passus der Interpellation als Zustimmung.

Lehrer. Der Fall S e i t z? Der gieng doch das Parlament gar nichts an. Als der Abgeordnete Spincic vor mehreren Jahren wegen seiner politischen Thätigkeit außerhalb des Abgeordnetenhauses gemaßregelt wurde, war es begreiflich, wenn auch irrig, dass manche darin eine Verletzung der Rechte des Hauses erblickten. Unsere deutschen Liberalen waren übrigens damals, wie bekannt, nicht so empfindlich. Aber das Verfahren gegen Herrn Seitz hat ja mit seiner politischen Thätigkeit nichts zu schaffen. Herr Seitz ist wegen seines rüden Benehmens im Bezirksschulrath in Disciplinaruntersuchng gezogen worden. Das ist allerdings u n s t a t t h a f t. Denn er hat sich bloß ungezogen, aber nicht standeswidrig aufgeführt. Würde der Landesschulrath dem Antrag auf Entfernung des Herrn Seitz aus dem Schuldienst stattgeben und Herr v. Hartel dieses Disciplinarurtheil wie andere, ärgere bestätigen, so wäre eben ein neuer Beweis für die Dringlichkeit einer Reform des Disciplinarverfahrens und die Schaffung einer obersten gerichtlichen Instanz erbracht. Die Radicalen aller Parteien des Abgeordnetenhauses haben sich aber gründlich blamiert. Wenn der Antrag des Herrn Dr. Ofner angenommen wäre und das Haus wirklich die Einstellung der Disciplinaruntersuchung gefordert hätte, so würde sich der Landesschulrath keinen Pfifferling darum gekümmert haben, weil ein Haus des Reichsraths unmöglich durch eine Interpretation ein Staatsgrundgesetz abändern kann. Der § 16, Al. 3, des Gesetzes vom 21. December 1867 ist ganz deutlich. Es braucht nicht erst den juristischen Scharfsinn des Herrn Dr. v. Grabmayr, um zu beweisen, was dort unter »gerichtlicher Verfolgung« zu verstehen ist. Es heißt doch wörtlich: »w e g e n e i n e r s t r a f b a r e n H a n d l u n g . . .

gerichtlich verfolgt«; das kann nichts anderes bedeuten als: strafgerichtlich verfolgt. Die Absicht, das Immunitätsrecht durch eine Abänderung des § 16 zu erweitern und auch Disciplinaruntersuchungen von der Zustimmung des Parlaments abhängig zu machen, ist entschieden zu missbilligen. Die Wahlurkunde würde dadurch zum Freibrief für scrupellose Advocaten, für inserierende Geschlechtsärzte und andere Wackere, die nur Gott und den Disciplinarrath zu fürchten haben. Man bedient sich jetzt des Falles Seitz, um die eigenen dunklen Ziele zu erreichen. Warum hat Herr Dr. Vogler, der sich des socialdemokratischen Lehrers so warm annahm, nicht auch von der Disciplinaruntersuchung gesprochen, die soeben gegen ein Mitglied seiner eigenen Partei, Herrn Dr. Stefan Licht, bei der Brünner Advocatenkammer geführt wird? Gegen Herrn Licht, der übrigens schon wegen seiner die Standesehre verletzenden Mitarbeiterschaft am Economisten der ‚Neuen Freien Presse' zu disciplinieren wäre, hat die Wiener Advocatenkammer kürzlich in Brünn eine Anzeige wegen Schmutzconcurrenz erstattet. Es hätte sich gewiss empfohlen, den Reichsrath darüber aufzuklären, dass es auch außer dem verfolgten Lehrer noch Leute gibt, denen durch die Erweiterung der Immunität geholfen werden kann.

Parlamentarier. Herr Dr. Otto Lecher schreibt im Morgenblatt der ‚Bohemia' vom 21. März: »Das Geldbedürfnis der Regierenden ist von jeher der Urgrund alles Parlamentarismus gewesen. Dieser Verismus bestätigt sich in unseren Tagen aufs neue.« Herr Dr. Lecher, der ehemalige Socialpolitiker, wird seit zwei Jahren immer besser national gesinnt und dürfte wohl bald unter die Sprachreiniger gehen. Einstweilen verwendet er zwar noch Fremdwörter; aber er wendet sie bereits falsch an. »Verismus« für »Wahrheit«: Kind, sagte ein sorgsamer Vater zu seinem Sohn, gebrauche kein Fremdwort! Denn man kann nie wissen, was es bedeutet.

Demokrat. Herr Lucian Brunner hatte freilich Unrecht, wenn er bei der Volkszählung »hebräisch« als seine Umgangssprache angab; aber doch nicht ganz und gar. Und die Redacteure der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' hinwieder, die ihn darob tadelten, hatten nicht so ganz Recht, wenn sie sich zur deutschen Umgangssprache bekannten und die Behauptung aufstellten, das hätte auch Herr Brunner thun müssen. Die Wahrheit liegt, wie so oft, auch hier so ziemlich in der Mitte.

Leser in Leipzig. Besten Dank. Auch für die Mittheilung, dass bei der Berliner Polizei seit längerer Zeit bereits eine Polizeiärztin (Frl. Dr. H. Hacker) fungiert, die in erster Linie in Fällen wie dem der Französin amtlich zu intervenieren hat.

Leser in Schlesien. Sie brauchen nicht zu zweifeln. Die ‚Neue Freie Presse' hat sich aus der alten ‚Presse' entwickelt, wie das ‚Wiener Tagblatt' aus dem Steyrermühlblatte: durch Schleifenentwendung.

Erst wenn ich Ihnen dies noch einmal versichere, sind Ihnen, so erklären Sie, und anderen Lesern in der Provinz die Augen über das innerste Wesen Ihres Leibblattes geöffnet. Ich bedauere, dass dies erst jetzt geschieht und dass, wie Sie gestehen, Ihr »Gewissen durch Decennien mit der ‚Neuen Freien Presse' durch Dick und Dünn gegangen« ist. Immerhin: die Erkenntnis ist spät, aber gut. Beim Schleifenraub in der Steyrermühl hat übrigens jener Herr Berthold Frischauer thätig mitgewirkt, von dem ich kürzlich erzählte, dass er heute in Paris der österreichisch-ungarischen Botschaft attachiert ist. Er sprang mit einem Satz — der beste, der ihm je gelungen ist — in das Expeditionslocal und brachte den draußen wartenden Herren Szeps und Sándor Singer die heißersehnten Abonnentenschleifen . . . Den Namen des verdienten Gelehrten, der ungehalten war, als man ihn mit »Regierungsrath« ansprach, kann ich Ihnen nicht nennen, da ich nicht das Recht habe, den am Gasthaustisch geäußerten Unwillen zu einer öffentlichen Kundgebung zu machen. — Besten Dank für Ihre thätige Reue, die mir noch wertvoller ist als Ihre freundliche Anerkennung.

A. P. Sie haben Recht. Der eine handelt mit Knoppern, der andere mit Kenntnissen. Die Familie Szeps hat sich jetzt auf die Wissenschaft geworfen und ‚Das Wissen für Alle' begründet. Mit Kronprinzenbriefen allein gieng's eben nicht; das war nur ein »Wissen für Wenige« . . . Ihre Auffassung der Buchrecensionen ist gewiss zutreffend. ‚Das Wissen für Alle' enthält in Nr. 8 die Briefkastenantwort: »Die Bücherpreise bei Gelegenheit von Besprechungen anzuführen, ist nicht üblich, weil die Besprechungen dadurch den Charakter von Inseraten erhalten.« — Dass Bücherbesprechungen nicht nur den Charakter von Inseraten haben, sondern thatsächlich Inserate sind, ist ja männiglich bekannt. Es gibt hier aber zwei Gruppen: nämlich wirkliche Besprechungen und Verzeichnis der »eingelaufenen Bücher«. Die »eingelaufenen Bücher« sind Inserate, der Preis dafür sind eben die Bücher, mit denen sich der Herausgeber eine kostenfreie Bibliothek anlegen kann; eventuell kann er sie auch verklopfen. Am Ende der Rubrik »behält sich die Redaction vor, diese Bücher nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit und des verfügbaren Raumes zu besprechen«. Diese Clausel findet sich ausdrücklich in dem Montagabendblatte des ‚N. W. Tgb.', kann aber auch stillschweigend subintellegiert werden, z. B. bei der ‚Wage'. Immerhin weiß man, dass die Besprechungen weder nach Wichtigkeit noch nach Maßgabe des verfügbaren Raumes erfolgen. Wichtigkeit ist Nebensache: Hauptsache ist Freundschaft oder materielles Interesse. Der verfügbare Raum ist ebenso Nebensache; Beweis dafür, dass sich das ‚N. W. Tgb.' am Sonntag eben mehr Raum verschafft zur Placierung seiner Annoncen als sonst. Interessant ist es aber, wenn das ‚Wissen für Alle' uns glauben machen will, dass seine Bücherbesprechungen erst durch Beifügung des Preises den Charakter von Annoncen erhalten. Dieser ist doch bereits genügend gewahrt durch die am Ende der Rubrik »Vom Büchertisch« angebrachte Be-

merkung: Alle hier besprochenen Bücher können durch die Buchhandlung Moritz Perles u. s. w. bezogen werden. (‚Wissen für Alle‘, Nr. 8, S. 17.)

A. B. Sie haben mich missverstanden. Ich werde mich gewiss freuen.

Artifex. Ueber den Klimt-Schwindel, den wir soeben in zweiter Auflage schaudernd miterlebt haben, spreche ich bestimmt ein andermal.

Leser. Was zwischen Herrn C. Karlweis und der Südbahn vorgegangen ist, weiß ich leider nicht. Er veröffentlichte kürzlich in der ‚Neuen Freien Presse‘ eine Novelle in Briefen, die zum Theile in Lovrana spielt. »Da bin ich endlich«, beginnt der erste Brief. »Die Fahrt schien endlos, und als ich in Mattuglie den Waggon verließ, war ich so müde, dass ich mich am liebsten gleich auf dem Bahnhofe hingesetzt und auf die berühmte Wagenfahrt längs der Quarneroküste, sowie auf Lovrana verzichtet hätte.« Herr Chlumecky wird sich für diese Reclame, die der Secretär C. Weis der Südbahn macht, bedanken. Die Bosheiten des »Wiener Aristophanes« gegen sein Institut sind vielleicht darauf zurückzuführen, dass ihm die Verfügung über die Freikarten für die Pressfreunde entzogen wurde. Dass diese ihm trotz einer für seine literarische Geltung so bedeutungsvollen Südbahnreform treu geblieben sind, beweist die begeisterte Aufnahme, die sie seiner letzten Vorlesung bereitet haben. In einem der Referate las ich sogar den folgenden Satz: »Die erste Skizze rührte durch ihre einfache Tragik, und der Canarienvogel, der mit seinem ‚Rrrr duj‘ das Schlusswort hat, wird wohl Vielen in Erinnerung bleiben. Karlweis brachte diesen Vogellaut so wohltönend und so musikalisch heraus, dabei so nebenher und anspruchslos, als ob es weiter gar keine Kunst sei, derartige Dinge zu lesen.« Karlweis möchte eben auch darin Aristophanes gleichkommen, dass er Vögel sprechend einführt.

Dramaturg. Dass Herr Bahr sich über die Urgesetze der Bühnentechnik nicht klar ist, hat er nicht nur als Autor, sondern auch als Kritiker neulich bewiesen. Darin sind beide Berufe, die er einnimmt, vollständig compatibel. Herr Bahr schrieb, bevor er als Autor des »Franzl« verunglückte, als Kritiker der »Tragödien der Seele« die folgenden naiven Sätze: »— — Ich habe das auch mit den ‚Wienerinnen‘ wieder erlebt. Die einzige Scene darin, die man bezweifelt, die man carikiert und unwahr gefunden, die man als einen tollen Einfall von mir behandelt hat (die Scene der Marie im dritten Act, mit der großen Wuth über die Verlobung des von ihr abgewiesenen Freiers), ist genau nach dem Leben aufnotiert. Sie hatte mich gereizt, als ein Beweis, wie Frauen eben Empfindungen haben, die den männlichen Begriffen durchaus unzugänglich sind. Aber eben deshalb wollen die Leute sie nicht gelten lassen. Was soll da der arme Autor

thun? Ich kann doch nicht selbst herauskommen, um zu erklären ‚Ich gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, dass sich dies wirklich zugetragen hat — da haben Sie den Namen der Dame und die Adresse fragen Sie nur den Mann!'« Herr Bahr ist also endlich auf dem Punkte dramatischer Weisheit angelangt, Bühnenwahrheit mit dem »wirklich Erlebten« zu verwechseln. Er sieht die Dinge mit den Augen des Localredacteurs an und entdeckt die Aufgabe des Theaters darin, Vorfälle, wie sie sich »wirklich« zugetragen haben, zu schildern. Als ob das Wahre auch immer das Wahrscheinliche sein müsste! Der »arme Autor«, der von der Bühnenoptik nichts versteht, müsste freilich zu Zwischenactsbetheuerungen seine Zuflucht nehmen. Aber vielleicht werden dann auch die Theaterzettel des Deutschen Volkstheaters entsprechend verändert; etwa so: »— — nach einer Idee des Bracco und nach einem Ehrenwort von Hermann Bahr«.

»Ein gefoppter Gründer des Deutschen Volkstheaters.« Sie haben ganz recht. Aber ich halte Herrn Dörmanns »Krannerbuben« für das weitaus gemeinere von den beiden Stücken. Sie senden mir das Actionsprogramm, mit dem das Deutsche Volkstheater ins Leben trat. Herr Bukovics versprach, »ein den Charakter veredelndes, den Geist und das Gefühlsleben würdig förderndes, mithin ein Institut zu schaffen welchem eine eminente Bedeutung für die Entwicklung des Volkes innewohnt«. Und jetzt kommt nach Fräulein Plessner, die Mädchenschicksale durch physiologische Störungen bestimmen lässt, Herr Dörmann zu Wort, dessen gehirnmüder Nachtcafé-Ton und dessen Milieu einen daran erinnern könnten, dass die Lex Heinze ihren Namen von dem Processe gegen einen Zuhälter herleitet. Sie schreiben »Als grobe Vernachlässigung seiner Pflichten muss man das Gebahren des Ausschusses des Deutschen Volkstheater-Vereines bezeichnen, der seit Jahren zusieht, wie der von ihm zu controlierende Director Bukovics in der schlimmsten Weise seinem Verdienste nachjagt, unbekümmert um die Klagen so vieler Gründer, die in ihren Erwartungen so schmählich getäuscht wurden.« Nun, es kommt auch für Herrn Bukovics die douloureuse, so da »Generalversammlung« heißt.

Mit dem vorliegenden Hefte ist der zweite Jahrgang der ‚Fackel' beendet. Mit Nr. 73 tritt die ‚Fackel' das 9. Quartal und dritte Jahr ihres Erscheinens an. Band VIII, der die Nummern 64–72 umfasst, erscheint demnächst.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.





